This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

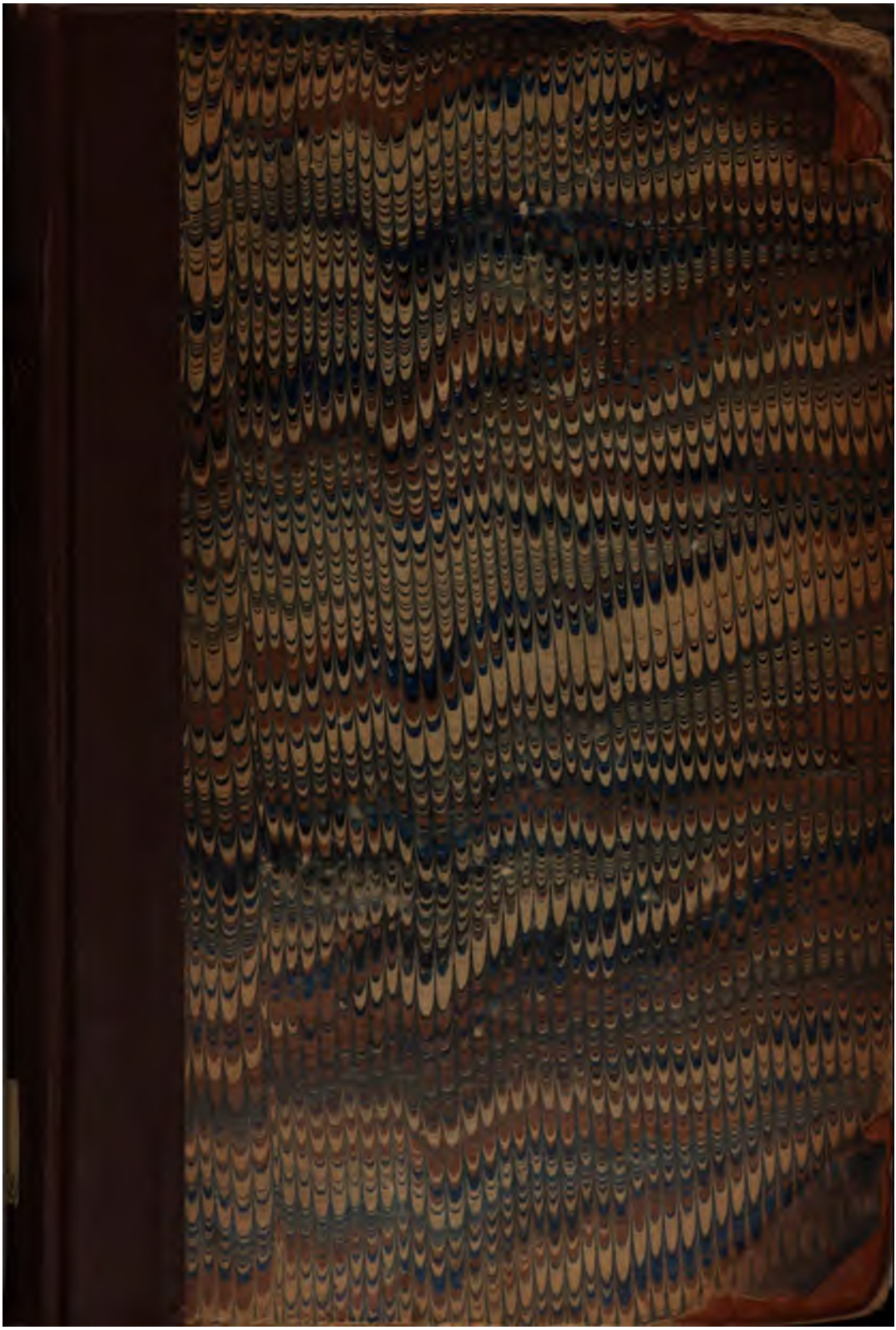
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

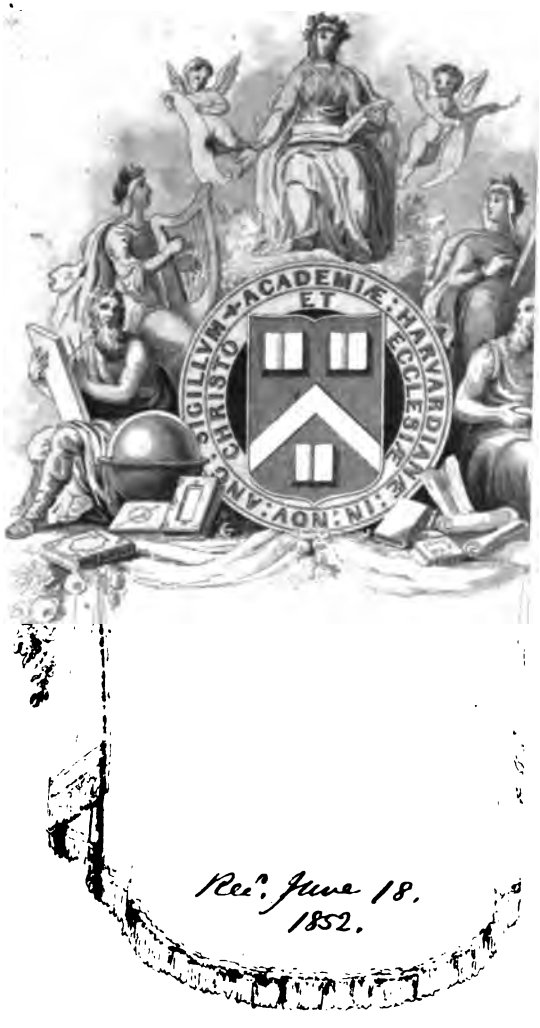
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



~~0½.71.9.~~

[redacted]

Ott 3158.45.12(2) B. Mar



Rec^d. June 18.
1852.

[redacted]

Fragmente aus dem Orient.

Zweiter Band.

Fragmente

aus dem

Orient.

Von

Dr. Jakob Ph. Fallmerayer.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1845.

Ott. 3158.45.12
MG 938.45 (2)

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

IX. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 1. . . . 1

X. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 2. . . . 51

XI. Fünf Wochen in Theſſalonika 141

XII. Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien 198

XIII. Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß 324

XIV. Das ſlaviſche Element in Griechenland 367

XV. Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt 459

XVI. Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den frieſiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert . 479

IX.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

1.

„Verlaß die Welt und komm zu uns," ſagten die Mönche, „bei uns findeſt du dein Glück. Sieh nur dort die ſchön gemauerte Klauſe, die Einſiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fenſterſcheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehäge, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kaſtanienwaldes blickt! Wie ſilberhell es unter dem Geſtein hervorſprudelt, wie es murmelt im Oleanderbuſch! Hier haſt du milde Lüfte und die größten aller Güter — die Freiheit und den Frieden mit dir ſelbſt. Denn frei iſt nur wer die Welt überwunden und ſeinen Sitz in der Werkſtätte aller Tugenden (ἐργαστήριον πασῶν ἀρετῶν) auf dem Berg Athos hat." Es war voller Ernſt, die frommen Väter erkannten ihren Mann, die Melancholie, die Sehnſucht, den Preis der Einſamkeit und den Zauber, den Waldöde und friſche Scenen der Natur über weltmüde Seelen üben.

Nicht als Mönch, dazu gehöre eigener Beruf, sondern als unabhängiger Bundesgenosse sollte ich meine Hütte im Revier ihrer heiligen Gemeinschaft aufschlagen und frei von allem Zwang gleichsam als Kostgänger irdischer Glückseligkeit in Gebet, in Sammlung des Geistes, in Leseübung, in Gartenarbeit, in Gesellschaft oder allein durch die buschichten Wälder streifend, allzeit aber im Frieden ausharren, bis der Lebensfaden abgelaufen und die Morgenröthe der schönern Welt erscheint. Für jetzt soll ich noch in die Heimath gehen, verkaufen was ich habe, sollte die tausend Wurzeln, die mich ans abendländische Leben fesseln, muthig aus dem Herzen reißen und ohne Zagen auf die Insel der Glückseligkeit und des Friedens zurückeilen. Für eine mäßige Summe,[1] ein für allemal dem Kloster St. Dionys bezahlt, sey ich lebenslänglich Herr der romantischen Klause, nachdem man contraktmäßig festgesetzt, wie viel ich wöchentlich an Brod, Wein, Mehl, Hülsenfrucht, getrockneten Fischen, Oliven, Licht, Feuerung und anderer Nothdurft für mich und meinen Begleiter aus dem Klostervorrathshaus zu beziehen habe. Das Angebot — ich gestehe es — war verführerisch. Alle Qualen des Occidents, das junge Heidenthum, die Bücherfluth, L...s zwölf dicke Bände über deutsche Urgeschichte, von der man so wenig Kunde hat, ach!

[1] 1200 fl. rhein.

zwölf Bände voll Redefluß, voll Kunst und voll unfruchtbarer Gelehrsamkeit; Feuerbachs gigantische, trostlose Philosophie, die Compendienschreiber fielen mir ein und die schlechten Künste, die Eitelkeit, die Ignoranz, der Hochmuth, der Schmutz und die Langweile, die sich überall vordrängen, dazu noch der Leipziger Meßkatalog, das Titanische im Wissensdrang und der ungestillte Durst nach Erkenntniß und Genuß; Wankelmuth, Partheisucht, Demagogenehrgeiz und Experimentalregiment, Abd-el-Kader, die Pariser Advokaten, germanische Verblendung, Mohilew und das verlorne Glück bestürmten zu gleicher Zeit den Sinn. Ich wankte schon und wollte von so vielen und so großen Uebeln Sicherheit erkaufen als Klausner auf der grünen Berghalde St. Dionys. Nach einer Nacht voll innerer Bewegung stieg ich in aller Frühe den Klosterfelsen hinab zum Orangenbach, und auf der gegenüberliegenden Seite der Engschlucht zur Klause hinauf, um mein künftiges „Ohne-Sorgen" in der Nähe anzusehen. Indessen senkte sich über Steilwände und Felsengewirre im feiertäglichen Schimmer das Sonnengold vom einsamen Athos-Gipfel langsam zum Tannenwald herab, legte sich nacheinander auf das helle Kastanienlaub, auf das Platanendickicht, auf die Klause und ihre Gärten mit Herbstflor und Rebgelände, und erreichte endlich die Nußbäume, die Limonien und das dichtverschlungene, laubichte Geranke der waldichten Schlucht, fiel auf

das Burgverließ, auf den bleigedeckten Dom und die byzantiniſchen Kuppeln, auf die Mauerzinnen und Söller von St. Dionys: unten lag ſpiegelglatt der weite Golf und von innen tönte Glockenklang, ſüße, heimathlich melancholiſche Seelenmuſik des Chriſtenthums. Ach wäre der Menſch bleibender Glückſeligkeit hienieden ſchon fähig, wo empfände er ihren himmliſchen Reiz, wenn nicht in der grünen Waldſtille dieſes beglückten Cherſoneſes! Man begreift, wie einſt Sertorius, müde ſeiner Zeit und ergriffen von unendlicher Sehnſucht nach Frieden, mitten im Tumult des Bürgerkrieges auf den Gedanken kam, vor ſich ſelbſt zu entfliehen und fern von dem tobenden Sturm der Römerwelt den Reſt ſeiner Tage hinter Celtiberien auf den „Glücklichen Inſeln" zu verleben. Sertorius ging aber nicht auf die glücklichen Inſeln, wollte Seelenfrieden erringen ohne den Lockungen der Ehrſucht zu entſagen, hatte die Liebe zu Herrſchaft und Sinnenrauſch noch nicht erſtickt, die Welt noch nicht überwunden wie die anatoliſchen Tugendhelden, die freiwilligen Selbſtpeiniger und Kampfzeugen in den Kaſtanienwäldern und lorbeergeſchmückten Thalſchluchten des Athosberges, dieſes koloſſalen, von der Natur ſelbſt aufgethürmten und mit unverwelklichem Feſtgewande umzogenen Münſters von Byzanz. Das Bild iſt nicht phantaſtiſch, es iſt naturgetreu, Athos iſt Wald-Dom der anatoliſchen Chriſtenheit. Ein mehr

als zwölf Stunden langes, zwei bis drei Stunden breites und durch eine ſchmale niedere Landzunge an den Continent gebundenes Bergeiland erhebt ſich in iſolirter Majeſtät über die tiefe Fluth des Strymoniſchen Golfes.[1] Das iſt der Berg Athos. Langgeſtreckt iſt die Halbinſel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegoſſen, noch als ſchiefe Ebene nur auf Einer Seite aufſteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felſengewirre unregelmäßig ausgefülltes Conglomerat: halbig und ſanft ſteigt es von beiden Strandſeiten gegen die Mitte empor und läuft ſattelförmig mit wachſender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende ſtrotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Waſſerſpiegel herausſteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachſen, einſam und frei die rieſige Athos-Kuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin ſichtbares Kirchlein, das höchſte und luftigſte Gotteshaus der morgenländiſchen Chriſten, zugleich Sitz der Sommerluſt, der Andacht und der Windsbraut für die Athoniten. Man denke ſich eine Auguſtnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloſer Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller

[1] Im gewöhnlichen Karavanenſchritt rechnet man von der Eingangsſtation des Hagion-Oros bis zum äußerſten Punkt bei Kloſter Laura wenigſtens achtzehn Stunden Zeit.

fächelnd, Nachtigallen im Roſenbuſch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergſpitze; oder wie das Morgenroth und der erſte Sonnenſtrahl goldfunkelnd auf die Felſenkrone fällt und weit unten auf dem Kaſtanienwalde noch ſchweigſame Nacht oder kaum das erſte zweifelhafte Dämmerlicht über den Kloſterzinnen am Strande liegt!

Athos iſt Hochwarte des ägäiſchen Meeres und Leuchtthurm aller Orthodoxen in Byzanz.[1] Vom Feſtlande in das Meer hinausſpringende Cherſoneſe ſind vorzugsweiſe eine Eigenthümlichkeit der griechiſchen Welt. Zu Keraſunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos ſelbſt hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein ſo ſchlankes Maß angelegt, die Wände ſo romantiſch ausgeführt und den Wuchs in ſo liebliche Formen gegoſſen wie hier. Ein felſichtes ſchroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Iſthmus ſtreichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Ueberſchreitung dieſer Querwand

[1] Die Höhe des Bergkegels beträgt nach Griſebach 6400 Fuß über der Meeresfläche, und um die Zeit der Sommerſonnenwende fällt der Abendſchatten, wie die Alten verſichern und die Berechnungen der Neueren beſtätigen, bisweilen auf den Marktplatz der Stadt Myrina der nahen Inſel Lemnos.

über tiefe Schluchten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, thut ſich eine Scene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beſchreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergſchneide durch hellgrünes Gebüſch und dichtverwachſenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinſel bis zum hohen Athoskegel. Bald ſchroff und ohne vermittelnden Uebergang, bald ſanft und in verlorenen Halden ſenkt es ſich zu beiden Seiten des Weges in romantiſchen Vorſprüngen und verſchlungenen Thalwindungen oder in weiten, amphitheatraliſch ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einſiedlergehöfte, in dunkelem Waldſchatten, hier zum ſingitiſchen, dort zum ſtrymoniſchen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Waſſerſpiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Thräne wehmuthsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers.[1] Tief unten am Strande, in weiter Entfernung von einander abgeſondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Geſtein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauſchenden Silberbächen, zwiſchen Limoniengärten

[1] „Weibiſche Empfindſamkeit!“ „geräucherter Schmerz der Deutſchen!“ würde ein Moskowit bei dieſer Stelle ausrufen. A. d. Verf.

und langwipflichten Cypreſſen heimathlich verborgen, erſcheinen die Mönchskaſtelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit Wart- und zinnenbekränzten Feſtungsthürmen und eiſenbeſchlagenen Doppelflügeln zur Hut der byzantiniſchen Heiligthümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei aller Mannigfaltigkeit der Schwellung, bei allem Wechſel der Schatten, des Lichts, der üppigen Scenerie doch überall gleiche Abſtand vom Bergkamm gibt dem Auge die volle Herrſchaft über die wunderbare Doppelpracht.[1] Der ſchlankſtämmigen Pinie und der Weißtanne mit hellgrünen langen Nadeln begegnet man nur am Felſenportal des Eingangs und auf der obern Region des Steinkegels. Der langgeſtreckte Raum zwiſchen beiden iſt ein zuſammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kaſtanienbäumen, von Cypreſſen, Weinreben, Lorbeer- und Haſelſtauden, von Maſtixſtrauch, von immergrünen „Arbutuskirſchen",[2] Maulbeer- und Obſtſtämmen aller Art — hellgrünes, luft-

[1] Zwei bis drei Stunden mag das Aufſteigen vom Strande zu beiden Seiten bis zum Longitudinalwege auf dem Bergſcheitel betragen.

[2] Arbutus, Erdbeerbaum, Κόμαρος, in alten Büchern auch Hagapfelbaum genannt, anderswo nur Geſtrüpp, hier 10 bis 12 Fuß hoher Baum.

durchfächeltes Berggewand, wo die Myrte, die Roſenhecke, der Weißdorn, der Smilax, die Coronilla, die ſchattige Globularia und das ſaftige Grün der Epheuranke auf dem Boden, über der Steinwand und am lebendigen Kaſtanienzaun alle Räume füllt; wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauſcht, wo es überall quirlt und rieſelt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterraſſe fällt und fortrauſcht mit Gemurmel im Erlbuſch! Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Xeropotamo vorüber, durch romantiſches Waldgeſchlinge zum Höhenkamm, trifft man mitten im Dunkelſchatten des Laubwaldes, rechts am Pfade, eine grüne Alpenwieſe mit Zaunwerk künſtlich eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen; es iſt Mittagsgluth, die ſchweigenden Lüfte, das Bienengeſumme, der Wanderer ſitzt am Born, Kaſtanienlaub und Alpenflor ſchwanken im Waſſerſpiegel,

> Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
> Non tulit ulterius,

„wie der Morgenthau in der Sonne, ſo ſchmilzt ihm die Seele in der Bruſt.“

Wie jener Emir in Alhambra können wir Alle, ſelbſt der Größte und Glücklichſte, die Tage wahrer Seligkeit und innigen Entzückens aus unſerem Leben ohne Mühe zuſammenzählen. Ich werde einen Septemberabend in den Engthälern des kolchiſchen

Amarantengebirges und die Mittagsraſt am Wieſenplan ober Xeropotamo nie vergeſſen. Wie unbegreiflich, wie preislos und verächtlich doch in ſolchen Momenten all unſer Mühen und Streben erſcheint! Der Menſch iſt aber nicht zu ſtillem Genuß, er iſt zum Kampf geboren; ſchweigend eilt er am offenen Thor der Seligkeit vorüber und ſucht ſich neuen Gram.

Der Berg Athos mit dem gegenüberliegenden Küſtenſtrich des macedoniſchen Erzgebirges (Chalcidice), möchte man glauben, ſey eigentlich die Urheimath des Kaſtanienbaumes: nirgend, ſelbſt in Kolchis, treibt er mit ſolcher Fülle und Ueppigkeit aus der Erde hervor; nirgend iſt ſein Blatt ſo hell und warmgrün, ſeine Frucht ſo ſüß, ſein Wuchs ſo rieſenhaft, die Fortpflanzung ſo raſch und wucheriſch wie hier. Man denke ja nicht an die Magerkeit der Baumwälder in Südeuropa, oder gar an die langweilige Symmetrie und feingebürſtete Ordnung unſerer Hof- und Kunſtgehäge. Auf Hagion-Oros iſt freie Wildniß und kunſtloſes, von der Wurzel an heiter und breit belaubtes liebliches Dickicht in verſchlungenen Pfaden, durch die Meiſterhand der Natur für die Luſt menſchlichen Sinnes gepflanzt und aufgezogen. Wie es nur überall rankt und ſproßt und in geiler Ueppigkeit aus dem Boden dringt, ein kühnes unſterbliches Pflanzengeſchlecht mit urweltlicher Kraft vom zarten, geſtern gebornen Zweiglein bis zum ſtrotzenden Strauch und durch alle Zeit- und Lebensſcalen

hinauf zum Mannesalter, zum Secularbaum, zum antediluvianiſchen Koloß!

Daß erhitzte Phantaſie und ideale Ausſchmückung am Gemälde keinen Antheil haben, vielmehr jeder Pinſelſtrich aus Wahrheit und unmittelbarer Anſchauung genommen iſt, mag der Fremdling an ſich ſelbſt erproben. Er wandle nur bei ſchöner Zeit, wenn auch nicht über den ganzen Längen-Hochpfad vom Kloſter Chilantari bis zum Rieſenkegel, doch wenigſtens über die reizende Partie oberhalb des Burgfleckens Karyäs bis zur Wegſcheide, wo man vom Waldkamm in Schlangenwindungen ſüdwärts zur Pomeranzenſchlucht von St. Dionys niederſteigt. Ich zweifle, ob ein Europäer, ausgenommen Griſebach, je in dieſe Gegend des Berges gekommen iſt, weil man in der Regel dem kürzern und bequemern Weg zur See von der Bucht unter Xeropotamo dem romantiſchen Abenteuer zu Lande den Vorzug gibt. Freilich hat man wegen Empfindſamkeit und romantiſchen Schwärmens für prachtvolle Naturſcenen und Waldeinſamkeit die Deutſchen von jeher ausgelacht. Aber was ſoll man ſagen, wenn der Bergabhang von Karyäs mit ſeinen luftigen Pinien, ſeinen Gärten, Cypreſſen und Rebenguirlanden bis zum Kloſter Iwiron hinab ſogar froſtigen Seelen aus den britiſchen Inſeln als ein zweites Eden erſcheint, das Baumelyſium von Kerafia aber mit ſeinen Sturzbächen zur Zeit der Frühlingsblüthe, wenn die Waſſer

rauſchen und die Nachtigall im Buſche ſchlägt, ſelbſt von abgeſtumpften Klausnern und Weltüberwindern des Athos wie ein irdiſches Paradies geprieſen wird? Nur iſt alles Reden und Malen umſonſt, weil die Sprache zu arm und mit einem Schlage das Panorama in ſeiner Farbenpracht der Seele vorzuzaubern unvermögend iſt.

Daß in dieſer beglückten, von der Welt abgelegenen und von der Natur ſelbſt zum Sitze ſtiller Schwärmerei eingeweihten Wildniß nur Mönche wohnen und das Grundeigenthum ſeit Jahrhunderten als feſter, wohlverbriefter, unantaſtbarer Beſitz der einundzwanzig annoch beſtehenden Klöſter kataſtermäßig einregiſtrirt und keine Handbreit Land ſchwebend und ohne Eigenthümer iſt; ferner, daß die Grenzſcheide der einzelnen Kloſtergebiete ſchon lange und überall im Gehölze, am Bach, am Felsabhang, unter Hader, Prozeß und Plünderung türkiſcher Austrägalgerichte feſtgeſetzt und das ganze Gebiet für ſich ein zuſammenhängendes Gemeinweſen, eine feſte Körperſchaft mit aller im Sekularverbande herkömmlichen Ungleichheit in Vermögen, Macht, Anſehen, Erwerbsfähigkeit, Lebenspraxis, Leidenſchaft und Trieb, aber mit Municipalfreiheit und Selbſtverwaltung bilde, iſt zum Theil auch in Europa nicht mehr unbekannt. Nur möchte man auch von den frühern Schickſalen des grünen Cherſoneſes, von den Anfängen der Mönchskolonien, ihrer Einrichtung, ihrer Denkweiſe und

Sitte, ihrem Wirken und Schaffen, von Büchern, Architektur, Kunst, Gelehrsamkeit und Tugendspiegel der frommen Athosväter Einiges erfahren. Die Neugierde ist nicht unzeitig. Der heilige Berg mit seinem Urwald, mit seiner festverwachsenen und versteinerten Kirchenkonstitution ist Central- und Lebenspunkt des oströmischen Glaubens, gleichsam der Vatikan des Orients, Zielpunkt aller Sehnsuchten, Sammelplatz des Reichthums wie der kirchlichen Ueberlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltsatten von Byzanz, ja das einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie.

Fragt man aber die Mönche um eine dokumentarisch beglaubigte Geschichte des heiligen Berges und seiner Institute, erhält man überall dieselbe Antwort: es gebe keine. Aber warum macht ihr euch nicht ans Werk? habt ihr nicht Goldbullen, Papiere, Zeit und Ruhe genug? „Wozu wäre das gut?" fragen die Väter entgegen, „wir sind hier nur vorübergehend, sind nur Gäste, die auf ihrer Wanderschaft zur Ewigkeit heute einkehren und morgen den Platz Andern überlassen: unser Geschäft ist Gebet und Kirchendienst, alles andere überflüssig"

Eine politische Rolle, wie die beiden benachbarten, von einem Kranz prachtvoller Pflanzstädte ehemals umschlungenen, aber weniger romantisch geformten Chersonese von Kassandra und Siggis, hat die Halbinsel Akte mit ihrem Riesenkegel im

griechiſchen Colonialſyſtem nie geſpielt.[1] Die Gegend duldete keine große Stadt, weil des pflugbaren Bodens nur wenig und wegen des tiefen und ſturmvollen Meeres im Alterthum wie heute ſelbſt der Fiſchfang nur von geringem Belange war. Während in der Nachbarſchaft das gewaltige Potidäa und das reiche Olynth ihr Gewicht in die Wagſchale der griechiſchen Geſchicke legten, nennt die älteſte Notiz bei Herodot hier nur fünf unſcheinbare, nicht einmal von Hellenen beſetzte Orte: Dion, Holophyros, Akrathooi, Thyſſos und Kleonä, von denen man nicht einmal die Lage angeben kann, weil ſelbſt die Ruinen verſchwunden oder vielmehr im Bau der Mönchskaſtelle aufgegangen ſind. Nur die Stelle von Akrathooi verräth der Name; es mußte an der Spitze der Halbinſel am Fuße des Bergkegels liegen, wo heute die große Abtei Laura mit ihren Steinthürmen und Feſtungsmauern glänzt. Ohne Zweifel decken auch die reichen Klöſter Vatopedi und Xeropotamo mit ihren Buchten und Gartenhalden die Gräber zweier Athosſtädtchen. Aber nirgend eine Inſchrift, kein Grab, keine Urne, keine Spur. Sicherer Beweis, daß die Athoniten wie die benachbarten Volksſtämme in Thracien und Illyricum Barbaren ohne Kunſt und ohne Alphabet geweſen ſind, im Beſitze ihrer ärm-

[1] Athos ward im Alterthum bekanntlich auch Akte genannt, wie das heutige Kaſſandra und Siggia ehemals Pallene und Sithonia hießen.

lichen Heimath aber von den Hellenen nicht angefochten wurden.

Thucydides in einer merkwürdigen Stelle ſeiner Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges nennt die Bewohner der fünf obengenannten Städtchen auf Athos ein barbariſches Miſchlingsvolk, das zwei Sprachen rede; zwar enthalte es einige Zuthat aus Chalcidice, Hauptbeſtandtheil aber ſeyen durchaus Pelasger und jene Tyrrhener, die einſt auf Lemnos und in Athen hausten, dann Kreſtonier, Biſaltier und Hedonen.[1] Dieſe Stelle iſt für die ſpätere Geſchichte des Athos nicht ohne Wichtigkeit. Thucydides kannte jene Gegend vollkommen, verſtand die barbariſche Landesſprache und wohnte zwanzig Jahre lang in der Nachbarſchaft auf ſeinem Beſitzthum zu Skapte-Hyle in Thracien.

Ohne Zweifel war das romantiſche Halbeiland Athos in vorchriſtlicher Zeit eben ſo wie heute ein Wallfahrtsort der umliegenden Völker, ein Nationalheiligthum und gleichſam thraciſches Loretto, deſſen Bewohner, wie jetzt die Mönche, zum Theil von Zehrung und milden Gaben heidniſcher Pilger lebten. Stand nicht ein koloſſales Bild des thraciſchen Jupiter auf der Spitze des Bergkegels, wo jetzt das Kirchlein Maria Himmelfahrt? und feierte man nicht in einem Tempel am Strande, wo jetzt die Abtei des

[1] Thucyd. lib. IV. cap. 109.

Philotheos, jährlich ein großes Heidenfeſt ſämmtlicher Athoniten, von dem die Lokaltradition bis auf dieſe Zeit geblieben iſt? Noch heute, ſagten die Mönche dem jungen Zachariä, liegt ein Bruchſtück des vom ſiegenden Chriſtenthum zertrümmerten Götzen in einer Schlucht unterhalb des Gipfels. Natürlich redete dieſes Tempelvolk der thraciſchen Athoniten als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel neben dem einheimiſchen Barbarendialekt auch das Griechiſche, und war in vollem Sinne *δίγλωσσος*, d. i. doppelſprachig, wie es heute die Tzakonen ſind.

In iſolirten Gegenden, beſonders wenn man vom frommen Glauben der Mitwelt lebt, hat der Volkscharakter meiſtens eine Zähigkeit und traditionelle Cohäſion, einen Erwerbs- und Erhaltungstrieb, wie er bei andern Leuten in der Regel nicht zu finden iſt. In einer handſchriftlichen Geſchichte des Kloſters Philotheos lieſt man die ſonderbare Notiz: Zur Zeit als man den heiligen Berg Athos den Mönchen überließ und die Klöſter gründete, habe der orthodoxe Imperator Conſtantin ſämmtliche Bewohner der Halbinſel in den Peloponnes verſetzt und in derſelben Gegend angeſiedelt, wo jetzt die Tzakonen ſind.

Athoniten und Tzakoniten, meint der philologiſche Kloſterbruder, ſeyen offenbar Synonyma, man dürfe ja nur *θ* in *κ* verwandeln und von vorne *τζ* anfügen und man habe aus *Ἀθωνίταις* in beſter Form *Τζακωνίταις* gemacht. Der Verfaſſer einer

neuern gelehrten Abhandlung über das Volk und die Sprache der Tzakonier erkennt, nach Anleitung des Byzantiners Gregoras, im räthſelhaften Tzakonenvolk einfach die Lakonen des Alterthums oder lieber noch das peloponneſiſche Urvolk der Kynurier, was natürlich auch viel wahrſcheinlicher iſt, da man im erſten Falle blos Lak in Tſchak, im zweiten aber gar nur Kyn in Tza und ur in kon umzuſetzen braucht, um für die Kynurier Tzakonier zu erhalten. Nach weiſem Dafürhalten einiger Doktoren auf dem Philologenkongreß zu Olympiokonaritheſſalotſcheritſchanioloſono kommen Verwandlungen dieſer Art an griechiſchen Eigennamen häufig vor.

Entnommen iſt dieſe hiſtoriſche Sage einer Ueberſiedlung der Athoniten nach Morea aus einem uralten auf Bockshaut geſchriebenen Dokument, das auf dem heiligen Berge unter dem Namen „ὁ τράγος, der Bock“ bekannt iſt und die älteſten Nachrichten über den Anfang der Mönchskolonie enthält. Die Thatſache ſelbſt iſt außer Zweifel, nur die Nebenumſtände ſind fabelhaft. Wie Ruſtem in Iran und der Geiſterbanner Suleïman im ſemitiſchen Aſien, iſt im byzantiniſchen Reich Konſtantin I. jener mythiſche Heros, jenes welterfaſſende apokalyptiſche Rieſengenie, dem alles Große und im Urſprung Dunkle der chriſtlichen Heldenperiode und Staatsbegründung von der unwiſſenden Menge gläubig zugeſchrieben wird.

Zu Konſtantins I. Zeiten gab es in jener Gegend noch keine Mönche, wurden auf Athos keine Klöſter gebaut, folglich Niemand überſiedelt. Die Ueberſiedelung konnte erſt nach Wiederbezwingung des ſlaviniſirten Peloponneſes ſtattfinden, weil es vor dieſer Zeit keinen Diſtrikt Tzakonia gab. Eine noch weit kindiſchere Legende ſchiebt die Anfänge der Möncherei auf Athos gar auf die erſten Jahre nach Chriſti Tod zurück. Auf einer Seefahrt nach Cypern, um St. Lazarus zu beſuchen, habe der Sturm die heilige Jungfrau in Geſellſchaft des Apoſtels Johannes nach Athos verſchlagen und auf derſelben Stelle, wo jetzt das Kloſter Iwiron ſteht, zu einer Zeit an das Land getrieben, wo man eben im nahen Tempel ein großes Götterfeſt ſämmtlicher Bergbewohner feierte. Bei ihrer Landung haben die Götzenbilder laut gerufen: „Seht! ſeht! Die Mutter Gottes kommt, eilet und fallet vor ihr nieder!“ Und wie ſie den Ruf gethan, ſeyen ſie zugleich mit dem großen Jupiter-Idol am Gipfel zertrümmert von ihrem Sitz herabgeſtürzt. Die Athoniten ſeyen dann vor Maria niedergefallen, hätten ſich ungeſäumt zum Chriſtenthum gewendet, ihr Götzenhaus gereinigt und der Gottesgebärerin zum Tempel eingeweiht. In der Folge habe St. Freitag auch noch den römiſchen Kaiſer Caracalla bekehrt und der kaiſerliche Neophyt zu Ehren St. Peter und Paul das heutige Cönobium Caracallas (*τοῦ Καραχαλλοῦ*) geſtiftet. Andere

Klöſter des heiligen Berges rühmen ſich anderer Stifter: die Imperatoren Konſtantin, Konſtans und Theodoſius I., Arkadius, die kaiſerliche Prinzeſſin Pulcheria und ſogar Mariens Seegefährte St. Klemens hätten auf dieſem gottgeweihten Boden klöſterliche Denkmäler ihres religiöſen Eifers, ihrer Gottesfurcht und Pracht aufgerichtet.

Keine dieſer Legenden beſteht vor dem Richterſtuhl der Kritik, wie es der geſchichtſchreibende Mönch von Philotheos wohl ſelbſt eingeſteht. Man beginnt ja nicht mit prachtvollen Abteien, mit Kirchenſchmuck und kaiſerlichem Arſenal. Alles menſchliche Inſtitut geht von unſcheinbaren und ärmlichen Verſuchen aus. Melancholiſche Sehnſucht nach Einſamkeit iſt unſerem Gemüth eingeboren. Das Chriſtenthum ſchlug zuerſt dieſe Saite an und ſchuf die Menſchen der Seelentrauer und des unſtillbaren Verlangens. Nur wenn er ganz allein und auch noch vor ſich ſelbſt geflohen iſt, gewinnt der Menſch die Ruhe. Geduld gibt noch keine Freiheit, und deſpotiſchem Druck weltlicher Verhältniſſe kann man nur durch Flucht entrinnen. Deßwegen wuchs „die neue Philoſophie der chriſtlichen Stoa“, wie ſie die byzantiniſchen Kirchenſcribenten nennen, gleichſam als Talisman und Amulet gegen die Tyrannei des Secularſtaates im Gewand der Eremiten und Heſychaſten (ἡσυχία, „die Stille“) aus dem Boden der oſtrömiſchen Welt hervor. Für Stilllebende, weil Reibung und Wechſelſpiel

menſchlicher Leidenſchaften fehlt, gibt es keine Annalen, und Niemand hat aufgeſchrieben wann, wie viel und wie oft ſehnſuchtbedrängte, weltflüchtige Byzantiner im Schatten athonitiſcher Kaſtanienwälder zuerſt ihren Frieden fanden.

Während des fünfthalbhundertjährigen Nordſturms vom Zeitalter des Arcadius bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts (400—841 nach Chriſtus), wo der kaiſerliche Spötter und Trunkenbold Michael, Theophil's Sohn, auf dem byzantiniſchen Throne ſaß, geſchieht des Berges Athos, ſeiner Bewohner und ſeiner fünf Städtchen in keinem Autor ausdrückliche Erwähnung. Was iſt aus dem thraciſchen Miſchlingsvolk, aus den doppelſprachigen Tempelleuten von Akrathooi und Holophyros während der Bedrängniſſe und Verwandlungen der Slavennoth geworden? Alles Fragen iſt vergeblich. Wenn es aber beim großen Einbruch der Gothen unter Alarich in Griechenland (396 nach Chriſtus) in den Waldungen des Oſſa und der Thermopylen ſchon von chriſtlichen Anachoreten wimmelte, wie man aus Eunapius von Sardes ſchließen will, ſo mußte freilich auch die liebliche Waldöde auf Athos damals ſchon der Sammelplatz weltſcheuer Büßer ſeyn. Procopius in ſeinen Geſchichten redet von den Slavengräueln der nahen Cherſoneſe Caſſandra und Helleſpont; nur vom Athosberg weiß er nichts zu ſagen. Am meiſten aber iſt zu beklagen, daß über Schickſal

und Zuſtand des Hagion-Oros während der 47jährigen Herrſchaft des Imperators Konſtantin Copronymus bei den armſeligen Chroniſten des achten Jahrhunderts gar nichts verzeichnet iſt. Man kennt jene Periode unter dem matten Namen des Bilderſtreites. Es war aber ein vom Thron ausgehender, gegen den Geiſt des Volks mit Waffengewalt deſpotiſch durchzuführender politiſch-theologiſcher Umwälzungsverſuch der oſtrömiſchen Monarchie, ein Kampf des Fortſchrittes, der Neubelebung, des abendländiſchen Elements wider den Stillſtandsgenius und die Verknöcherung von Byzanz. Copronymus wollte die Mönche bändigen, wie nach ihm Sultan Mahmud die Janitſcharen ſchlug. Beide Reformatoren griffen zu denſelben Mitteln, rangen gegen dieſelben Hinderniſſe und ſcheiterten an derſelben Unmöglichkeit. Nur gebührt, wenn von eiſerner Conſequenz und Energie die Rede iſt, die Palme nicht dem islamitiſchen, ſondern dem chriſtlichen Autokraten.

Zu beiden Seiten des Helleſponts, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz zog Konſtantin ſelbſt mit ſeinem Reformheere, zerſtörte mit wahrhaft türkiſcher Wuth Gemeißeltes und Geſchnitztes, hob die Klöſter auf, ließ widerſpänſtige Mönche öffentlich geißeln, zwang ſie mit Nonnen zu tanzen und Hochzeit zu halten, ſteckte ſie truppenweiſe unter die Legionen, oder verbrannte ſie zugleich mit ihren Büchern, ihren Bildern und ihren Gotteshäuſern im

flammenden Wirbel ihrer Zellen. Brandfackel, Geißel, Henkerbeil, Aufruhr des Volkes und Wuth des Imperators erfüllten das ganze Reich. Und doch war Alles umsonſt! Nach mehr als hundertjährigem Reſtaurationsgräuel zog die Regierung am Ende doch den Kürzern und die Mönche behielten Recht. Erſt nach vollſtändigem Sieg des byzantiniſchen Reichsgenius über die Staatsverbeſſerungs- und Seculariſationsideen des kaiſerlichen Hofes unter benanntem Michael III. erſcheinen urkundlich die erſten Waldeinſiedler auf Athos, geiſtliche Nomaden und Hüttenbewohner, zwar ohne Pracht und mauerfeſte Convente, aber doch nicht mehr, gleich wilden Thieren, ohne geſellſchaftliche Gliederung und innern Verband.

Der Einſiedler am Centralkirchlein zu Karyäs war Vorſtand und Wortführer ſämmtlicher Anachoreten in ihren Anſprüchen auf ausſchließlichen Grundbeſitz des Berges, Vorpoſten der neuen aus den chriſtianiſirten Slaven-Schupanien in Macedonien, Theſſalien und Hellas herangewachſenen Bevölkerung der Byzantinerwelt. Rund um den heiligen Berg auf den Inſeln (Lemnos, Imbros, Samothrace und Thaſos) ſowohl als auf dem Continent war Theſſalonica noch der einzige nordiſcher Barbarei entronnene Punkt.[1] Nachdem das kaiſerliche Heer die eingebrungenen

[1] Sieh Tafels vortreffliches Werk: De Thessalonica ejusque agro etc. Berlin 1839.

Slaven im Felde beſiegt, rückten die Mönchsgarniſonen nach, um das Werk der Waffen durch geiſtige Unterjochung und Bekehrung zu vollenden. Unter Michaels Nachfolger Baſilius Macedo (867 — 889 n. Chr.) baute der konſtantinopolitaniſche Mönch Johannes Kolobos das erſte Steinkloſter auf dem über die Slaven eroberten Terrain unweit des Caſtrums Hieriſſos (Ruine von Akanthos), nicht auf dem Berge Athos ſelbſt, ſondern noch außerhalb auf der ſchmalen fruchtbaren Erdzunge, welche den Cherſones mit dem Continent verbindet.

Der neue Abt begehrte die „Bergöde des Athos", wie er ſie nannte, als Kloſtergut für die neue Stiftung, und der Kaiſer bewilligte die Bitte in einer goldgeſiegelten Urkunde, die man im Archiv zu Karyäs noch heute zeigt. Dies iſt zugleich der erſte geiſtliche Beſitztitel des heiligen Berges, deſſen ſtilllebenden Einſiedler hiemit in rechtskräftigen Schutzverband des kolobitiſchen Kloſters am Iſthmus traten. Und weil die armſeligen Heſychaſten trotz ihren Erbanſprüchen noch immer von den Umwohnern geneckt, geſtört und durch Benützung der Weideplätze in ihrem beſchaulichen Leben gehindert wurden, hörte Baſilius ihre Klagen an und verordnete auf deſſelben Abtes Fürbitte durch eine zweite Goldbulle, daß in Zukunft kein weltlicher Menſch wegen Erwerbes, kein Hirt, keine Heerde die gottgeweihte Stätte betrete und die geiſtlichen Uebungen der frommen Väter ſtöre. Kolobos'

Nachfolger in der Abtei kehrten ſich aber nicht an den kaiſerlichen Befehl und geſtatteten neuerdings gegen Jahreszins Viehheerden und Leuten aus der Nachbarſchaft den Zutritt in die heilige Wildniß, „weil ſie verbrieftes Eigenthum des Kloſters ſey.“

Kaiſer Leo Philoſophus (889 — 912 n. Chr.) ſchaffte Recht und ſchränkte die Anſprüche der Kolobiten ein. Sein Nachfolger hob durch förmliche Emancipation und Unabhängigkeitserklärung der Anachoreten die Verbindung mit der Abtei in Hieriſſos völlig auf, und man ließ die Weltüberwinder wenigſtens von dieſer Seite in Frieden. Allein die Niederlaſſung der Araber auf der Inſel Kreta (827 — 961 n. Chr.) war eine neue und langdauernde Quelle der Bedrängniſſe für den Athos, beſonders während der Regierungszeit des Konſtantin Porphyrogenitus (912 bis 959 n. Chr.). Saraceniſche Korſaren beunruhigten alle Meere, verwüſteten die Küſtenſtriche und verſcheuchten die griechiſchen Schiffe aus dem Archipelagus und die frommen Büßer aus ihren einſamen Zellen im Kaſtanienwalde. Namentlich ward die Mönchsanlage Vatopädi, unter Angabe fabelhafter Umſtände, um das Jahr 862 n. Chr. von den Räubern verwüſtet und verbrannt, und das grüne Eiland, wie es ſcheint, neuerdings zur Wüſte. Wenigſtens redet um dieſelbe Zeit St. Euthymius von Theſſalonica im Leben der heiligen Väter, Symeon, Joſeph und Baſilius bald von zwei, bald gar nur von einem

Eremiten auf Athos, die am Ende auch noch bei wiederholten Landungen der Piraten die Flucht ergriffen und die Werkſtätte frommer Beſchaulichkeit, wenigſtens längere Zeit, ohne Bewohner ließen.

Entſchieden iſt bei aller Dunkelheit der Zeiten doch ſo viel, daß um das Jahr 960 n. Chr. von den in der Folge ſo berühmten und prachtvollen Klöſtern des heiligen Berges noch keines ſtand, ja nicht einmal ein ſteinernes Wohnhaus nach den Regeln byzantiniſcher Architektur errichtet war. Die Einſiedlerhütte am Bach, in der Nußbaumſchlucht, am Lorbeerbuſch, am Waſſerfall rang noch um Daſeyn und Boden heute wider kretiſche Seeräuber, morgen wider Habſucht und geiſtlichen Hochmuth des Kolobitenabtes, ein drittesmal wider Zudringlichkeiten wandernder Viehhirten, Slaven und Walachen vom Continent. Aber die verlaſſenen Hütten füllten ſich immer wieder, weil das geplagte Volk in Byzanz die freien Lüfte und den rauſchenden Platanenbach am Hagion-Oros nicht vergeſſen wollte. Es fehlte nur ein lebendiger Mittelpunkt, ein Geſetzgeber, ein Mann höherer Weihe, um die zerſtreuten Kräfte zu verbinden und friſches Lebensſpiel im erdrückten Körper aufzuregen. Das Viele in demokratiſch vereinzelter Wirkſamkeit mag nirgend etwas Gedeihliches zu ſchaffen. Dieſer Mann höherer Weihe iſt endlich in der Perſon des Mönchs Athanaſius, des eigentlichen Begründers der heute noch blühenden

Klostergemeinde, auf Athos erscheinen. Er kam mit einer Kolonie Mönche aus der griechischen Hauptstadt und pranget mit Recht als geistlicher Städteerbauer und Heros im Kalender der anatolischen Kirche.[1]

Das Abendland kennt den Namen dieses Heiligen eben so wenig als es bisher Ursprung und Lebenskraft des von ihm geschaffenen Institutes kannte. Sein erstes Auftreten unter den Eremiten des heiligen Berges fällt in die Regierungsperiode der beiden Autokraten, Flavius Romanus des Jüngern und Nicephorus Phocas des Saracenenbesiegers (von 959—969 nach Christus), als durch Ausrottung arabischen Blutes und Glaubens auf Kreta das griechische Meer wieder offen und das Hüttenleben auf Athos neuerdings im Schwunge war. Jedoch fand der neue Legislator nur erst wenige Einsiedler, und zwar in Noth und Armuth aller Dinge, ohne Arbeit und ohne Genuß; „denn die Eremiten pflügten nicht, zogen keine Furche, hatten weder Ackerochsen noch Zugvieh, noch irgend ein anderes Lastthier; ja sebst die Hunde fehlten. Sie selbst, in Hütten aus Knüppeln zusammengerichtet und mit ärmlicher Bedachung aus Futterkraut versehen, ertrugen Winter und Sommer, in Hitze und Kälte die entgegen-

[1] Ist nicht mit St. Athanasius, dem berühmten Erzbischof von Alexandria, Helden des christlichen Dogmas im 4. Jahrhundert, zu verwechseln.

geſetzteſten Wirkungen der Jahreszeiten. Und galt es etwas herbeizuſchleppen, vertraten die Einſiedler ſelbſt die Stelle der Packthiere, legten eine Vorrichtung wie Mauleſelſättel auf ihren Rücken und ſchleppten — als wahre Zugochſen des Herrn Jeſu Chriſt (ὑποζύγια τοῦ Χριστοῦ) — keuchend und ſchweißtriefend die Laſten fort.[1] Ihre Nahrung beſtand in Früchten wildwachſender Bäume, wenn nicht mitleidige Schiffer hie und da etwas Getreide oder Hirſe gegen frommes Gebet zum Tauſche boten." Dies klingt freilich anders als die fabelreichen Beſchreibungen des ſchon um 862 n. Chr. mit Goldplatten gedeckten Tempeldaches in Vatopädi oder die vorgebliche Verleihung von Meierhöfen und Dörfern in Macedonien durch Theodoſius I. nach Beſiegung des Uſurpators Eugenius an daſſelbe Stift.

Bei aller perſönlichen Freiheitsliebe und aller Rohheit des Privatlebens hatten die Anachoreten doch,

[1] *Οὐ γὰρ γῆν ἤρουν, οὐκ αὔλακα ἔτεμνον, οὐ βοῦν εἶχον, οὐχ ὑποζύγιον, οὐκ ἄλλο τι τῶν ἀχθοφόρων ζώων, οὐ κινάριον, οὐ κύνα· ἀλλὰ καλύβας ἐκ μικρῶν πηξάμενοι ξύλων καὶ ὀροφὴν αὐταῖς ἐκ χόρτου συμφορεθεῖσαι ἐπισχεδιάσαντες, οὕτως ἐν θέρει, οὕτως ἐν χειμῶνι διεκαρτέρουν τῶν ἐναντίων τοῦ ἀέρος ἀνεχόμενοι προςβολῶν. Εἰ δέποτε καὶ γένοιτό τις χρεία μεταλαμβάναι τι τῶν παρ' αὐτοῖς, αὐτοὶ δι' ἑαυτῶν, τὴν τῶν νοτοφόρων ζώων χρείαν ἐπλήρουν· ἐπιῤῥώματα γάρ τινα οἷα τὰ τῶν ἡμιόνων τοῖς ἑαυτῶν ἐπιτιθέντες νώτοις, ταῦτα δὴ τὰ τοῦ χῦ ὑποζύγια, οὕτως ἐν αὐτοῖς τὰ ἄχθη μετέφερον.* MSC. Atho.

wie oben angedeutet, eine Art gesellschaftlicher Einrichtung, ein locker zusammenhängendes Gemeindeband, Bundescentrum und Kapellenregiment um das Ganze zu stützen, ohne die Bewegungen des Einzelnen zu beengen. Unter den Nußbäumen, wo heute der schöne Burgflecken Karyäs, stand damals schon ein kleines Kirchlein, um das sich dreimal des Jahres, zu Weihnachten, um Ostern und am 15. August, sämmtliche Bergeinsiedler in gemeinsamer Berathung ihrer Angelegenheiten zusammenfanden. Drei Volksversammlungen einer demokratischen Eremitenrepublik, Rousseau's Bild des sozialen Glückes! Frei, müßig und dennoch sicher seyn, wäre aller Menschen stiller Wunsch. Wie wird es dem städtischen Sittenverbesserer und seinen neuen Ideen unter diesen thierisch lebenden Waldmönchen ergehen? Die Politur, das feingeschliffene Wesen der kaiserlichen Residenz sollte mit der stumpfen Derbheit eremitischer Athleten, monarchische Zucht mit der rohen Ungebundenheit harthöriger Demokraten den Kampf bestehen.

St. Athanasius schritt langsam vor und wollte weniger auf dem Wege der Rhetorik als des Exempels zum Ziele kommen. Zuerst gründete er am Fuße des Athoskegels in einer schatten- und wasserreichen Lage mit Hülfe ärarialischen Goldes das Vorbild und Musterconvent St. Laura mit gewölbtem Thore, gemauerten Zellen in der Runde und steinernem Gotteshaus in der Mitte. Byzantinische Mönchspraxis

mit Handarbeit und Gebet, mit gemeinſchaftlicher Mahlzeit und Unterwerfung Aller unter den Willen eines Einzigen war das auf Athos noch nie geſehene Schauſpiel der jungen Kolonie. Man pflügte, pflanzte, ſäete, kelterte und kochte warme Speiſen, webte Gewänder, führte Zugvieh ein, und lebte menſchlich unter wohnlichem Dache zu großem Erſtaunen der armen, heiligen und wilden aber freien Troglodyten. Gewiß, denkt der Leſer, haben die frommen Väter mit ihrem Mauleſelſattel auf dem Rücken die Einführung des Laſtviehes mit freudigem Gefühl begrüßt und den Mann geſegnet und wetteifernd die Hand nach den bisher unbekannten Vortheilen und Genüſſen ausgeſtreckt. Von allem geſchah das Gegentheil.

St. Athanaſius mit ſeinem Laura-Inſtitut, ſeinem Weizenbrode, ſeiner Kloſterökonomie und ſeiner Weinkelter fand überall Widerſpruch; man tadelte, man ſchrie und pochte laut über gefährliche Neuerung, über ungeiſtliches Treiben, über Umkehrung altherkömmlicher Ordnung und verwünſchte laut Arbeit, Ziegeldach und Kaſernenzucht des fremden Reformators. So widerlich iſt dem Menſchen jeder Angriff auf ſeine alten Gewohnheiten, ſelbſt wenn die Neuerung Vortheil bringt, und ſo unduldſam iſt unſere Natur, daß wir aus fremder Hand ſogar das Gute nicht ohne Zwang und Widerſetzlichkeit nehmen wollen, wie es berufene und unberufene Weltverbeſſerer von jeher empfunden haben.

St. Athanaſius hatte auch in der That den Frieden geſtört und den Berg in zwei feindliche Parteien getrennt: die Laurioten mit ihrer neuen Ordnung und ihnen gegenüber die ſtarren Anhänger der alten Waldfreiheit und des alten Schmutzes. In den Augen der letztern war die Einführung des Stadtmönchthums auf dem Hagion-Oros ein Rückſchritt in der Heiligkeit, weil nach der urſprünglichen Idee der anatoliſchen Kirche der Anachoret auf einer höhern Stufe moraliſcher Vollkommenheit ſteht als der in gemauerter Zelle eingeſchloſſene Aſcet. Und weil ſie im Aufblühen des neuen Kloſters einen förmlichen Angriff auf ihre Mönchsfreiheit und zugleich ein ſchweres Hinderniß auf dem Pfade des Seelenheiles erblickten, brach endlich zur Vergeltung ſeiner Sorgen und Mühen wider Abt Athanaſius den Neuerer, den Umwälzer, der die alte Ordnung aufgehoben, tyranniſche Herrſchaft eingeführt und wider alles Herkommen Zellen, Mauern und Gärten angelegt, Laſtvieh auf den Athos gebracht und ſogar Weinreben gepflanzt, ein förmlicher Aufſtand ſämmtlicher Eremiten aus.

Sie ſchickten Abgeordnete zu Phoca's Nachfolger Johannes Tzimiſces (von 969 bis 975) und ſchrien im Palaſt: „Nieder mit Athanaſius! Nieder mit Kloſter, mit Reben, Gärten, Mauern und Gebäude! Es ſey Einöde wie zuvor!“ Aber Athanaſius gewann den Prozeß, und der Kaiſer baute den großen

Steinthurm und St. Stephansſchanze als Akropolis und Schirmburg der Laura-Kolonie wieder die meuteriſchen Eremiten. Erſt nach dieſer Niederlage gaben die Vertheidiger der alten Praxis nach, verließen ihre Grasdachhütten und bauten auch feſte Wohnungen wie Athanaſius. Zugleich verlieh der Imperator mit Beiziehung des Abtes in Laura und anderer Kloſtervorſtände in der Hauptſtadt die erſte Conſtitution, eine Art Charte oder vielmehr organiſchen Edikts, worin Beſitztitel und gegenſeitige Rechte der neugeſchaffenen Berggemeinde, mit Hausregiment, Subordination, Arbeit, Gottesdienſt und Lebensweiſe der Brüderſchaften feſtgeſetzt und verzeichnet waren.

Dieſe Nachrichten über die Origenes des heiligen Berges ſind zwar kaum nothdürftig, aber ſie ſind urkundlich und aus zum Theil noch aufbewahrten kaiſerlichen Goldbullen gezogen, ſo daß die unbeglaubigten Legenden und thörichten Faſeleien gutmüthiger, aber ungelehrter Mönche, beſonders im großen und reichen Vatopädi, in Zukunft Niemanden mehr bethören ſollen. Vier Punkte ſtehen feſt: 1) die Uranfänge des Einſiedlerinſtituts auf dem Berge Athos verlieren ſich im fabelhaften Dunkel der vorſlaviſchen Byzantiner Periode des 5. und 6. Jahrhunderts; 2) das geſetzlich eingerichtete, reformirte Mönchthum mit Steinbau und verbrieftem Eigenthum begann erſt in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts (circa 970

nach Chriſtus); 3) Mutterſtift, nach welchem ſich die übrigen Neubauten richteten, iſt das heute noch blühende große Kloſter Laura am äußerſten Rande der Halbinſel; 4) weil die europäiſchen Provinzen des byzantiniſchen Kaiſerthums mit Griechiſchreden damals noch nicht fort konnten, waren die Bewohner der neugebauten Convente großentheils ſlaviſcher Herkunft, weßwegen man jetzt noch, ſelbſt in den älteſten Stiftungen wo das Slaviſche längſt erloſchen, im Slavendialekt geſchriebene Liturgien und Kirchenbücher findet. Ob man die alte, halb ſerbiſch, halb griechiſch verfaßte Handſchrift über die erſten Kloſteranlagen auf Hagion-Oros, wie der Hiſtoriograph von Philotheos meldet, zu St. Laura noch ſehen könne, ward diesmal leider nicht unterſucht.

Nach Dämpfung des erſten Widerſtandes ging der Aufſchwung, wie es ſcheint, raſch aber nicht friedlich voran. Während in der erſten Conſtitution unter Kaiſer Tzimiſces nur achtundfünfzig Anſiedlungen verzeichnet waren, erſcheinen unter Konſtantin Monomachus (1042 bis 1054 nach Chriſtus) neben Laura ſchon andere Klöſter im großen Styl, namentlich das ſchöne Xeropotamos und das große Vatopädi, neben einer Menge ſteingemauerter Klauſen mit Kirche, Garten, Ackerfeld, Obſtwald und eingefriedigtem Beſitz, im Ganzen über hundertundachtzig ſelbſtſtändige Anlagen mit 700 Mönchen, die ſich aber zur Zeit des benannten Herrſchers „voll teufliſcher

Zwietracht in Prozeſſen und Schlägen unter einander zerriſſen."

Hader über Mein und Dein, Gierde nach Erweiterung der Marken, kirchlicher Hochmuth und Kaſtengeiſt, Neid der armen Kloſterbrüder gegen die reichen, laxer Sinn im Gegenſatz blinder Zeloten und ſtrenger Klauſur hatten Eintracht und Frieden vom heiligen Berge verbannt und alle Gemüther erbittert. Anarchie und Raſerei der Streitenden ſtieg auf einen Grad, daß man auf dem Punkte war ſämmtliche Anlagen wieder aufzugeben und den Berg zu verlaſſen, wenn nicht Konſtantin Monomachus gleichſam durch einen zweiten Schöpfungsakt ins Mittel getreten wäre. Die Schuld dieſer Skandale wird im großen Papierdiplom des Imperators dem Feinde alles Guten (τῷ μισοκάλῳ), dem Teufel zugeſchrieben, der den Mönchen die Köpfe verrückt und mit weltlichen Leidenſchaften vergiftet habe. Für den oſtrömiſchen Kirchenſtaat war ein Mönchskrieg im Nationalheiligthum ein Gegenſtand von Gewicht und eine öffentliche Angelegenheit, die man mit größter Sorgfalt zu behandeln und zu ſchlichten hatte. Mit Beiziehung des Patriarchen und der einſichtsvollſten Kloſtervorſteher der kaiſerlichen Reſidenz ward eine neue organiſche Einrichtung für den heiligen Berg entworfen und Abt Kosmas vom Kloſter Tzintziluk in Konſtantinopel beauftragt, dieſe „Friedenskonſtitution", wie ſie der Berichterſtatter nennt, unter den tumultuirenden Mönchen einzuführen.

Nach Herſtellung einer vollſtändigen Liſte der altbeſtehenden und ſeit der erſten Verfaſſung neu gegründeten Inſtitute berief der Friedensverkünder eine allgemeine Verſammlung nach der Centralkirche in Karyäs und hörte die Klagen an: „es war aber alles voll Geſchrei, voll endloſen und unvernünftigen Haders (ἔρις ἀλόγιστος)." Am meiſten ſchrie man gegen die Aufnahme von Sklaven und Unfreien in den Mönchsverband; dann wider den wucheriſchen Großhandel der reichen Mönche, die auf eigenen Schiffen des größten Tonnengehaltes Wein und Getreide nach Konſtantinopel lieferten; endlich gegen die Milchkühe und die Zugthiere der neuen Conventé; gegen den Verkehr mit Bauholz, Brettern, Kien und Tannenharz, den geringere Mönche in Perſon zu merklicher Verſäumniß kirchlicher Verrichtung gewinnſüchtig nach allen umliegenden Provinzen trieben.

Unter Griechen den Handel ganz verbieten ſchien allen unmöglich. Man ſuchte einen Mittelweg und geſtattete den Großmönchen hinfüro zwar Verſchiffung ihrer Waaren, aber nur auf kleinen Fahrzeugen (πλοιάρια) zu 200—300 Metzen, auch nicht mehr bis Konſtantinopel, ſondern nur bis Enos in Thracien auf der einen, und bis Saloniki in Macedonien auf der andern Seite. Kühe und Ochſen mußten ebenfalls das Feld räumen, und der Kleinhandel mit Holz und Pech wurde gänzlich und auf immer abgeſchafft — ein höchſt wohlthätiges Geſetz,

dem der heilige Berg vorzugsweiſe den blühenden Zuſtand ſeiner Wälder und den üppigen Reichthum ſeiner Vegetation zu verdanken hat.

Zwiſchen der erſten und zweiten Conſtituirung der Athos-Klöſter ſind nicht mehr als 70 Jahre verfloſſen, und doch welche Verwandlung in Praxis und Lebensanſicht der Mönche findet man nicht am Schluß der kurzen Periode! Von der ſtrengen Asceſe und cyniſchen Armuth der Holzhüttenbewohner war man in zwei Menſchenaltern zum Feſtungspalaſt, zum ſpekulativen Betrieb der Feldökonomie und des Großhandels, und ohne Zweifel auch zu Luxus und Verderbtheit der kaiſerlichen Reſidenz in ſchneller Progreſſion fortgeſchritten. Man war im Zuge den kirchlichen Charakter des alten Berginſtitutes gänzlich abzuſtreifen und aus Liebe materieller Intereſſen ſich gleichſam ſelbſt zu ſäculariſiren. Doch hat die am Hagion-Oros ureinſäſſige und im Boden ſelbſt radicirte Idee der Einſiedelei und Pönitenz im großen Conflikt zuletzt dennoch den Sieg errungen.

Von Kijew und den Quellen der Wolga, vom Dunkelwald im innerſten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Czerna-Gora blicken aller Augen mit ſehnſüchtigem Verlangen nach dieſer großen Glaubens- und Bußanſtalt des byzantiniſchen Kirchenthums. Wenn auch in der Zwiſchenzeit durch die Frömmigkeit von Fürſten und Privaten der Reichthum der Klöſter an

Meierhöfen, Weinbergen, Oeltriften, Geld und Gut, auf den Inſeln des Archipelagus, auf der anatoliſchen Küſte, in Thracien, Theſſalien, Macedonien, in der Stadt Rom und dem zum Orient gehörigen Theil Süditaliens, und in der Folge ſogar im kaukaſiſchen Iberien, im norddanubiſchen Dacien und Moscovien in koloſſalem Maß anſchwoll, und die Kloſtergebäude ſelbſt aus wiederholten Unfällen durch Elemente und feindliche Gewalt mit erhöhtem Glanze hervorgingen, und Marmorſäulen die goldreichen Tempel ſchmückten, ſo brach ſich doch die Welle irdiſcher Sorge und Pracht ſeit Konſtantin Monomachus jederzeit am Felſenthor des grünen Cherſoneſes. Das Weib, das begehrliche Auge, das Hochzeitfeſt, üppige Künſte, Kirmesfeier und ſinneaufſtürmender Tumult blieben mit aller Zucht des Hausthieres aus dem Bereich der heiligen Gemeinde auf immer verbannt. „Da iſt kein Jahrmarkt, ſagt Gregoras, keine Spekulation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richterſtolz; auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, und dort allein iſt wahre Freiheit und das richtige Maß menſchlicher Dinge.“ — Kein lebendes Weſen wird auf dem heiligen Berg geboren. Man ſtirbt nur, aber ohne Thräne, ohne Monument.

Sonderbar genug hat ſich die Doppelanſicht der auf dem zweiten Congreß zu Karyäs ſich bekämpfenden Parteien in den Kloſtereinrichtungen bis auf den heutigen Tag fortgeerbt. Zwar Packſättel tragen die

Mönche nirgend mehr, und ſeit Jahrhunderten hat das Maulthier allenthalben, ſelbſt in den Klöſtern ſtrengſter Obſervanz, das Laſtgeſchäft übernommen; aber das Regiment im Innern iſt jetzt noch ein doppeltes, da ein Theil der Klöſter im monarchiſchen, der andere im demokratiſchen Sinne verwaltet wird. Die erſten heißen Cönobien und die Mönche ſtehen mit völliger Ertödtung eigenen Willens unter einem auf Lebzeiten ernannten und mit abſoluter Gewalt bekleideten Abte. In dieſen hat Niemand ein Eigenthum; eingebrachtes Vermögen und Frucht der täglichen Arbeit ſo wie der Mönch ſelbſt mit Leib und Seele gehören dem Kloſter an, welches dafür die Angehörigen kleidet, nährt, in der Krankheit pflegt und nach dem Tode begräbt und vergißt.

Die Mahlzeit der Cönobien iſt gemeinſchaftlich, das Kleid uniform, das Gebäude reinlich, das Individuum ſchweigſam und höflich, das Ganze voll Takt und Ebenmaß. Dies alles iſt bei den republikaniſch regierten verſchieden, man nennt ſie auch nicht Cönobien, ſondern Idiorrhythma Monaſtiria, d. i. ſolche Klöſter, wo der Einzelne nach eigenem Urtheil und Gutdünken lebt. Hier wählt man die Vorſtände durch Stimmenmehrheit, aber jedesmal nur auf ein Jahr, und zwar mehrere zugleich, damit das Regiment nicht zu drückend werde und der eine den andern in Maß und Schranken halte. Ueber Wohl und Wehe des Ganzen wird entweder von dieſen

Obrigkeiten beſonders, oder von allen ſtimmfähigen Mönchen zugleich im Gemeindeſaal entſchieden und der Beſchluß von dem feſt beſtallten Geheimſchreiber augenblicklich zu Papier gebracht und ausgefertigt. Jeder Conventual erhält aus dem Kloſtermagazin ſein Beſtimmtes an Naturalien, hat auf gemeinſamem Corridor abgeſchloſſene Wohnung, eigene Küche und ſelbſtgewählte Bedienung, und kleidet ſich nach Belieben, ausgenommen die mörſerartige ſchwarze Kopfbedeckung, die bei allen die gleiche iſt. Eben ſo verwaltet, vermehrt oder vermindert, verſpekulirt und vermacht jeder Mönch ſein Privatvermögen wie es ihm gefällt, und hat mit ſeinen Hausgenoſſen überhaupt nichts gemeinſchaftlich als den Gottesdienſt in der Kirche und das Grab auf dem Leichenacker. Man iſt hier freier Gottſeligkeitsbürger und kümmert ſich gerade nicht allzeit ſonderlich viel um Hauspolizei, um Sauberkeit, reinlichen Anzug und feſte Ordnung.

Offenbar hat ſich in Sitte und Einrichtung der freien Klöſter die Tradition des alten, durch monarchiſches Cönobitenthum St. Athanaſii beſchränkten und verkürzten Anachoreten-Republikanismus des heiligen Berges erhalten.

Obwohl Prozeſſe und Eiferſüchteleien der Convente unter ſich bis auf den heutigen Tag nicht ſelten ſind, haben doch beide Disciplinen ein Beſtreben von jeher mit einander gemein: keinen allgemeinen Kloſterimperator in der Nähe zu dulden und wenigſtens im

eigenen Hauſe vollkommen freie Hand zu haben. Wenn man auf alle Freuden und Genüſſe der Welt verzichtet, ſoll man einem zwiſchen die ſelbſtgewählte Obrigkeit und das Himmelreich nicht noch eine dritte Potenz zum Plündern und Brandſchatzen, wie ſie ſagen, dazwiſchenſchieben. Von den Feſſeln der Kirche in Hieriſſos hatte ſie ſchon Konſtantinus Porphyrogenitus emancipirt; aber von den Oberaufſichtsanſprüchen des Abts von Karyäs konnten ſie ſich erſt nach dem Erlöſchen des griechiſchen Reiches, in Folge großer Unfälle und gleichſam einer dritten faſt allgemeinen von den Fürſten der Slaven ausgegangenen Reſtauration der Klöſter im Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts (1600) gänzlich ledig machen. Denn aus der Grasdachhütte und dem kleinen Centralkirchlein war im Sinne der athanaſiſchen Reform nach und nach ein prachtvoller Tempel mit vergoldeter Felderdecke, mit Porphyrſäulen und magiſchem, zur Andacht einladendem Helldunkel, nebſt Kloſter mit breitem Glockenthurm, und nebenan die fortlaufende Marktgaſſe mit niedrigen Kaufläden und Arbeitsſchoppen, mit gepflaſterten Nebengaſſen, Häuſern, Kapellen, Gärten, Wohnthürmen unter Cypreſſen, die kleine Hauptſtadt des heiligen Berges herangewachſen. Daher der Name Protaton für das Kloſter und Protatos oder Protos für den Abt von Karyäs, der ſich im Laufe der Zeit gleichſam als Mönchspatriarch und geiſtliches Bergoberhaupt

biſchöfliche Rechte und Kirchenkleidung, vorzüglich auf Vorſprache Kaiſers Andronicus Paläologus I. (1283 bis 1322 n. Chr.) vom Patriarchenſtuhl in Konſtantinopel zu erwerben wußte.

Indeſſen nennen ſich die Biſchöfe zu Hieriſſos noch immer „ἐπίσκοπος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθωνος;“ aber die Mönche erkennen die Anſprüche nicht, laſſen ihn nicht über die Gränze und geben ihm des Jahres nicht einen Pfennig zum geiſtlichen Unterhalt. Nur das Schattenbild eines Bergpatriarchen und Centralabts von Karyäs mit dem Recht das Polyſtaurion und Hypogonation zu tragen, Subdiaconen und Lectoren zu ordiniren, erbt ſich ohne wirkliche Macht und ohne Gewinn in der Perſon eines armen, aber ehrgeizigen Mönchs des Hagion-Oros fort. Und doch fehlen auch für dieſe Würde die Bewerber nicht.

Es müßte die Leſer nur langweilen, wollte man Urſprung und Schickſale der übrigen zwanzig Großabteien des Berges nach Angabe der zum Theil ſelbſt mit legendenartigen Exordien ausgeſchmückten Goldbullen der Imperatoren chronologiſch auseinanderſetzen. Genug, daß die Erbauung der einundzwanzig Mönchsburgen, die man gegenwärtig auf Hagion-Oros findet, zwiſchen die Jahre 970 bis 1385 n. Chr. hineinfällt und St. Dionys, wo ich am längſten verweilte, unter den großen Anlagen die jüngſte und letzte iſt.

Daß im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten

Jahrhunderts eine verheerende Fluth, wie eine zweite Saracenenkataſtrophe, über den heiligen Berg gekommen ſey, ein Theil der Klöſter verlaſſen, ausgeplündert und verbrannt im Schutte lag, andere halb verfallen ihr ärmliches Daſeyn fortſchleppten, darüber lauten die Nachrichten in allen Conventen gleich. Nur die Urſache des Ruins, wie ſie die Mönche angeben, iſt offenbar mythologiſcher Natur und alles hiſtoriſchen Grundes ermangelnd. Erbittert über die Hartnäckigkeit der Mönche in Verſchmähung des lateiniſchen Dogma's, ſey der Papſt von Alt-Rom in eigener Perſon mit einer gewaltigen Flotte an den Athos gekommen, um dieſes Hauptquartier anatoliſcher Widerſetzlichkeit mit Gewalt zu erobern und zu züchtigen. Die Groß-Klöſter, namentlich Vatopädi und Laura, hätten aus Bequemlichkeit und Furcht für ihr weltliches Gut die Adoration wirklich geleiſtet; die meiſten aber fromm und unbeugſam allen Zumuthungen des lateiniſchen Oberprieſters widerſtanden, und in Folge dieſer heldenmüthigen Ausdauer im orthodoxen Glauben hätte der Pontifex in ſeiner Wuth die prächtigen Abteien Xeropotamos, Kutlumuſi, Zographu und Dochiarion geplündert und angezündet. Allein ſelbſt über den Zeitpunkt des Verderbens ſind die unwiſſenden Mönche und ihre Chroniſten nicht einig, meiſtens aber gilt der letzte in Verzweiflung aller Dinge unternommene Unionsverſuch der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche

auf dem Concilium zu Florenz (1439 n. Chr.) als Epoche des päpſtlichen Feldzugs und ſeiner vandaliſchen Execution. In den byzantiniſchen Ländern iſt das Gedächtniß der Menſchen kurz, und von der Schärfe europäiſcher Kritik iſt ſeit Prokopius (560 n. Chr.) im Orient ſelbſt der Begriff erloſchen.

Betrachtet man das unüberſehbare Elend, das ſich in den dritthalbhundert Jahren zwiſchen der Herrſchaft der Lateiner im Orient und dem Einzug Sultan Mohammeds II. durch das Kanonenthor in Konſtantinopel über alle Provinzen des illyriſchen Dreiecks legte, ſo erklärt ſich der Ruin der Athosklöſter ohne Schwierigkeit. Zwar hören wir Occidentalen es nicht gerne, wenn man von fanatiſcher Unduldſamkeit, von barbariſcher Unkunde der Menſchen und Dinge und endlich von einfältiger Wirthſchaft unſerer Vorfahren und Landsleute im Orient redet. Fänden ſich aber in ſpaniſchen oder ſiciliſchen Archiven noch die vollſtändigen Tagebücher der großen cataloniſchen Abenteurer-Compagnie, die als wohlbeſtalltes Räuberregiment mit Siegel und Ausſchuß anfangs am Helleſpont, ſpäter auf der Halbinſel Kaſſandra ganz in der Nähe des heiligen Berges Jahre lang (1305 bis 1309 n. Chr.) ihr Weſen trieb, ſo könnte man wahrſcheinlich bis auf Datum und Namen erzählen, wer Xeropotamo verbrannt und das romantiſche Mönchsrevier um Kutlumuſi ausgeplündert und verwüſtet hat. Auf zehn Tagreiſen

in der Runde, ſagt Muntaner der Augenzeuge, ſey während dieſer Friſt alles Land menſchenleer und unbebaut geblieben.

Es ſtand aber damals, wie man weiß, das lateiniſche Abendland unter der Oberlehnsherrlichkeit des römiſchen Stuhles, und alles von den Byzantinern erduldete Ungemach fiel in ihrem beſchränkten Sinne auf den Summus Pontifex an der Tiber zurück. Und wenn man hier wiederholt erklärt, daß die türkiſche Herrſchaft bei den Griechen als eine Art Reſtauration und Sicherſtellung wider lateiniſche Verfolgung galt und vorzüglich von der Geiſtlichkeit allenthalben begünſtigt wurde, ſo kann es nur noch Unkunde und thörichtes Selbſtgefallen einiger Abendländer verdrießen, wenn man byzantiniſche Abneigung gegen das Lateinerthum für wohlbegründet und permanent erklärt.

In Saloniki weiß man heute noch mit allen Umſtänden zu erzählen, wie die Mönche des Schloßbergkloſters die von den lateiniſchen Chriſten beherrſchte Stadt im Jahre 1430 an Murad II. verriethen und zum Dank dieſer That ihre Exiſtenz, ihre Rechte und Beſitzungen bis zu dieſer Stunde ungeſchmälert erhalten haben. Und wer will es den von den Franken verhöhnten und geplünderten, von der eigenen Regierung aber nicht geſchirmten Athosmönchen übeldeuten, wenn ſie ſchon lange vor der Kataſtrophe des Kaiſerthums Abgeordnete an das türkiſche Hof-

lager nach Pruſa und nach Adrianopel ſandten um voraus Schutz und Wohlwollen der künftigen Herren des Orients zu erflehen? Nur einmal, und zwar erſt hundert Jahre nach Eroberung Konſtantinopels, wurden die Türken undankbar und griffen in einer Anwandlung gläubiger Raſerei nach dem lange verſchonten Kirchengut ihrer chriſtlichen Unterthanen. Damals verlor der heilige Berg ſeine Meierhöfe auf Lemnos und in Kleinaſien, und türkiſche Haufen plünderten und verbrannten ſogar auf Hagion-Oros ſelbſt mehrere im langen Frieden wieder reich gewordene Klöſter und metzelten Mönche nieder. Dieſes im Einzelnen zwar auch nur wenig bekannte, aber im Ganzen als Faktum hiſtoriſch beglaubigte Ungewitter war die letzte größere Drangſal der lieblichen Kloſterzellen im Kaſtanienwalde. Das Verderben war aber kein allgemeines, durchdachtes und anhaltendes wie die Verfolgungen und brutalen Neckereien der Abendländer; es war nur ein zorniges Aufflammen ſchnell verrauchender Türkenwuth und ſoll auf das Jahr 1534, das vierzehnte Sultan Suleïmans I., fallen.

Einzelne Schläge trafen hie und da ein Athoskloſter wohl auch ſpäter noch, beſonders in Geldverlegenheiten der Pforte; aber es fanden ſich immer reiche und gläubige Seelen, die das confiscirte Kloſtergut käuflich erſtanden und den ausgeplünderten Vätern aus Andacht wieder ſchenkten. So kaufte die Tochter

des walachiſchen Fürſten Peter die weggenommenen Ländereien von St. Dionys um das Jahr 1580 und überließ ſie gratis dem rechtmäßigen Beſitzer. Die Spuren ſolcher Uebel waren bald verwiſcht, wie aus Peter Belon, einem franzöſiſchen Naturforſcher aus eben jener Zeit, zu entnehmen iſt. Belon der Arzt und Botaniker hatte unter allen Europäern, ſo viel man weiß, in wiſſenſchaftlichem Intereſſe den heiligen Berg am früheſten beſucht und eigentlich die erſte Kunde von der paradieſiſchen Schönheit des unbekannten Cherſoneſes und ſeiner mönchiſchen Gemeinde in das Abendland gebracht. Seine dreijährige Reiſe im Orient fiel zwiſchen die Jahre 1546 bis 1549 unſerer Zeitrechnung und war eine Frucht des kunſtſinnigen franzöſiſchen Hofes unter Franz I. und dem Cardinal von Tournon. Der Bericht über den Hagion-Oros iſt zwar kurz und vorzüglich auf Pflanzenkunde berechnet, er entwirft aber die Grundzüge des Gemäldes mit ſo viel Schärfe und geſundem Sinn, daß ſie heute noch eben ſo wahr und friſch wie vor 300 Jahren ſind.

Während dreier Aeonen hat ſich bei den Mönchen auf Athos nichts verändert, iſt keine neue Idee eingedrungen, iſt keine neue Pflanze aus dem Boden herausgewachſen, und wenn ſich der oſtrömiſche Genius auch in Zukunft des germaniſchen Elementes zu erwehren vermag, ſo müſſen Belons Schilderungen und Sittenzüge auch nach tauſend Jahren noch

treffend seyn. Wen aber Ideengang und Wirbelwind des Occidents erschreckt, der sehe um Trost und Gegengift auf den Athosberg, auf das versteinerte Gedankenkapital, auf den zoologischen Typus in Architektur, in Wortsyntax, in Genuflexion, Gastlichkeit und seliger Ignoranz der Mönche. Und weil sich die byzantinische Kirchen- und Staatsidee als konstitutiver Bestandtheil des menschlichen Geschlechts mit einer auch dem Verblendetsten fühlbaren Gewalt in Europa geltend macht, so wäre ein Blick auf die Athosklöster nicht mehr überflüssig. Oder ist nicht dort der Antivatikan und das geistige Waffenhaus, mit dem man den illyrischen Continent erschüttert?

Ein Namensverzeichniß der Convente in ihrer natürlichen Reihenfolge finden wir gleichfalls zuerst in Belons Buch. Zwar sind mehrere Namen aus Unkunde des Griechischen fehlerhaft geschrieben, dagegen aber die geographische Lage der Klöster, ob auf der Süd- oder Nordseite des grünen Waldgebirges, ob am Strande oder weiter oberhalb im Dickicht, richtig angegeben. Belon fand sie, wenigstens von außen, alle gut gebaut, mit hohen Mauern eingeschlossen und wider Angriffe der Piraten genugsam verwahrt. Und die Epitheta „sehr schön, lieblich, reich, groß, noch größer und noch reicher," die er dreien aus ihnen zugesteht, lassen mit Sicherheit auf eine damals glückliche Epoche des heiligen Berges schließen. Freilich hat der walachische Grieche

Johannes Comnenus aus Bukureſt, der 160 Jahre nach Belon (i. J. 1701) längere Zeit auf Hagion-Oros lebte und mit umſtändlicher Behandlung der einzelnen Klöſter einen Pilger-Guide im Bulgardialekte ſchrieb, über Pracht und Herrlichkeit der Gebäude, über Goldreichthum der Tempel, über Architektur, Freskomalerei und Porphyrtiſche ihrer Speiſeſäle ein weit glänzenderes Bild als ſein Vorgänger aufgeſtellt, aber nebenher auch gewiſſenhaft die Quellen der großen und allgemeinen Verwandlung des heiligen Inſtitutes angedeutet. Die Sorge für den heiligen Berg ging nach gänzlichem Verkommen der beiden orthodoxen Imperien von Byzanz und Trapezunt auf die gottesfürchtigen Fürſten der Slaven und Moldo-Walachen über. Athos ward das neue Jeruſalem der Scythen, und alles was der heilige Kloſterbund noch heute beſitzt, Daſeyn, Glanz, Schirm, Nahrungsſaft und Hoffnung iſt fromme Gabe der Sarmaten, iſt aus den danubiſchen Slavenländern und aus Moscovien herbeigefloſſen.

Von den einundzwanzig Großabteien ſind folgende ſechs: Chilantari, Zografu, Simopetra, St. Paul, Xenophu und Ruſſico von Grund aus ſerbo-bulgariſche Stiftungen; acht andere aber: St. Gregoriu, Karakalu, Dochiarion, Kutlumuſi, Xeropotamos, Pantocratoros, das trapezuntiſche St. Dionys und ſelbſt das kaiſerliche prachtvolle Laura, weil im Laufe des

fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts durch daciſche Woiwoden und Bojaren, theils aus gänzlichem Ruin wieder neu aufgebaut, theils aus Verarmung und Verfall hergeſtellt, erweitert, verſchönert und mit Grundſtücken ausgeſtattet, als Schöpfungen der Fürſten von Yaſſy und Bukureſt anzuſehen.[1] Keinen Antheil weder der Gründung noch der Wiedererneuerung haben die Slavo-Walachen nur an den folgenden ſechs: Iwiron, Protaton, Esphigmenu, Philotheu, Kaſtamonitu und Stauronikita. Darunter iſt Iwiron eine reiche, auf der verbrannten byzantiſchen Mönchskapelle St. Clemens durch iberiſche Frömmigkeit aus dem Grund erbaute, mit Gütern um Tiflis ausgeſtattete und ſpäter glanzvoll erweiterte, Philotheu aber eine kleine, von den gruſiniſchen Fürſten Leon und Alexander um das Jahr 1492 n. Chr. nur reſtaurirte Abtei, zu der nach ſchwankenden Legenden ein St. Philotheus mit zwei heiligen Geſellen einſt den Grund gelegt. Stavronikita dagegen wurde erſt nach Belons Beſuch auf Hagion-Oros in den letzten Jahren Sultan Suleïmans

[1] Die Woiwoden Neagulos Beſſarabas, dann Peter mit ſeiner gottſeligen Tochter, Alexander und Brancoban mit den Bojaren Barbul, Gabriel, Radul, Myrtza und Vintila aus der Walachei; dann die Fürſten Stephan, Alexander, Peter und Bogdan aus der Moldau werden als Wiederaufbauer und Reſtauratoren in den Kloſterurkunden am öfteſten geprieſen und genannt.

(1520—1570 n. Chr.) aus langer Verödung durch den Patriarchen Jeremias senior von Konſtantinopel wieder aufgebaut und mit griechiſch redenden Mönchen beſetzt. Für die übrigen vier kennt man nur griechiſche Urſprünge und Patronanzen, ausgenommen in der allerneueſten Zeit, wo die erbliche Gottesfurcht der ruſſiſchen Czare den Thau ihres Goldes über alle Convente des heiligen Berges mit gleicher Liebe und Milde niederträufeln läßt, insbeſondere aber das große und ſtolze Vatopädi mit kaiſerlichen Gnaden tränkt. Doch theilten auch ſchon in früherer Zeit die beiden heiligen Serbenfürſten Sabbas und Symeon mit den byzantiniſchen Imperatoren Manuel Comnenus und Andronicus Paläologus I. als Hauptpatronen die Ehre der Reſtauration und Bereicherung dieſes prachtvollen, durch Glanz und gute Ordnung heute alle Athosklöſter überſtrahlenden Inſtituts.

Woher, wie und warum ich in dieſe liebliche Oede gekommen bin, wie mich die Väter aufgenommen und behandelt haben; dann über Lebensweiſe, Ideenkreis, Beſchäftigung und Politur der heiligen Gemeinde erzähle ich kurz und ohne Schminke in einem folgenden Fragment. Aber aus allen Klöſtern, das ſage ich vorher ſchon, hätte meine Sympathie St. Dionys, das liebliche Cönobium, die abgeſchloſſene Welt am rauſchenden Aëropotamus, wo Nettigkeit, Ordnung, Milde und doch ſtrenge Zucht die Welt am

leichteſten vergeſſen lehrt. Mit kolchiſchem Golde durch den Groß-Comnen Alexius III. gegründet und mit Jahresrenten aus der kaiſerlichen Schatzkammer in Trapezunt ausgeſtattet, ſpielt es als letzter Akt comneniſchen Glaubenseifers und gleichſam als Codicill der letzten Griechendynaſtie eine melancholiſche Rolle in den Annalen von Byzanz.

Dreimal des Tages ertönen ſeit fünfthalbhundert Jahren für das Heil ihres Wohlthäters und ſeines kaiſerlichen Hauſes die Hymnen betender Mönche himmelwärts. Aber wo iſt Trapezunt und ſeine Pracht? Wo ſind die goldgefüllten Kammern, wo das ſchöne Comnenenblut und die ſtolze Kaiſerburg zwiſchen tiefausgehöhlten Schluchten voll Schatten, voll weinlaubumſchlungener Bäume, voll rauſchender Bäche hoch auf den Felſen hingezaubert? Ach! ſeht nur hin auf die Palaſtruine, auf den einſamen Thurm mit farbigem Geſimſe und herbſtlich gelbem Quaderſtein! Schauet hinauf aus dem Thaldickicht, wenn es Abend iſt, wie die kolchiſche Mondſichel ſchweigend durch die leeren Bogenfenſter des gebrochenen Saales blickt; ſehet und lernet was den Völkern nerven- und thatenloſe Pſalmodie im Kampfe gegen das Schickſal nützt!

X.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

2.

Die Anker ſind gelichtet und mit Rieſenkraft wälzt ſich das Feuerſchiff — die ſchwarze Rauchſäule hinter ihm — durch den Maſtenwald des goldenen Horns, in leichter Kurbe um das Gartenkap des großherrlichen Palaſtes beugend in die Propontis hinaus. Ach welche Gefühle beim Abzug aus dem Weltprätorium! Welche Wehen für Europa birgſt du in deinem Schooß! Schweigend und nicht trocknen Auges — ich habe ja lange dort gewohnt — ſandte ich noch den letzten Gruß an den Reichsgenius von Byzanz:

nam me discedere flevit
Et longum .... vale, vale, inquit, Jöla!

Die Sonne hing ſchon abendlich hinter Selymbria und ſcheidend ſpiegelte ſich der letzte Strahl auf den Halbmonden der Tempel und in der dreifachen Fenſterreihe der Uferkaſerne in Scutari. Aber das Schiff rollte fort, und das prachtvolle Stambul

mit ſeinen Tugenden und Gebrechen, mit ſeiner morgenländiſchen Schweigſamkeit, ſeinen Intriguen und ſeinen Diplomaten ſank in das Dunkel hinab. Die Morgenröthe (11. Oktober) fand uns bei Gallipoli, und im Feuerglanz der aufſteigenden Sonne, von heiterem Nord getrieben, ſtrichen wir Lampſakos und Aegospotamoi vorüber, raſch durch den „fluthenden" Helleſpont, und nach einſtündigem Aufenthalt in der Enge bei Abydos mit erneuter Kraft hinaus gegen Tenedos. Das Meer ging hoch, die Welle uns entgegen ſchäumte über Bord; doch Wind und Wellen zum Trotz rauſchten wir, das bergige Imbros und Samothrake rechts laſſend, bis dicht an das baumloſe Eiland Lemnos, wo in einer Entfernung von wenigſtens zwölf deutſchen Meilen der Athoskegel dunkel aus den Fluthen ſtieg. Abends erſchreckte uns der Rieſe; er ſchien ſo nahe vor uns, hatte eine Nebelkappe auf dem Scheitel und hinter ihm zog grauliches Gewölk mit der veilchenrothen Sonnenſcheibe in den Lücken. Ueber der bodenloſen Tiefe an ſeinem Fuße ſchwammen wir in der Finſterniß, und wie der Morgen graute, war das Phantom verſchwunden, der Himmel trübe und das Fahrzeug auch ſchon Kap Caſſandra vorüber, tief in den Golf von Saloniki eingedrungen, und eher als Mittag fielen dicht an der amphitheatraliſch den Strandhügel hinanſteigenden Stadt die Anker.

In vierzig Stunden Zeit waren die Propontis,

die Dardanellen, das ägäiſche Meer ſeiner ganzen Breite nach und der lange Golf von Thermä gegen Wind und Wellen, in einem ſchwimmenden Saale, unter reichlichen Mahlzeiten und in beſter Geſellſchaft durchſchifft. Der eben ernannte Erzbiſchof von Theſſalonika mit ſeinem Diakon, ein perotiſcher Wechſelherr und der Berichterſtatter waren die einzigen Kammerpaſſagiere und die Reden um ſo lehrreicher, weil der Prälat nicht blos ein feiner Weltmann, ſondern als Zögling des berühmten Eugenius Bulgari auch des Helleniſchen kundig war. Auf die zufällig hingeworfene Frage, was für Leute auf Imbros wohnen, ſagte er ganz ruhig: Es ſind Leute, die zwar „römiſch" reden, aber von Bulgaren abſtammen.[1] Auch das große Waldgebirge im Mittelpunkte der Inſel Thaſos, fügte er hinzu, nenne man gewöhnlich nach einem Ort gleiches Namens Bulgaro.

Der Kapitän hatte zwar den Auftrag, wenn es Zeit und Meer geſtatte, von der geraden Linie abzulenken und mich im Vorbeifahren an der Hafenbucht des Hagion-Oros ans Land zu ſetzen.[2] Allein es

[1] Die meiſten Leſer wiſſen doch ohne Zweifel, daß die Neugriechen, Walachen, Bulgaren ꝛc. ſich ſelbſt „Römer" und ihre Sprache das „Römiſche" nennen, die Bulgaren aber zum großen Stamm der Slaven gehören.

[2] Hagion-Oros, heiliger Berg, Monte Santo, Athos bezeichnet in der gewöhnlichen Umgangsſprache ein und

war mondloſe Mitternacht, wogendes Meer, bedeckter Himmel und Strichregen wie das Fahrzeug am Fuße des Rieſenkegels vorüberzog. Und in der Zeit des ſüßeſten Schlummers im matterhellten Prunkſaal vom Lager aufſtehen und ohne Begleitung, ohne Dienerſchaft mit dem ganzen Geſchleppe des Reiſeapparates auf unbekannter Küſte in der Dunkelheit zu landen ſchien noch weit unbequemer als direkt nach Saloniki zu ſteuern, und von dort zu Lande, gleichſam wieder zurück, auf den heiligen Berg zu reiten. Ein zweiter Grund nach Saloniki zu eilen war die Sehnſucht im Hauſe des Herrn v. Mihanowitſch die neueſten Produkte der deutſchen Wiſſenſchaft zu muſtern und das im langen Aufenthalt bei den ungelehrten Byzantinern Verſäumte nach Kräften nachzuholen.[1]

Sie werden es kaum glauben, auf dem Comptoir eines levantiniſchen, in Stambul gebornen und des Deutſchen gänzlich unkundigen Wechslers wurde um Schellings philoſophiſche Doctrin und ihren Unterſchied von Hegels Lehre gefragt. Weiß Gott, ob ich den Leuten die Sache auch nur halb verſtändlich machte; jedenfalls mußte die Kunde, daß ich im

denſelben Gegenſtand. Die Türken ſchreiben Aineros dschesiresi, die Halbinſel Aineros; d. i. Ajion-Oros-Inſel.

[1] Herr Anton v. Mihanowitſch, ein großer Freund und Kenner der Literatur, croatiſcher Edelmann und k. k. Conſul für Macedonien und Theſſalien, war früher in derſelben Eigenſchaft bei der ſerbiſchen Regierung in Belgrad beglaubigt.

Hauptſtapelplatz Macedoniens eine vollſtändige Sammlung der vorzüglichſten deutſchen Werke benannter Disciplin finden werde, unter dieſen Umſtänden doppelt willkommen ſeyn. Nach B.... ff und M.... t wurde natürlich zuerſt gegriffen. Nach der langweiligen Plackerei mit der türkiſchen Syntax und dem Kanzleiſtyl von Stambul war es ein eigenes, höchſt wohlthuendes Gefühl in M.... ts Philoſophie der ſubjektiven Natur zu leſen: „Die Negation iſt Negation des Außeinander der Natur.“ — „Der Geiſt als dieſe Negation aller Unterſchiede der Natur, die er zugleich erhalten hat, iſt das Erkennen.“ — „So hat der Geiſt, als denkend, die Natur im Rücken und entwindet ſich derſelben. Das iſt aber nur eine einſeitige und ſchiefe Stellung des Geiſtes zur Natur.“ — Obgleich dieſe Definitionen an ſich vollkommen klar und verſtändlich ſind, gelang es mir doch um keinen Preis ſie einem türkiſchen Kadi aus Jannina begreiflich zu machen, der ſich mit Metaphyſik beſchäftigte und wiſſen wollte, ob man im Lande der Remtſche auch Ilmĭ Mantek (Logik) und überhaupt Ilmĭ Hikmet (Philoſophie) treibe. Wir waren zuſammen aus Konſtantinopel gekommen und ich beſuchte ihn während ſeines Aufenthaltes in Saloniki, um Hegel'ſche Definitionen ins Türkiſche zu überſetzen. Einen Theil des Zwiegeſprächs, in Fragen und Antworten, türkiſch und deutſch, finde ich im Tagebuch mit der Bemerkung aufgezeichnet,

daß insbeſondere der Satz: *„Insanün ruhhi fikr ederiken tabijeti ardına brakar hem ondan ajrilir“* (der menſchliche Geiſt, als denkend, hat die Natur im Rücken und entwindet ſich derſelben) die Verwunderung des osmaniſchen Philoſophen erregte.

In Stambul, deſſen kann ich Sie redlich verſichern, meinte ich oft, es könne mit der türkiſchen Monarchie doch noch eine Zeit lang fortgehen, und zwar nicht ſo faſt wegen des armſeligen Flickens und Nachhelfens durch menſchliche Weisheit, als weil Zufall, Gewohnheit, Trägheit, Ungeſchicklichkeit und Langmuth im Bunde mit der natürlichen Schwerkraft alles Beſtehenden auch die Osmanli ſtützen müſſe. Allein ſeit dem philoſophiſchen Examen mit dem Kadi in Selanik habe ich am Heile des Türkenſtaates vollends verzweifelt. Oder ſaget ſelbſt, ob ein Reich beſtehen könne, wo man nicht einmal weiß, daß der Geiſt als denkend die Natur im Rücken habe?

Als Leitfaden für antiquariſche Forſchungen hatte ich Tafels Werk über Theſſalonica und ſein Gebiet mitgenommen und meinte zugleich occidentaliſch gelehrten Bewohnern der großen und vielbeſuchten Hauptſtadt Illyricums ein neues und angenehmes Geſchenk zu bringen. Allein das Buch war ſchon vor meinem Eintreffen daſelbſt bekannt, und durch einen des Lateiniſchen kundigen Prälaten ein Exemplar ſogar nach Jannina in Epirus gekommen. Dieſe Arbeit eines deutſchen Gelehrten — und das iſt ihre beſte Kritik —

gilt am Orte ſelbſt, den ſie behandelt, für ganz vorzüglich, und darf allen Reiſenden, die künftig Macedonien beſuchen und noch andere Sorgen als Liebe für Gewinn in fremde Länder tragen, als nützliche Begleitſchaft empfohlen werden. Man hat in Deutſchland ſeit zwanzig Jahren vielerlei über den illyriſchen Landtriangel und ſeine politiſchen Zuckungen geſchrieben, aber nicht Jedermann hat Tafels Scharfſinn und hiſtoriſchen Takt gezeigt.

Im Ganzen blieb ich ungefähr ſechs Wochen in Saloniki, eine Woche vor und fünf nach der Athosreiſe, bemerke aber, um die Leſer nicht zu zerſtreuen und vor allem die Hauptpartie des Unternehmens kurz und bündig auszumalen, vielleicht erſt ſpäter noch einiges über die Stadt und die umliegenden Provinzen. Obgleich voll Unruhe und Verlangen in St. Dionys einzuziehen, ſtieg ich doch wiederholt auf den Feſtungsberg der Stadt und ſpähte nach der Gegend von Pella hinüber, wo die Wiege des größten aller Helden ſtand.[1] Dem Zauber des Ruhmes kann Niemand widerſtehen, und man möchte beinahe die Schwäche der menſchlichen Natur auch dann entſchuldigen, wenn ſie Alexanders Größe und Herrſchertalent über die ſtille Glorie friedlicher, aber unſcheinbarer Kaziken und Volksbeglücker erhebt. Welchen Preis hätte ſonſt der Menſch für ſeine Qual!

[1] Schlözer und Gatterer waren freilich anderer Meinung.

Der Weg von Saloniki nach Karyäs, Hauptort und Mittelpunkt des Hagion-Oros, beträgt zwar nicht mehr als 36 Stunden, ſtellt aber Muth und Geduld ſelbſt ſolcher Leute auf die Probe, die im Orient keine Fremdlinge ſind. Gewohnheit und faſt täglicher Verkehr zwiſchen der Hauptſtadt Macedoniens und dem Mönchsgebiet haben Etapen feſtgeſetzt, deren erſte — das hochgelegene Bergdorf Chortiat — nur drei gute Wegſtunden von Saloniki entfernt iſt und wegen der kühlen Nachttemperatur auf die meiſten Fremdlinge einen entmuthigenden Eindruck macht. Die Bewohner dieſer Ortſchaft beſitzen gleichſam das Privilegium Reiſende und Waaren auf ihren Maulthieren nach Karyäs zu ſchaffen; dabei verpflegen ſie ſich und ihr Angehöriges ſelbſt und nehmen der langen Strecke ungeachtet doch nicht mehr als zehn bis zwölf Franken für jedes Thier.[1] Die zweite Etape iſt das Doppelte der erſten, und man übernachtet — nach einem ermüdenden Ritt über Stock und Stein, zuerſt von Chortiat ins breite Thal hinab

[1] Der Agogiat hatte ſich in Geſchäften des Marktes verzögert und brachte mich mit Dardaghani, dem Handwerkerſohn von Saloniki, den ich um zwei Franken per Tag für die ganze Dauer der Athosreiſe als Diener aufgenommen hatte, erſt lange nach Anbruch der Nacht in ſeine Hütte. Das Gros der Effekten war im Conſulat zurückgelaſſen, und außer den nöthigen Kleidungsſtücken nur etwas Lebensbedarf mit andern auf Reiſen in der Levante unentbehrlichen Kleinigkeiten mitgenommen.

zum See Langaſa, dann auf der Ebene fort und durch eine ſchattenreiche Platanenſchlucht mit hellem Bach, den man zehnmal durchwatet — im ſchönen Dorf Zagliberi am Nordabhange des waldigen Chlumgebirges, der Gränzſcheide zwiſchen Chalkidike und dem fruchtbaren Thalgrunde, den die Alten Anthemontis nannten.

Die Leute des Dorfs hatten noch Weinleſe (21. Oktober), und Körbe mit blauen Trauben gefüllt ſtanden im lehmummauerten Hofe des Einkehrhauſes. Es war nur ein Erdgeſchoß, aber reinlich, und auf einem Schemel vor der Thüre ſaß das dreizehnjährige Töchterchen der Wittwe, feſtlich geſchmückt, goldene Münzen im Haare, ſchweigend und unbeweglich, zum Zeichen daß man werben dürfe. Hennen, Reis, Eier, Brod, Butter, Wein und Trauben gab es hier in Fülle, und gelabt durch ſchmackhaft bereitete Koſt ſchliefen wir nach der Gluth des Tages und wegen der milden Nacht an der Außenwand des Hauſes unter einem Vordach auf unſern Teppichen erquickend ſüßen Schlummer. Ein Handelsmann aus Saloniki mit ſeinem Waarentransport für Hagion-Oros, und ein Archimandrit aus dem Kloſter Vatopädi mit ſeinen beiden Knechten aßen und lagerten ſich in patriarchaliſcher Einfalt neben mir und meinem Diener in der Halle. Der Mann war Albaneſe von Geburt und durch mehr als zwanzig Jahre Seelenhirt der griechiſchen Gemeinde zu Bitolia (Monaſtir)

im Pindus. Außer dem Schkypi redete er noch walachiſch, bulgariſch, neugriechiſch und türkiſch zum Theil mit vieler Fertigkeit, hatte in ſchwierigen Zeiten viel erfahren, und kehrte müde des Tagwerkes mit den Früchten ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Sorgen in die Stille von Vatopädi zurück.

Larégovi, wo man nach achtſtündigem Ritt am dritten Tage ſchläft, iſt noch größer, noch ſchöner, noch reicher und noch romantiſcher gelegen als Zagliberi. Das langgeſtreckte Chlumgebirge öffnet hier einen breiten Durchbruch, eine rieſige Bergſpalte in die amphitheatraliſch niederſteigende Waldregion des chalcidiſchen Küſtenlandes. Daher der ſlaviſche, von der Unwiſſenheit ſpäterer Zeiten in Larégovi corrumpirte Name Jaruga, d. i. Bergeinſchnitt, Tiefſchlucht, eine Erklärung, die ihr ſchönſtes Argument aus der Naturbeſchaffenheit des Ortes zieht.[1] Larégovi, aus dem Ruin des Aufſtandes wiederhergeſtellt, zählt wohl vierhundert Wohnhäuſer mit einer zwar noch unvollendeten, aber für Macedonien vortrefflichen Fremdenherberge, wo zu gleicher Zeit mit uns von der entgegengeſetzten Seite her ein Diakon des Biſchofs von Hieriſſos einzog und für ſeinen Gebieter Nachtquartier beſtellte. Außer der luftigen Halle waren erſt zwei Wohnzimmer hergerichtet. Das eine

[1] Aus dem ſlaviſchen Appellativ Chlum macht die griechiſche Kehle Cholom, Cholomon, und der Türke gar Solomon.

hatte Matten und Fußteppiche mit breiten Divanen und Ruhekiſſen, gemalte Wandkaſten und einen um die vier Seiten laufenden Sims, Glasſcheiben, gutſchließende Holzläden und Blumenkörbe vor dem Fenſter. Auch die Thüre, was in byzantiniſchen Ländern ſelten, war von hartem Holze, füllte die Pfoſten und trug ein künſtliches, ſchöngeſchmücktes Schloß. Im zierlich geformten Kamin knitterte die Flamme aus trockenem Birnbaum, einladend nach der Mühe des Tages und wohnlich für einen Oktoberabend auf der Berghalde von Chalkidike.

Dieſe Herrlichkeiten waren aber natürlich nur dem Kirchenfürſten zugedacht; uns andern gab man das zweite Zimmer, zwar auch mit Kamin, Glasfenſter und Läden, aber ohne Divan, ohne Fußteppich, ohne Polſter, ohne Sims, auch waren die Wände nur von Lehm und noch ohne Tünche, eine Binſenmatte mit Kopfkiſſen die ganze Bequemlichkeit. Unten in geräumiger warmer Stallung waren die Maulthiere mit ihren Treibern, oben der Biſchof mit ſeinem Diakon, und wir mit Begleitung und Anhang, alles im Hauſe voll Andacht über die Nähe des Heiligen von Hieriſſos.[1] Der Archimandrit unſerer Karavane wartete dem Prälaten auf, mein Diener rüſtete das Abend-

[1] Griechiſcher Sprachgebrauch für „Biſchof von Hieriſſos". Man nennt den Biſchof ſtatt den „Heiligen" auch den „Engel" ſeiner Diöceſe, z. B. Ἄγγελος oder Ἅγιος Ἀντιοχείας, der Patriarchal-Biſchof von Antiochia.

eſſen und ich ſah aus der mondbeleuchteten Halle durch die halboffene Zimmerthüre hinein, wie Se. Heiligkeit, die ſchwarze Mörſermütze auf dem Kopf und mit untergeſchlagenen Beinen hinter der runden Tafelſcheibe auf farbigem Teppich ſitzend, eben das Nachtmahl verzehrte und ſich gütlich that. Emſig und vornehm zierlich wanderten die Finger in den Schüſſeln herum, und dem Eſſenden gegenüber ſtand, des Winkes gewärtig, mit Krug und Trinkſchale in der Hand der junge Diakonus, ein unbärtiges Apollobild aus Polyhiero unweit der Ruinen von Olynth. Schon früher hatte ich vom geſchwätzig freundlichen Jungen erfahren, daß ſein Patron nach Saloniki reiſe, um dem neuernannten Metropolitan-Erzbiſchof ſeine Ehrfurcht zu bezeugen und zu gleicher Zeit die in ſolchen Fällen übliche Contribution als Suffragan zu bringen. Der byzantiniſche Clerus, wie man weiß, hat weder Sold noch Stiftung und iſt auf zufälligen Gewinn und auf Erpreſſung in ſeiner eigenen Heerde angewieſen. Der Metropolit beſteuert außer ſeinem eigenen Sprengel noch die Suffraganbiſchöfe, die dann ihrerſeits den geiſtlichen Bedarf auf die Dörfer und die Gemeinden ihrer Diöceſe legen. Der von Hieriſſos hat leider nur zwölf, durch die Inſurrection von 1821 zu Grunde gerichtete Ortſchaften des Erzdiſtriktes oder die ſogenannten Mademochoria (vom türkiſchen Maden, „das Bergwerk"), als Feld zur Betriebſamkeit, daher geringes Einkommen und üble

Laune, aber, wie der Mundſchenk meinte, deſto größere Hoffnung auf eine beſſere Eparchie.

Von Larégovi nach Hieriſſo, der vierten Abendſtation, reitet man ungefähr in neun Stunden, man mag links über die Erzgruben von Risvoro oder rechts, wie wir, über das liebliche Walddorf Ravanikia gehen. Beide Wege ſind voll romantiſcher Scenen und prachtvoller Fernſichten, beſonders wenn der Wanderer aus dem Laubtheater von Longomat über Steilſeiten und Arbutusgebüſch die letzte Höhe erklimmt und wie durch einen Zauberſchlag vor ſich den Athos, links und rechts das Meer, die blauen Golfe von Siggia und Stellaria, die Inſel Thaſos und den Gebirgscherſones von Longos mitten in der Fluth, und tief unten zu ſeinen Füßen auf der ſchmalen Erdzunge des zwiſchen dem Hochland Chalkidike und dem Hagion-Oros weit aufgeriſſenen Spaltes das Städtchen Hieriſſos, das alte Akanthos, die zerſtörte Akropolis und den einſamen Steinthurm im Felde mit einem Blicke überſchaut. Ich frage die beiden Herren Urquhart und Zachariä, ob ſie nicht heute noch mit Entzücken an den großen Kaſtanienwald von Ravanikia und ſeine koloſſalen Stämme, an die Brunnen und die rauſchenden Waſſerbäche, an die Platanen, Haſelſtauden, Eichenbüſche und Waldſchatten dieſes lieblichen Revieres denken? Welche unſichtbare Hand ſchirmt etwa dieſes Laubparadies vor der Zerſtörungshand der Induſtrie?

Kann denn Natur überall nur als Einöde in voller Majeſtät ihre Kraft entfalten? Vielleicht dieſelbe Waldpracht hat einſt die Höhenzüge um Saloniki, den kahlen Bergkranz um die weite Binnenebene Theſſaliens, beſonders aber den jetzo melancholiſch-öde über Athen hereinblickenden Hymettus, und zum Theil den ausgedorrten Boden Attika's ſelbſt bedeckt! Zündet auf Athos die Wälder an und fället die Urwald-Rieſen von Ravanikia, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach verſiegen, wird der Maſtixbuſch verdorren, und ihr habt die Künſte unſerer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des ſeligſten Entzückens mit Axt und Feuerbrand ſäculariſirt. Verwitterte, abgenutzte Seelen des Occidents, nach Kolchis, nach Athos eilet, den Duft ewig grüner Laubholzwälder athmet ein, wenn ihr noch der Erhebung fähig ſeyd! Hier nahm Medea den Zaubertrank, der Jolkos und Korinth zu friſcher Energie erweckte. Ohne Wald iſt für Menſchen keine Luſt, und ſelbſt die Götter ſchlugen ihren liebſten Sitz in dunkeln Wäldern auf,

..... habitarunt Di quoque silvas.

Ach wem iſt die Kraft des Wortes verliehen, um die weinlaubbekränzten Ahornwälder in Kolchis und die Kaſtanienpracht am Thore des Hagion-Oros vor Hunger und mörderiſchem Stahl abendländiſcher Verfeinerung zu ſchirmen! Ich weiß es, ein Baumtribun und Waldbeſchirmer prediget Widerſtand gegen

die Mechanik des Jahrhunderts und gegen das Glückſeligkeitsapoſtolat unſerer Zeit. Aber Waldeinſamkeit macht ſtolze Seelen und gibt kühne Gedanken, dem verzagten Säkulum zum Trotz. Mitten in der Laubſtille — die Scene iſt nicht vergeſſen — ſaßen wir unter hellgrünem Gebüſch dicht am Bach beim frugalen Mahle. Thier und Wanderer genoſſen der Mittagsruhe und im Gefühl der Waldunabhängigkeit lachte ich beinahe laut beim Gedanken, wie oft der Menſch im Occident aus Unkunde wahren Glückes nach Phantomen haſcht und wie oft er feige um kindiſchen Flitter, um thörichten Lohn, Ehre, Gut und Zufriedenheit verkauft. Die Sonne war ſchon unter dem Horizont, und zufrieden mit dem Tagwerk und den Gedanken traten wir ins Einkehrhaus von Hieriſſo.

Der Ort, zu Belons Zeiten (1547) von größerm Belang und mit Feſtungswerken gegen die Angriffe der Piraten verwahrt, hat jetzt kaum vierzig bewohnte Steinhäuſer am Abhang des Uferhügels. Der Reſt ſammt der Akropolis iſt Ruine. Doch vergeht kein Tag ohne fremde Gäſte, weil Alles was nach Athos zieht oder von dannen kehrt in Hieriſſo die Nacht verbringt. Wir fanden hier Getreide-Silo wie in Nubien, große Armuth, aber noch größere Geduld. Viele Familien, unvermögend eine Wohnung mit Mauerwerk, Fenſterladen, Thürpfoſten und Bedachung aufzurichten, flechten außerhalb des Fleckens neben ihrer Spanne Ackerland Hürden aus Weidenbuſch.

Die dem Süden zugekehrte Seite iſt mit aufgeſchichteten Strohbündeln zum Aus- und Eingang halb verdeckt, ärmlicher als die Nigritier und ſchutzloſer gegen den Winterſturm als einſt die Einſiedler auf Hagion-Oros vor der Reform des Athanaſius. Was denken etwa dieſe Hürdenleute, wenn ſie feiſte Mönche und wohlgekleidete Franken hochmüthig an ihrem Weidendach vorüberreiten ſehen? Und doch ſprechen ſie Niemanden um Almoſen an und hört man nichts von gewaltthätigen Handlungen in der Nachbarſchaft. Für ſolche Noth muß jedoch die Zeit von einer Ernte zur andern eine doppelt lange ſeyn!

Reis, Butter, Fiſche, Eier, Limonien, Oel und Brod und neuen Wein gab uns der Wirth; aber eine Henne war nicht ohne Mühe im Orte aufzubringen. Wir waren ja am Thore des großen Büßerinſtitutes von Byzanz und wollten uns noch einmal kräftiges Labſal bereiten vor der nahen Pönitentenkoſt. Bis Chilantari, dem erſten Kloſter, waren es freilich nur ſechs Stunden, aber zwölf bis Karyäs, was in dieſer Jahreszeit (23. Oktober) und auf ſolchen Wegen in einem Tage nicht zurückzulegen iſt. Kaum graute der Morgen, ſo ritten wir ſchon zum letzten Tagwerk den Hügel von Hieriſſo hinauf und erblickten wieder die hohe, waldige, rauhe Bergwand, das Athosportal in ſtarrer Majeſtät vor uns. Niemand könnte die Herrlichkeiten errathen, die hinter dieſer finſtern Hülle verborgen ſind.

Daß die Erdzunge zwiſchen den Ausläufern des macedoniſchen Küſtengebirges und dem Hagion-Oros kaum eine halbe Stunde breit und in gerader Richtung nicht länger als fünf Viertelſtunden im Schritte iſt, hat man oft genug erzählt. Ebenſo bekannt iſt Herodots Erzählung von einem Durchſtich oder Kanal, den Xerxes vor ſeinem Zuge wider Griechenland von Golf zu Golf auf der niedrigſten Einſenkung des Iſthmus graben ließ, breit und tief, daß zwei Triremen neben einander ſchiffen konnten. In Europa ſind aber die Gelehrten noch im Streit, ob uns Herodot eine Thatſache oder eine Fabel erzählt. Als Hauptargument wider die Thatſache gilt die Schwierigkeit des Unternehmens und ein Vers aus Juvenal:

creditur olim
Velificatus Athos et quidquid Graecia mendax
Audet in historia....

Juvenal ſchrieb Satyren, und im Orient, wenn es nur Geißelhiebe und Menſchen koſtet, gibt es keine Schwierigkeiten. Es arbeiteten ja 12,000 Mann ſammt den Athosbewohnern nationenweiſe und in regelmäßigem Wechſel drei volle Jahre unter der Peitſche perſiſcher Aufſeher im Geſchwindſchritt, wie jetzt die Nil-Fellah unter Mohammed-Ali's mildem Regiment jährlich die verſchlammten Kanäle räumen oder neue graben zu Mehrung der eigenen Noth. Das Bild beim joniſchen Erzähler iſt wunderſchön: man ſieht wie ſie ſchaufeln und keuchen

und in Reihen über einander geſtellt ſich die Erde entgegenwerfen, bis ſie aus der Tiefe an den Rand gelangt.[1] Für Alles war bei der Arbeit geſorgt, für Markt, für Nahrung und für Geißelhiebe. Das Lager mit der Erſatzmannſchaft ſtand am Eingange des Helleſponts, und zahlreiche Schiffe unterhielten beſtändige Verbindung mit der arbeitenden Abtheilung am Iſthmus. Auch geologiſch, ſo viel iſt durch competente Richter nachgewieſen, läßt ſich gegen die Sache nichts einwenden, und Thucydides, der faſt ein ganzes Menſchenalter in der Nähe wohnte, redet vom Athosdurchſtich wie von einem Ding, deſſen Beſtand Jedermann kenne. „Ach dieſer Thucydides!“ „Was weiß etwa dieſer Thucydides?“ ſagten ſie neulich in Athen, und wie es ſcheint ſagen Viele auch in Deutſchland ſo.

Der grüne, ſtellenweiſe mit Schilf bewachſene Streif, der ſich auf der niedrigſten Stelle des mattgelben Iſthmusgrundes quer von einem Ufer zum andern zieht, heißt bei den Umwohnern heute noch Problaka. Problaka iſt aber kein griechiſches Wort und deutet ohne Zweifel auf das Verbum Probiati, das im Slavendialekt Illyricums „durchſtechen“ bedeutet. Wahrſcheinlich ſah man zur Zeit der Coloniſirung Macedoniens durch ſlaviſche Völker noch deutlichere Spuren des perſiſchen Grabens als zu unſerer Friſt. Bei uns — das ſehe ich voraus —

[1] Herodot. VII, cap. 21—24.

wird man das ſlaviſche Problaka nicht überall gelten laſſen, und ich ſelbſt — wäre es mir darum zu thun — würde in einem ſcharfen Syllogismus zu Jedermanns Erbauung etwa wie folgt das Gegentheil beweiſen: „Wo ein Kanal gegraben wird, da ſieht man auch einen Kanal. Ἄρα γε, hätte Xerres auf der Athoszunge wirklich einen Kanal gegraben, ſo würde man auf der Athoszunge auch wirklich einen Kanal erblicken. Nun aber erblickt man auf der Athoszunge keinen Kanal, Ergo hat Xerres auf der Athoszunge keinen Kanal gegraben, Ergo ſind keine Slaven über die Donau gekommen, Ergo iſt Problaka griechiſch, Ergo kann man in Griechenland aus Papierkanonen feuern und aus leeren Taſchen Sold bezahlen, Ergo ſind in Kukuruz Giganten, Ergo gebt mir eine Decoration, Ergo, Ergo ....“ Geſtehen Sie doch, daß dieſe Concluſionen bündig ſind![1]

Bei unſerm Ritt über den Iſthmus aber waren Tag und Gemüth nicht ſonderlich für gelehrte Forſchung und ſcharfes Argument geeignet: am Himmel trieb Gewölke graulich kühl, vom Helleſpont blies es herbſtlich auf die Problaka herüber und wir zogen ſchweigend den ſteilgewundenen Pfad der erſten Bergwand hinauf, durch Waldöde, an ausgebrannten Schluchten, verſiegten Brunnen und furchtbaren Steilgründen vorbei, über Hügel, wilden Rosmarin und

[1] Kukuruz iſt ein Dorf in Arkadien.

steiniges Geklüfte zum Platanenbach hinab, wo für den müden Pilger auf einſamem Raſengrund, von Buſchwerk und dichtbewachſenem Steingewinde umſchloſſen, mitten im Gehölze und ferne von aller menſchlichen Hülfe, Tränke und Raſt bereitet ſind. Die Gegend heißt Callitza, das Waſſer ſelbſt aber Protoneró.

Obgleich von Unſicherheit des Waldes nichts verlautete, peinigte uns doch die Erinnerung an die Vergangenheit; und wenn auch nicht ſonderlich-furchtſam, ſchielten wir mit dem Brod in der Hand zu Zeiten doch etwas ſeitwärts, ob nicht Flintenläufe und ſchwarze Palikarenaugen irgendwo aus dem laubichten Buſche blitzen. Denn eben auf dieſer Stelle beſtand zehn Jahre früher der Engländer Urquhart ſein bedenkliches Abenteuer mit den Hagion-Oros-Klephten. Die Räuber ſtanden im Dickicht neben dem Brunnen und hatten ſchon ihre Gewehre angeſchlagen, wie er eben aus derſelben Quelle trank, an der wir unſer Hieriſſomahl verzehrten. Bei dieſem Waſſer beginnt das eigentliche Mönchsrevier und der dem Weib verpönte, durch eine zweite, dicht und parallel hinter der erſten laufende Gebirgswand von der Welt und ihren Sorgen getrennte Grund, „Megali-Vigla“ oder die Große-Warte genannt. Wie eine plattgedrückte, ſtumpfwinklichte Pyramide ſtreicht die Große-Warte und ihr dunkler Pinienwald von einem Strand zum andern der ganzen Breite nach

über den Cherſones und endet auf der Seite des nordöſtlichen Paſſes als ſchmaler, weit über die Grundfläche des heiligen Waldes in die Brandung hinausgreifender Felſendamm im Promontorium Platy.

Kaum iſt man durch unwegſames Steingewirre hinter den dunkeln Pinienvorhang gedrungen, ändert ſich plötzlich die Scene: man tritt unvermuthet mitten in die immergrüne Buſchregion der heiligen Oaſe; die Lüfte fächeln milder, und ein breit ausgekerbtes Flachthal, von beſonders prachtvollen Platanen beſchattet, ladet unwillkürlich zur Niederlaſſung ein. Rechts aus einer Vertiefung, weniger als eine Stunde vom Strand, blickt mitten aus Wald und langwipflichten Cypreſſen das Mauerwerk und der Glockenthurm der großen Slavenabtei Chilantari hervor. Es war noch früher Nachmittag und wir zogen durch die üppig bewachſene Hügellandſchaft in der Richtung gegen Vatopädi fort, erreichten aber erſt nach Sonnenuntergang und bei ſchon einbrechendem Dunkel den gewölbten Thorweg und die gaſtlichen Hallen dieſes ſchön gemauerten und großartigen Mönchskaſtelles. Hölzerne Kreuze, hie und da auf Felſenvorſprüngen und Scheidewegen mitten im Walde aufgeſtellt, verkündeten uns deutlich, hier ſey einmal wieder chriſtliches Land, ein noch unentheiligtes Ueberbleibſel des alten Byzantium. Vielleicht lächelt man mitleidig über die gläubige Empfindſamkeit; aber ich geſtehe ungeſcheut die Schwäche, das Auge belebte

ſich beim Anblick dieſer Wahrzeichen des Heiles und das Blut ging raſcher, ich dachte an die Heimath, an die romantiſchen Waldſcenen am Eiſak in Tirol, an die Rebgelände und Kaſtaniengruppen ſeiner entzückenden Mittelberge; an euch dachte ich, Schalbersthal, rauſchender Forellenbach, tiefe Waldöde, ſommerliche Lüfte und ziehendes Gewölke — Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit; an dich, hölzernes Wetterkreuz im Birkenlaub, an dem der Knabe ſcheu und andächtig ſo oft vorüberging. Sitz der Wonne und der Luſt, wie könnte ich deiner je vergeſſen! Nach einem Lebenscyklus voll Gram und wechſelvoller Geſchicke begegne ich dir unerwartet wieder in unbeſuchter Stille byzantiniſcher Wälder und grüße dich mit leidenſchaftlicher Gluth, Sinnbild der Selbſtüberwindung, Labarum, das die Cäſaren vom goldenen Sitz geſtoßen und den ſtolzen Dünkel der Philoſophen erniedrigt hat! In dieſem Augenblick begriff und pries ich das zornige Gemüth, mit dem man ſich einſt in der Heimath — das Feuerrohr in der Hand — wider die frevelhaften Schänder des Heiligthums erhob. Eben weil ich ſo lange und ſo vielfach Zeuge war, wie der Islam in ſeiner Unmacht noch ſtolz die Kreuzesfahne verhöhnt und ihre Bekenner verachtet, ergriff es mich beim Anblick der verwitterten Balken im grünen Buſchwald des Hagion-Oros weit lebendiger als mitten im chriſtlichen Lande, wo der Beſitz nachläſſig, und unbeſtrittener Sieg vergeßlich

macht. Für den Fremdling iſt der Orient eine reiche Quelle von Gemüthserſchütterungen, die freilich einem Diplomaten nicht geſtattet ſind. Vielen Menſchen aber gewährt zorniges Aufwallen und leidenſchaftliches Empfinden mehr innere Zufriedenheit und ſüßeren Genuß als das froſtige Geſicht und die imperturbable Ruhe des Scythen B... ff.

Wir gingen dieſen Abend nicht auf dem Hochweg des Bergkammes, von dem ich im erſten Bericht erzählte, ſondern tiefer unten, am ſchönen, in einem Küſteneinſchnitt kaum drei Viertelſtunden von Chilantari lieblich gelegenen Kloſter Eſfigmenu vorbei, über die Quergerippe, Paralleltäler und Schluchten der Seitenhalde, und erblickten von einem hohen dichtbebuſchten Strandvorſprunge, der die halbcirkelförmige Waldbucht nördlich ſchloß, weit und tief unter uns, ſanft auf einer Neigung des rieſigen Laubwaldtheaters gebaut, in ſeiner Außengeſtalt der „Mauerkrone der Göttin Cybele" vergleichbar, das Kloſter Vatopädi, als eben die Sonne hinter die Bergſcheide ſank und der letzte Strahl auf die Zinnen des obern Thurmes fiel. Nach neunſtündigem Ritt über unwegſames Gebirge, und auf die leidenſchaftlichen Aufregungen und Eindrücke des Tages war Ruhe das erſte Bedürfniß. Und wir ſchliefen nach einem mäßigen, in Geſellſchaft des Reiſe-Archimandriten und des Fremdenempfängers verzehrten Abendeſſen aus geſalzenen Fiſchen, Reis und Vegetabilien,

beſtens verſorgt und mit Gemächlichkeit auf den Divanen des Fremdenſaales hingeſtreckt den geſunden Schlaf.

Hagion-Oros-Koſt gibt leichtes Blut und hellen Sinn. Mit dem anbrechenden Morgen begann aber auch ſchon Sorge und Gemüthsunruhe über möglichſt zweckmäßige und möglichſt wohlfeile Einrichtung des Geſammtkloſterbeſuchs am heiligen Berg. Noch hatte ich keinen Begriff, was eine Athosbibliothek eigentlich ſey und zu welchen Erwartungen Anordnung und innerer Gehalt dieſer im Occident vielbeſprochenen Inſtitute berechtigen könne. Zwar hatte ich Zachariä's neueſten, mit Sorgfalt und Talent geſchriebenen Bericht zur Hand; allein der Späterkommende meint immer klüger als der Vorgänger zu ſeyn, und durch Schärfe oder Glück begünſtigt, vielleicht zu entdecken, was dem andern verborgen blieb. Auf die Phantaſie verlorne Klaſſiker aufzufinden, hatte ich freilich voraus verzichtet, und dafür mein Ziel auf beſſere Kunde des byzantiniſchen Zeitalters geſtellt. Von den Strandklöſtern war es daher vorzugsweiſe auf Vatopädi, Iwiron, Laura und beſonders auf Sankt-Dionys; von den Waldconventen aber nur auf Karyäs und Chilantari abgeſehen. Zugleich erſchien es ökonomiſch merklich vortheilhafter, die Operationen auf der Stelle in Vatopädi ſelbſt zu beginnen, um mit der Mühe eines zweiten Beſuches auch der Laſt eines zweiten Ehrengeſchenkes an die

frommen Väter zu entkommen. Ungeſäumt wurden die bis Karyäs gedungenen Maulthiertreiber bezahlt und abgedankt und die Vorſtände des Kloſters nach eingenommenem Morgenimbiß um Audienz erſucht. Man weiß bereits was ein „Monaſtirion idiorrhythmon", ein freies, republikaniſch verwaltetes Athoskloſter iſt, und Vatopädi gehört in dieſe Klaſſe.

Im Sommerdivan gegen die See gekehrt, ſaßen die vier Großbeamten der heiligen Gemeinde zum Empfang des Fremden aus Occident. Nach Austauſch und Leiſtung der gewöhnlichen Artigkeiten morgenländiſcher Beſuche ging ich gleich zur Sache, und erklärte den Vorſtänden ohne langes Präambulum: ich hätte ein Buch über das orthodoxe Imperium von Trapezunt geſchrieben, und ſey jetzt auf einer Reiſe im Orient begriffen um durch Auffindung neuer Thatſachen und unbekannter Schriften das Buch in ſeiner Ausführung zu verſchönern und zu Ehr' und Preis ſeinen Werth im Urtheile der Landsleute noch höher zu ſtellen. Ich vergaß nicht beizufügen, daß ich ſogar wie ein zweiter Jaſon in das entlegene Kolchis und in die wohlverwahrte Stadt Trabeſonda gezogen, ein Jahr zu Konſtantinopel geblieben und zum Schluß in der doppelten Abſicht, um in den Handſchriften ſeiner geprieſenen Heiligthümer neue Argumente für das benannte Thema zu ſuchen, in den Tugenden der frommen Väter aber Erbauung und kräftiges Exempel für eigene Vollkommenheit zu ſchöpfen,

auf den Hagion-Oros gekommen ſey, und für beides in Vatopädi den Anfang zu machen gedenke. Zugleich überreichte ich die Empfehlungsſchreiben aus Stambul und Saloniki, damit ſie Inhalt und Zweck meiner Bitte amtlich erfahren und das Nöthige verfügen möchten.

Was die Tugenden betreffe, erwiederte der Vorſteher, ſey ich allerdings auf den rechten Platz gekommen; denn nirgend werde das Faſtengebot mit ſolcher Strenge gehalten, Gottesdienſt und Gebet ſo andauernd und eifrig gepflogen, weltliche Zerſtreuung mit ſolcher Schärfe und Gewiſſenhaftigkeit vermieden und das Leben überhaupt mit ſolcher Hingebung und Selbſtverläugnung nach den Vorſchriften der orthodoxen Concilien eingerichtet wie in den Geſammtklöſtern auf Hagion-Oros. Das ſey aber auch ihr Ruhm und die unerſchütterliche Grundlage ihres Kredites, von dem ſie wohl wüßten, daß er ſich nicht blos auf die Länder ihres Glaubens beſchränke, ſondern auch in das Abendland gedrungen ſey. Wenn ich aber glaube in Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit bei ihnen etwas zu gewinnen, ſey ich zu ihrem großen Herzeleid irrthümlich berichtet: ſie alle ſeyen Ignoranten, und Unwiſſenheit (ἀμαθία) ſey allgemeine Sitte des heiligen Berges, weil Gott am letzten Gerichtstage den Menſchen nicht frage was er gelernt, ſondern wie er gehandelt habe. Von einem Imperium Trapezunt hätten ſie niemals gehört und wüßten auch nicht

ob in ihrer Bücherkammer etwas derart zu finden ſey; jedenfalls wäre mein Suchen vergeblich (*μάτην πονεῖς*), wenn ich nicht beſtimmt und mit Namen das Buch bezeichnen könnte, wo von Trapezunt gehandelt werde. Uebrigens ſey ich herzlich willkommen, Alles ſtehe mir offen, und ich möge bei ihnen nur bleiben, ſo lange es mir gefalle. Nur ſey es üblich, daß ſich Fremde vor allen weitern Schritten beim Regierungsausſchuß in Karyäs melden und dann erſt, mit dem Circulare in der Hand, ihre ſpeziellen Zwecke von Convent zu Convent verfolgen.

Eine Stunde nach dieſer Unterredung ritten wir durch das hohe Portal von Vatopädi hinaus. Karyäs iſt kaum drei Stunden entfernt und liegt in einem Hochthal unterhalb des Bergkammes, 2000 Fuß über dem Meere.[1] Schon wenige hundert Schritte vom Kloſter erhebt ſich der Pfad ſteil über den Strand und zieht in maleriſchen Wendungen durch dichtverwachſene immergrüne Buſchregion zum Hochwald hinauf. Reichthum, Lebenskraft und Fülle des Pflanzenwuchſes, wie man ſie hier erblickt, müſſen auch den weniger Unterrichteten mit Bewunderung erfüllen. Das Geſträuch, bis fünfzehn Fuß hoch, wäre undurchdringlich, hätte man nicht die Pfade künſtlich ausgeſchnitten. Myrten und Schattenblumen füllen alle Räume, und die Lianen ranken in ſo üppigem Triebe,

[1] Griſebach Reiſe durch Rumelien, 1841.

daß ſie an vielen Orten, beſonders bei den Waſſerfällen der erſten Einſenkung, gleichſam ein Laubdach über den Kopf des Wanderers bilden, der voll Erſtaunen an den Einſiedeleien und zaubervollen Scenen dieſer unbekannten Zone vorüberzieht, bis der von üppigen Kräutern und Farngebüſche düſter durchwachſene Hochwald mit rieſigen Wallnuß- und Kaſtanienbäumen, Steineichen und Cypreſſen in der Umgegend von Karyäs die Seele mit neuem Entzücken erfüllt.

Um die Waldluſt dieſes unvergänglichen Paradieſes ganz zu ſchlürfen, ſollte man warmes Blut, Gemüth und Wiſſenſchaft wie Griſebach beſitzen. Das Städtchen ſelbſt mit ſeinen hundert Steinhäuſern, ſeinen zwanzig Kapellen und ſeiner Kloſterkirche und ihrem ſtumpfen Glockenthurm — ein immer friſches Garten- und Guirlandengehege — lehnt ſich an die quellenreiche Steilſeite des Laubwaldes, und hat ſeinen Namen ohne Zweifel von den jetzt ſeltenen Wallnußbäumen oder von den Haſelnußſtauden erhalten, die heute noch überall in den Gärten, zwiſchen den iſolirten Wohnhäuſern, insbeſondere jenſeits des kleinen Sturzbaches üppig aus dem Boden wuchern.[1] Man führte uns zu einem der vorſitzenden Prälaten, der

[1] Auf dem Hagion-Oros hört man Καραΐς und Καρναΐς ſprechen; erſteres gewiß nur träge Verkürzung des zweiten, der Accent aber in beiden barbariſch, da man im Helleniſchen Κάρα und Καρύα lieſt. Von den Köpfen (κάρα) der im 13. Jahrhundert durch Michael Paläologus angeblich

zufällig aus Vatopädi war und ein ſchönes Gartenhaus mit allerlei außergewöhnlichen Bequemlichkeiten bewohnte. Se. Heiligkeit ſaß am Divan neben der Kaffe und ſtrickte wollene Socken. Wie vor dem Gemeinderath in Vatopädi erklärte ich auch hier mein Anliegen, und wir verſtändigten uns ſchnell; denn polirt und gewandt ſind die Athosmönche alle, wenn ſie auch nur Strümpfe ſtricken, Litaneien ſingen und Ignoranten ſind. Ein Verwandter des Prälaten, ein Empiricus aus Cumerdſchina in Thracien, nahm Antheil am Geſpräch und erzählte vom jungen Zachariä aus Heidelberg, vom Bodenreichthum des thraciſchen Landes, von Mohammed-Ali und von der Medicin, mit der in Cumerdſchina nicht viel, aber bei den Mönchen auf Hagion-Oros gar nichts zu verdienen ſey.

Fremde werden beim Mangel einer Einkehr gewöhnlich im Sitzungsgebäude ſelbſt, und zwar neben der Wachtſtube der Hagion-Oros-Miliz untergebracht; zu meinen Gunſten aber machte der freundliche Epitrop eine Ausnahme und verſchaffte mir im Hauſe des Deputirten vom Kloſter Philotheos ſelbſt eine Unterkunft. Während man das Zimmer zurecht machte, begleiteten ſie mich beide zum türkiſchen Polizeivorſtand, einem bejahrten Boſtandſchi aus Konſtantinopel,

getödteten Mönche kann der Name nicht gekommen ſeyn, weil er ſchon in den Goldbullen des 10. Jahrhunderts zu leſen iſt.

der natürlich weder leſen noch ſchreiben konnte und die Geſchäfte durch einen unbärtigen Kurdenſklaven aus Schereſor in Aſſyrien beſorgen ließ. Nach türkiſchem Brauch ward der Ferman laut abgeleſen und der Inhalt zugleich als Material des Geſprächs ausgebeutet. Wir machten es kurz, weil der alte Aga nicht ſonderlich ideenreich war und überdies eben der Faſtenramaſan begonnen hatte, wo ein frommer Muſulman erſt nach Untergang der Sonne heiter und geſprächig wird.

„Was es in Stambul Neues gebe, ob es im Lande der Nemtſché theuer oder wohlfeil zu leben ſey, und ob der Kral des Landes viele Soldaten und Kanonen habe," war der ganze Commentar zum vorgeleſenen Aktenſtück. Sie begreifen wohl, daß ich hier nichts von Gelehrſamkeit und alten Pergamenten erzählte; die prätentiöſe und doch nichtsſagende Phraſe „Dunjái gesérim Saltanát istchün," „ich bereiſe die Welt aus Liebe zur Pracht," war dem Boſtandſchi polizeilich hinreichender Grund meiner Erſcheinung auf Hagion-Oros. Vater Beſſarion, der Hausherr, konnte zwar leſen und ſchreiben, war aber ein Feind der Orthographie wie aller gefährlichen Neuerung. Statt *τὴν ἰδιοποιῶ* ſchreibt der gute Philotheït *τὶν ειδιόπιο*, was ihn aber nicht hindert gaſtlich gegen Fremde und eifrig im Gebet zu ſeyn. Dagegen beſuchte mich, während der Diener das Eſſen bereitete, der Geheimſchreiber der Regierungsjunta, ein junger und

wohlgeſchulter Chilantarimönch aus Skopelo in Hellas gebürtig. Als Kaïri's Discipel war er voll neuer Ideen und hatte auch die verbeſſerten Lehranſtalten in Athen beſucht. Maurocordatos war ihm zwar *Ὄργανον πάσης κακίας τῇ Ἑλλάδι*, „Werkzeug alles Unheils für Griechenland"; allein ſtatt St. Baſilius und St. Pachomius lieſt der Geheimſchreiber die Werke des Iſokrates und Demoſthenes und ſchreibt das Helleniſche mit Leichtigkeit und Eleganz.

Ob das Alte und das Neue nicht etwa auch auf dem heil. Cherſones früher oder ſpäter mit einander in Conflikt geräth? Oder mit andern Worten: wird der abendländiſche Trieb nach Wiſſenſchaft, Fortſchritt und Erkenntniß nicht auch einmal verwüſtend und auflöſend in die ſtille Zone des Hagion-Oros dringen? Wird die anatoliſche Kirche auch ihre Encyklopädiſten und ihre Hegel'ſche Philoſophie zu überſtehen haben? Die Antwort hängt vom Gang der Dinge in Hellas und von noch etwas ab, das man wohl mit einem Chilantarimönch im Gartenhaus zu Karyäs, aber nicht ſo leicht mitten in Deutſchland vor dem großen Publikum beſprechen kann. Einiges Unkraut meinte ich hie und da in der überreichen Vegetation zwiſchen dem markigen Blatt des Lorbeerbaums und der „brennend gelben Blume des Hypericumſtrauchs" ſchon jetzt bemerkt zu haben; doch hat es noch lange hin bis ſich die Auftritte des zehnten und eilften Jahrhunderts im neueren Sinn wiedergebären könnten.

Inzwiſchen war die Sonne untergegangen und die Zeit zur Abendkoſt gekommen. Man trug eine geſottene Henne auf, die der freundliche Sockenprälat als Xenium geſchickt; Reis, Butter, Wein, Brod, Eier, Kaviar, Fiſche und getrocknete Früchte hatte der Bazar geliefert, und ſo endete voll Zufriedenheit und guter Laune der erſte Tag in der Hauptſtadt des heiligen Municipiums.

Von der übermäßigen und nutzloſen Strenge der Mönchsregel in Sachen der Diät wird am Regierungsſitz zum Troſt menſchlicher Schwäche etwas weniges nachgelaſſen. Selbſt Vater Beſſarion, der Rigoriſt, hatte an Nichtfaſttagen ein Ragout aus Ziegenfleiſch, und mein Beſchützer, der ſockenſtrickende Prälat, unterhielt — wohlverſtanden nur für ungewöhnliche und vom Arzt vermerkte Fälle — eine Hennenkolonie mit Zubehör im verborgenſten Winkel des Hofs und mit Auferlegung ſtrenger Klauſur, um die Bewohnerſchaft des heiligen Städtchens ja nicht in der Andacht zu ſtören und durch ſinnliche Eindrücke vom Weg des Heiles abzulenken. Der Boſtandſchi mit ſeinem Haushalt ißt gar Hammelfleiſch, ſo wie auch die Municipalmilizen, obgleich Chriſten, was Diät betrifft, auch nicht immer nach gleichem Grad der Vollkommenheit ſtreben wie die weltüberwindenden Kalógeri.[1] Wenn man regieren ſoll,

[1] Kalógeros (καλόγηρος und καλόγερος, ſpr. Kalójeros d. i. der gute Alte) iſt gemeines Appellativ für Mönch in allen Gegenden des byzantiniſchen Reiches.

meinen die Väter in Karyäs, iſt es an der Ehre allein nicht immer ſchon genug; man will und muß zu Zeiten auch kräftiger eſſen und in Chriſto fröhlich ſeyn.

Des andern Morgens führte mich Vater Beſſarion in den Sitzungsſaal, um die Papiere zu überreichen und das übliche Examen auszuhalten. Ich meinte nur vor dem engern Ausſchuß, den vier Direktoren der Junta, zu erſcheinen, fand aber das ganze Kollegium in feierlichem Senat verſammelt. Auf drei Seiten eines länglichten Vierecks ſaßen in morgenländiſcher Weiſe auf breitem Divan 25 ehrwürdige Geſtalten mit wallenden Bärten und weiten dunkeln Gewändern, ſchweigend und unbeweglich, wie der Senat des Cyneas. Der Anblick hatte etwas Feierliches und Ehrfurchterregendes. Auf der offenen Seite des Vierecks, aber eine Stufe tiefer, ſaß am Tiſche der Geheimſchreiber aus Chilantari, mit dem ich Abends vorher die lange Unterredung hatte. Mein Platz war auf der Schmalſeite neben den Vorſtänden, und nicht ohne Verlegenheit blickte ich auf die lange Doppelzeile ſchwarzer Mönche, und die großen Augen und die aſiatiſche Melancholie der ausdrucksvollen, ſcharfgezeichneten, ſonnengebräunten Südgeſichter machten mich im erſten Andrang über den Erfolg meines zu ſtellenden Antrages ſelbſt beſorgt.

Ich fühlte Beklemmung und ſo etwas von disciplinirter Verzagtheit ungeübter Schattenſitzer. Allein Kaffee und Süßigkeiten, die im Orient bei keiner

beſtens verſorgt und mit Gemächlichkeit auf den Divanen des Fremdenſaales hingeſtreckt den geſunden Schlaf.

Hagion-Oros-Koſt gibt leichtes Blut und hellen Sinn. Mit dem anbrechenden Morgen begann aber auch ſchon Sorge und Gemüthsunruhe über möglichſt zweckmäßige und möglichſt wohlfeile Einrichtung des Geſammtkloſterbeſuchs am heiligen Berg. Noch hatte ich keinen Begriff, was eine Athosbibliothek eigentlich ſey und zu welchen Erwartungen Anordnung und innerer Gehalt dieſer im Occident vielbeſprochenen Inſtitute berechtigen könne. Zwar hatte ich Zacharia's neueſten, mit Sorgfalt und Talent geſchriebenen Bericht zur Hand; allein der Späterkommende meint immer klüger als der Vorgänger zu ſeyn, und durch Schärfe oder Glück begünſtigt, vielleicht zu entdecken, was dem andern verborgen blieb. Auf die Phantaſie verlorne Klaſſiker aufzufinden, hatte ich freilich voraus verzichtet, und dafür mein Ziel auf beſſere Kunde des byzantiniſchen Zeitalters geſtellt. Von den Strandklöſtern war es daher vorzugsweiſe auf Vatopädi, Iwiron, Laura und beſonders auf Sankt-Dionys; von den Waldconventen aber nur auf Karyäs und Chilantari abgeſehen. Zugleich erſchien es ökonomiſch merklich vortheilhafter, die Operationen auf der Stelle in Vatopädi ſelbſt zu beginnen, um mit der Mühe eines zweiten Beſuches auch der Laſt eines zweiten Ehrengeſchenkes an die

frommen Väter zu entkommen. Ungeſäumt wurden die bis Karyäs gedungenen Maulthiertreiber bezahlt und abgedankt und die Vorſtände des Kloſters nach eingenommenem Morgenimbiß um Audienz erſucht. Man weiß bereits was ein „Monaſtirion idiorrhythmon", ein freies, republikaniſch verwaltetes Athoskloſter iſt, und Vatopädi gehört in dieſe Klaſſe.

Im Sommerdivan gegen die See gekehrt, ſaßen die vier Großbeamten der heiligen Gemeinde zum Empfang des Fremden aus Occident. Nach Austauſch und Leiſtung der gewöhnlichen Artigkeiten morgenländiſcher Beſuche ging ich gleich zur Sache, und erklärte den Vorſtänden ohne langes Präambulum: ich hätte ein Buch über das orthodoxe Imperium von Trapezunt geſchrieben, und ſey jetzt auf einer Reiſe im Orient begriffen um durch Auffindung neuer Thatſachen und unbekannter Schriften das Buch in ſeiner Ausführung zu verſchönern und zu Ehr' und Preis ſeinen Werth im Urtheile der Landsleute noch höher zu ſtellen. Ich vergaß nicht beizufügen, daß ich ſogar wie ein zweiter Jaſon in das entlegene Kolchis und in die wohlverwahrte Stadt Trabeſonda gezogen, ein Jahr zu Konſtantinopel geblieben und zum Schluß in der doppelten Abſicht, um in den Handſchriften ſeiner geprieſenen Heiligthümer neue Argumente für das benannte Thema zu ſuchen, in den Tugenden der frommen Väter aber Erbauung und kräftiges Exempel für eigene Vollkommenheit zu ſchöpfen,

ſalem, Athen, das Bild von Megaſpiläon, Miſiri (Aegypten), Hr. Mynas, ein gelehrter Grä-ciſt aus Paris (zu derſelben Zeit in Auftrag ſeiner Regierung auf Hagion-Oros) und St. Anonymus, der neu aufgefundene Heilige von Vatopädi, kamen nach der Reihe ins Spiel. Manche ehrwürdige Mönchs-geſtalt that kindiſche Fragen und mancher Augenglanz erloſch bei geöffnetem Munde; aber auch Allianzen der Sympathie und Intelligenz mit zwei Deputirten (Senatoren), die ich ſpäter oft beſuchte, wurden in dieſem allgemeinen Wettkampf mönchiſcher Neugierde und Redeſucht geſchloſſen.

Etwas Welt- und Länderkunde iſt bei ſolchen Gelegenheiten das fruchtbarſte und befriedigendſte Thema und der wirkſamſte Talisman angenehm zu ſeyn. Inzwiſchen war auch das Umlaufſchreiben in beſter Form ausgefertigt und mit dem Sigill der heiligen Junta verſehen in meine Hand gelegt, wor-auf ich unter freundlichen Blicken und den beſten Wünſchen der Väter aus der Verſammlung ging. Der Vortheil ſich ohne Mittelsperſon verſtändlich zu machen und ſeine Intereſſen ſelbſt zu vertheidigen, iſt wenigſtens in meinen Umſtänden von größerem Belang als man gemeiniglich glaubt. „Seht, ſeht, hieß es, dieſer Deutſche hat zwar eine etwas ſchwere Zunge, aber er redet helleniſch und römiſch, daß man ihn verſteht, und er ſcheint auch zu wiſſen, was in der Welt paſſirt.“ Vater Beſſarion erzählte mir nachher

alles was ſeine Kollegen zu Ehre und Vortheil des abtretenden Fremdlings ſagten. Denn aller Heiligkeit und Abtödtung zum Trotz hat das Bedürfniß der Kritik ſelbſt die Athosmönche nicht verlaſſen.

Während die Väter in ungewöhnlich langer Sitzung die Geſchäfte des Tages erledigten, beſah ich Karyäs und ſeine wahrhaft reizende Umgebung ungeſtört. Kern des Orts iſt die am Bergabhang ſich krumm hinziehende Kaufſtraße (τὸ *Βαζάρι*) und ihre drei oder vier kurzen Seitengäßchen, alles mit großen Kieſeln roh gepflaſtert und ohne Zuthun der Bewohner durch die vom Berge herabſprudelnden Bäche reingehalten. In dieſem Theil allein ſind die Häuſer ſtädtiſch aneinandergerückt und mit einer Doppelreihe niedriger Schoppen verſehen, in welchen Krämer und Handwerker der gewöhnlichſten Ordnung, unbeweibte Weltleute oder Kalogeri ihr Geſchäft betreiben. Da ſieht man neben den Stoff- und Eßwaarenhändlern bärtige Mönche, die Schuhe machen, Kleider nähen, Eiſen ſchmieden, Magazine mit heiligem Schnitzwerk aus Horn und Bux, Kirchenzierrathen, gemalten Bildern, Korallen, Farben und hölzernen Löffeln halten, und zur Erleichterung des Verkehrs auch kleinen Wechſel treiben. Einſiedler voll Kaſteiung und Schmutz ſchleppen in weiten Haarſäcken ihr rohes Fabrikat zu Markt; Regierungsmitglieder ſitzen an den Auslagen ihrer arbeitenden Brüder und heimgarten über den Gang der Berathungen, über ſchwebende

Prozeſſe; aber alles ohne Geräuſch, ohne Zank, ohne Leidenſchaft; in Karyäs iſt Niemand zornig, redet Niemand laut, es iſt wie im Mohn-Palaſt des Schlafes, man ſieht, daß ſie Hände und Lippen bewegen, hört aber ihre Stimme nicht, gebannte Geiſter, Schattenbilder ohne Nerv und Blut.

In Karyäs fehlt das Weib und mit ihm die Familie, die häusliche Sorge, die Eleganz der Sitte und des Putzes, die Elektricität der Lebensgeiſter, die Begierde und aller nachhaltige Trieb menſchlicher Beſtrebung. Außerhalb dieſes feſten Mittelpunktes ſieht man in Gärten, unter Weinlaubguirlanden, Haſelnuß- und Maulbeerpflanzungen, an Bächen und plätſchernden Brunnen überall hin zerſtreute Steingebäude mit Söller, Kapelle und Glocken bald in Gruppen, bald einzeln ſtehend, und jenſeits dieſer zweiten Region auf der anſteigenden Halde dicht hinter dem Bazar und der Kloſterkirche eine dritte: aus Cypreſſen und Pinien hervorblickende Einſiedeleien, Wohnthürme mit helldunkeln Zimmern und gothiſchen Fenſterbogen, Heiligthümer auf beranktem Felſen, Waldhütten und luftige Sommerſitze; unterhalb des Städtchens aber, in einer Niederung kaum eine Viertelſtunde entfernt, zwiſchen Gartenflor, Raſen, Waſſerſprudel und Laubſchatten das kleine neugebaute Kloſter Kutlumuſi mit Bogengängen und weittönenden Glocken; das Ganze ein ineinanderrinnendes entzückendes Naturgemälde mit Kaſtaniengrün,

Buſchwerk, Schluchten und Hochwald in weitem Rahmen eingefaßt. — Bild der Glückſeligkeit und der ſüßen Schwärmerei! Warum bin ich wieder nach Europa zurückgegangen! Warum habe ich noch einmal die Seelenqual und die Winternebel Germaniens um deinen Frieden und deinen ewigen Frühling eingetauſcht!

Bis Sonnenuntergang ſchwärmte ich allein im Luſtrevier, und erſt des andern Tags ſpät ritten wir, Karyäs verlaſſend, quer durch das Dickicht des Waldabhanges zum Hochkamm hinauf und über die Schneide fort, ſanft anſteigend, wohl drei Stunden lang durch Baumdunkel bis nahe an den Ort, wo ſich die furchtbare Felswand der Athospyramide ſenkrecht aus der düſtern Schattenregion in die Lüfte ſchwingt. An vielen Stellen iſt die Bergſcheide nicht breiter als der Reitweg, und links und rechts fallen die waldigen Seitenflügel ohne Vorberg und Uebergang, wie der Athoskegel ſelbſt, unmittelbar vom höchſten Kamm zum Strand hinab. [1]

[1] Dr. Griſebach berechnet die Kammhöhe in dieſer Gegend auf 2500 Fuß über dem Meere und ſtimmt im Urtheil der Schönheit des „Durchblicks von der Höhe, wo das Litoralkloſter Philotheos den Hintergrund bildet", vollkommen mit dem Berichtgeber überein, wie er ſchon vorher die romantiſche Waldcascade im Baumdunkel ober Xeropotamo mit gleichem Entzücken ſchildert. Gefühle und Anſichten von einem ſo correkten und talentvollen Gelehrten getheilt und mit empfunden zu ſehen, rechne ich für eine große Ehre. Dr. Griſebach war im Junius 1839 auf dem

Vergeſſen Sie ja nicht, was ich früher von der Rieſenfülle und Lebenskraft des Pflanzenwuchſes dieſer Gegend ſchrieb. Denken Sie noch den ſonnigwarmen Mittag, die herbſtlichen Tinten der Luft und das ſchwärzlichblaue Waſſerpanorama mit Olymp und Halbinſel Sithonia auf der einen, mit Thaſos, Samothrake und dem thraciſchen Pangäus auf der andern Seite, und Sie werden begreifen, was man auf dreiſtündigem Ritt über eine ſolche Scene empfunden hat. Die Sonne war ſchon durch den Meridian gegangen und wandte den Lauf abendwärts als wir von dem Höhenpfade rechts ausbogen und in die grüne Steilſchlucht von St. Dionys niederſtiegen — melancholiſches Sinnbild des eigenen Lebens am Wendepunkt! Die Linie iſt ſchon überſchritten und

Hagion-Oros, und was er in ſeinem Reiſewerk botaniſch und geognoſtiſch von dem Berge ſagt, übertrifft an Schärfe der Beobachtung wie an Eleganz und Wärme der Darſtellung bei weitem alles, was man bisher in Europa über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat. Der junge Zachariä, andere Zwecke verfolgend, gibt (zwar correkt) nur Skizzen und flüchtigen Umriß, wo Griſebach meiſterhafte Scenen malt. Leider erhielt ich das während meiner Abweſenheit ausgegebene Buch erſt nach dem Abdruck des erſten Artikels (24 bis 27 Oktober v. J.), ſonſt hätte ich nicht den Ruhm angeſprochen, als der erſte Europäer durch dieſen Theil der wundervollen Waldpartie gezogen zu ſeyn. Dr. Griſebach hat ſchon zwei Jahre früher in umgekehrtem Sinne auf ſeiner Wanderung von Sanct Paul nach Karyäs denſelben Weg verfolgt und dieſelben Eindrücke empfunden und dargeſtellt.

die „anni recedentes“ werfen ihre Schatten morgenwärts. Von der Tanne am Kamm ſtiegen wir durch alle Regionen des Laubwaldes fünf Viertelſtunden lang ohne Milderung bis zur Pomeranze des Strandes herab.

Das Archontalik (Herrenwohnung) von Sankt Dionys hat etwas ungewöhnlich Heimathliches; das größere oder das Winterzimmer, mit Matten und farbigen Teppichen, mit laufendem Divan, einer Wandſchlafſtätte und mit italieniſchem Kamin geſchmückt, erhält das Licht hauptſächlich von der Decke und nur zum Theil durch zwei innere Fenſter vom anſtoßenden kleinern Sommerzimmer. Letzteres, auf drei Seiten frei und durch doppelte Fenſterreihen erhellt, ſpringt nach byzantiniſcher Architektur über die Hauptmauer des untern Stockes vor und ſchwebt gleichſam frei über dem Abgrund von wenigſtens 30 Menſchenlängen ſenkrechter Tiefe. Das Auge überblickt den Golf, das Tafelland Chalkidike, den theſſaliſchen Olymp und das gebirgige Langeiland Sithonia auf der einen, die grüne Waldſchlucht bis zum Kamm auf der andern und den kleinen Athoskegel auf der dritten Seite.

Höflich und gaſtlich ſind, wie man ſagt, die Athosmönche überall, gefühlvoll und herzlich ſchienen ſie mir aber vorzugsweiſe im wohlregierten Sanct Dionys. Iſt die abgeſchloſſene, dem Fremdenzug ungleich weniger ausgeſetzte Lage des Kloſters etwa

ſchon genügend, um die harmloſere Natur ſeiner Bewohner zu erklären, oder fällt der Ruhm zum Theil auf die altererbte Strenge dionyſiſcher Disciplin und auf die vortreffliche Leitung des gegenwärtigen Abtes zurück? Vater Geraſimus, vor zwei Jahren noch, er ſagte mir es ſelber, Weltmenſch und Sünder in Konſtantinopolis, jetzt aber ſtrenger Büßer in Sanct Dionys, führte uns in die Wohnung ein und leiſtete Geſellſchaft, während ein bulgariſcher Laienbruder Küchen- und Zimmerdienſt beſorgte. Etwa eine Stunde redeten wir über die corrupte Natur des Menſchen, über das Sittenverderbniß der Welt im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere, und kamen am Schluſſe zur gemeinſchaftlichen Ueberzeugung, daß in weltlichem Verband die Leidenſchaft auch beim redlichſten Willen nicht zu bändigen, und ſiegreicher Kampf nur mit Hülfe ſtrenger Klauſur, wie in Sanct Dionys zu beſtehen ſey. Vater Geraſimus und ich verſtanden uns vollkommen, unterhielten uns ſehr gut, und ſchieden voll gegenſeitiger Erbauung ſchon nach dem erſten Dialog als die beſten Freunde von einander. Für Leute in permanenter Klausnereraltation hat der Drang ihr Lebensinſtitut zu rechtfertigen etwas Unwiderſtehliches. Uebrigens waren mir die byzantiniſchen Studien und das gute Gedächtniß dieſen Abend beſonders nützlich; denn ſicherlich hat ein melancholiſch frommes Citat aus Johannes Damascenus in Sanct Dionys mein Glück gemacht

und hauptſächlich den Sinn des Vorſtandes zur Willfährigkeit gegen mein Petitum gelenkt. „Wie eine Blume verwelkt und wie ein Traum vergeht und zerfließt der Menſch.“ [1]

Vater Geraſimus fand den Spruch eben ſo ſchön als treffend, und die freundliche Miene des Abtes, vor dem ich des andern Morgens erſchien, ſagte deutlich genug, daß er in mir weniger den irrgläubigen Abendländer als den Freund und Lobredner ſeines weltüberwindenden Inſtitutes ſah. Die Würdenträger ſaßen dem Igumenos zur Seite und hörten nicht ohne ſichtbares Vergnügen eine kurze Schilderung des Reiches Trapezunt, der Comneniſchen Geſchicke, meiner Arbeiten und meiner Wünſche. Mit Ueberreichung des Bücherverzeichniſſes gab man volle Freiheit in der Bibliothek umzuſehen, zu copiren und zu thun was mir beliebe. Nur wie ich auch die Goldbulle ihres kaiſerlichen Stifters, dieſen verborgenen, unbekannten und mit Eiferſucht bewahrten Kloſterſchatz zu ſehen und abzuſchreiben begehrte, erſchracken die frommen Väter ein wenig und ſahen einander verlegen und fragend an. Woher ich denn wiſſe, daß ſie dergleichen beſitzen, da dieſes Kleinod, ſo viel ihnen bekannt, ein Ausländer noch nie verlangt und geſehen habe? Freundliche Worte beſiegten am Ende ihre behutſame Scheu und eine Commiſſion

[1] Ὡς ἄνθος μαραίνεται, καὶ ὡς ὄναρ παρέρχεται καὶ διαλύεται πᾶς ἄνθρωπος. Joh. Damasc.

brachte feierlich den heiligen Schrein mit der kostbaren Reliquie des Imperators von Trapezunt. Es ist eine anderthalb Fuß breite und fünfzehn Fuß lange Papierrolle mit farbigen Randarabesken und wundervoll verschlungenen Zügen ausgeschmückt. Die Dorologie (das Bism illah der Mohammedaner) am Eingang ist in zwei Zoll hohen halb goldenen, halb lasürblauen Buchstaben mit besonderer Pracht geschrieben und nach byzantinischem Kanzleibrauch das Wort „Majestät" sammt Unterschrift des Herrschers überall in Purpurdinte ausgedrückt. Die größte Zierde des Dokumentes aber sind die beiden Standbilder des Autokraten Alexius und seiner Gemahlin Theodora durch die Hand trapezuntischer Meister oberhalb des Textes, sechzehn Zoll hoch mit Farben und im vollen Kaiserornat kunstreich und wunderschön aufgetragen, damit in solcher Weise nicht nur das Andenken kaiserlicher Frömmigkeit und Huld, sondern auch die Gesichtslinien, das Kleid, die Gold- und Perlenstickerei und der reiche Schmuck an Edelsteinen des kolchischen Selbstherrschers auf die Nachwelt übergehen.

Alexius hält in der rechten Hand das Scepter in Kreuzesform, mit der linken das eine Ende der zusammengerollten und goldgesiegelten Bulle; Theodora aber in der linken den goldenen Reichsapfel und mit der rechten das andere Ende der Rolle. Ueber beide schwebt segnend der Salvator Mundi im

Bruſtbild und mit einer Glorie von Gold um das ſtreng byzantiniſche Antlitz. Die Edelſteine an Krone und Kleid der Herrſcher ſind in ihrer natürlichen Farbe dargeſtellt, und die buſchigen Ohrgehänge fallen an beiden Figuren als dolbenartiges Diamantengeflecht bis auf die Schulter herab. Die Krone des Imperators iſt rund geſchloſſen und mit dem Kreuz auf der Spitze, Theodora's Diadem aber oben mörſerartig ausgerandet; beide aber, wie an Weſen höherer Art, von einer Purpurglorie umfloſſen. Das Ganze iſt ein prachtvoller Anblick und auch für ein Künſtlerauge vielleicht nicht ohne Werth. Unterhalb der Titulaturen des Kaiſers und ſeiner Gemahlin iſt beiderſeits das große aus einer thalergleichen maſſiven Goldplatte beſtehende Inſiegel mit Standbild und Namen des Herrſcherpaares durch Goldhäkchen am Diplom befeſtigt. Dann beginnt erſt der Text des Dokumentes ſelbſt mit allem Aufwande kalligraphiſcher Kunſt und Zierlichkeit. Neben dem Original lag eine Copie, die man vorſichtshalber vor etwa hundert Jahren in gewöhnlicher Curſivſchrift mit möglichſt treuer Nachbildung der Figuren für den Fall entworfen hat, daß erſteres verloren gehe oder gar im Laufe der Zeit für die ungelehrten Mönche der Abtei unverſtändlich werde. Das Original konnte ich nur im Beiſeyn der Vorſtände durchſehen und mit der Copie vergleichen, letztere aber gab man mir nach Beſeitigung erneuter Bedenklichkeiten gutwillig auf das Zimmer

zum beliebigen Abſchreiben des Textes und Abzeichnen der Figuren.

Nicht zufrieden allen literariſchen Zudringlichkeiten des Fremdlings nachgiebig zu begegnen, ließ mir der Abt durch Vater Geraſimus Baulichkeit und Einrichtung des Kloſters zeigen, und der bulgariſche Küchenmeiſter ſollte das Mahl ſo ſchmackhaft und reichlich rüſten als es ohne Fleiſch nur immer thunlich ſey. Aus Dankbarkeit für ſo viele Rückſicht ging ich aber auch mit den Mönchen in die Vesper (εἰς τὸ ἑσπερινόν) und erbaute die guten Väter — ich denke es wenigſtens — durch Andacht und Geduld. In Klöſtern, wie Sie wiſſen, ſind Kirche und Speiſeſaal allezeit die erſten Glanzpartien, und beide in Sanct Dionys wie aller Orten auf Hagion-Oros mit einem fortlaufenden Cyclus geiſtlicher Fresken ausgemalt, zu denen das Neue Teſtament, das Heroenalter des Mönchthums, beſonders aber die Apokalypſe des Apoſtels Johannes unabänderlich das Thema liefern. Die erſte Rolle nicht etwa nur in den Säulengängen von Sanct Dionys, ſondern in der ganzen anatoliſch glaubenden Welt, in Malerei, Literatur, Politik und Lebenspraxis ſpielt die Apokalypſe. Sie iſt das geleſenſte Buch, gleichſam Nibelungenlied, Pandektenheft und Nationalcodex von Byzanz, auf welche der berechnende Theil des Volkes ſeine Ideen, ſeine Weltanſicht, ſeine politiſchen Combinationen und ſeine Hoffnungen ſtützt. Sie iſt der Maßſtab, mit welchem

das Morgenland Bonaparte, die Janitſcharenvesper, die Schlacht von Navarino, den Frieden von Adrianopel und die Zukunft von Hellas mißt.

Hätte ein Athosmönch auf einer Schule in Europa die Univerſalgeſchichte zu lehren, ſo würde er als Leitfaden gewiß nicht das Compendium von Dr. Daniel Beck in Leipzig, ſondern die myſtiſchen Viſionen des Erulanten auf Patmos nehmen. Es iſt Nationalglaube der Griechen, Gott habe das Weltregimentsprogramm vom Beginn des Chriſtenthums bis zum Ende der Zeiten in dieſem Buche niedergelegt. Wenn die faſt widerſtandloſe Beſitznahme der byzantiniſchen Provinzen durch die türkiſchen Sultane und beſonders die Gleichgültigkeit der Nation beim Falle der Hauptſtadt ſelbſt den Chaldäern und Weiſen des Abendlandes heute noch ein Räthſel iſt, ſo war dagegen den Griechen in dieſem Punkte von jeher Alles klar. Sie erkannten in Murad I., in Bajeſid Wetterſtrahl (yildirim) und in Mohammed Ghaſi augenblicklich das „Thier" der Apokalypſe (XIII, v. 1) und legten, weil doch aller Streit vergeblich, die Waffen ab.[1] Welche Stelle dieſes Buches aber glauben Sie wohl daß man in Griechenland citirte, als Europa ſeine neun Chöre Schreiber in den Orient ſchickte, um mit Hülfe einiger Tonnen Beſoldungskoſtenauf-

[1] Sieh *Χριστοφόρου Ἀγγέλου περὶ τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον εὑρισκομένων Ἑλλήνων Ἐγχειρίδιον.* pag 14.

wandberechnungsüberſchlagstabellen in proviſoriſch abgekürzter Form das byzantiniſche Reich zu reconſtruiren? Virgil hat den Landwirthen den Rath gegeben, zuerſt das Erdreich zu unterſuchen und dann erſt den Pflug einzuſenken.

Die Lage des Kloſters mit ſeinen Terraſſengärten und ſeinem hohen, gothiſch ausgezackten Zinnenthurm auf der meerbeſpülten Seitenböſchung der einſamen faſt ſenkrecht aufſteigenden Schlucht macht einen tiefmelancholiſchen Eindruck, dem ſich das Gemüth nur zu gerne überläßt. Das Orangendelta an der Mündung des Sturzbaches iſt nicht breiter als einen Flintenſchuß, die Tiefe nicht über zehn Minuten, und auf beiden Thalſeiten unerſteiglicher grünbewachſener Schieferrand. Denken Sie ſich noch fünf Stockwerke mit Holzſöllern übereinander gegen die See hinaus, in der Mitte den alterbraunen, großen Steinthurm über das kräftige Mauerwerk und den Kloſterdom hoch in die Lüfte ragend, und Sie haben das Bild von St. Dionys. Die erſte Gründung ſämmtlicher Kloſtergebäude mit Inbegriff der Waſſerleitung verſchlang die bedeutende Summe von zehn Millionen Silberpfennigen oder Handelsaſpern, die als fromme Gabe in Friſt von drei Jahren aus dem Schatze des Kaiſers Alexius floß.[1] Man mußte aber auch, um den nöthigen Raum zu gewinnen, zuerſt den Felſen

[1] Ein Aſper galt wenigſtens 2¼ Kreuzer.

abplatten und einen cyklopiſchen Unterbau aus der Tiefe heraufführen. Der Feſtungsthurm iſt ſo mächtig, daß er in Zeiten der Gefahr ſämmtliche Kloſtereinwohnerſchaft aufnehmen und beſchirmen konnte. Den Eingang aber hat man wie bei den Pyramiden wenigſtens ſechzig Fuß über der Grundfläche auf einer Blumeneſtrade angebracht, wo ich verführt durch die milden Lüfte Nachts allein lange ſaß. Der Vollmond hing über dem Verließ, Licht und Schatten wechſelten in geiſterhaftem Spiel, kein Blatt rauſchte, das Meer glitzerte, die Mönche ſchliefen. Welche Gedanken! Welche Ruhe über der Burg! Welches Schweigen in der grünen Schlucht!

Denkt ſich der Europäer unter Kloſterbibliothek auch nicht immer Prachtſäle mit Stukkatur und Gold wie zu Melk, San Marco und Kremsmünſter, ſo ſtellt er ſich doch wenigſtens eine Reihe luftiger Zimmer vor, von oben bis unten mit Büchern angefüllt, alles nach Fächern und Format ſymmetriſch geordnet, katalogiſch eingetragen, wenigſtens 5000 bis 6000 Nummern, ſammt Vorſtand, Schreiber und Fonds zu fortgehendem Ankauf neuer oder noch fehlender Werke. Auf byzantiniſche Klöſter überhaupt und auf den Berg Athos insbeſondere die occidentaliſchen Begriffe von Literatur und geiſtigem Leben anzuwenden wäre großer Irrthum. Liturgiſchen Bedarf ausgenommen hat man auf dem Hagion-Oros, ſo lange die Klöſter beſtehen, noch niemals ein Buch gekauft,

und vom Kloſtervermögen nur einen Pfennig für ſolche Zwecke hinzugeben, würde in allen zwanzig Abteien Niemand in den Sinn kommen. „Für was ſeyen Bücher gut?“ fragen die Mönche. „Was der Menſch zur Seligkeit nöthig habe, ſey ſchon lange feſtgeſetzt; weltliches Wiſſen und Grübeln führe vom Wege des Heiles ab und das Verderben ſey durch die Gelehrten in die Welt gekommen; ſtudirte Leute bringen Alles in Unordnung (*οἱ γραμματικοὶ ταράττουν τὰ πράγματα*), Glaube und chriſtliche Demuth könne mit Philoſophie und gelehrtem Dünkel in einer und derſelben Seele nicht beiſammen wohnen, das eine oder das andere müſſe nothwendig weichen; und eben hierin beſtehe der Vorzug des Athos-Inſtituts, daß ſie den Wiſſensteufel aus dem Herzen geworfen und ſich ganz, mit Leib und Seele, dem Dienſte des Herrn ergeben haben. Uebrigens wüßten ſie wohl, daß die ganze Welt nicht leben könne wie ſie; aber dafür heiße es auch im Evangelium, Viele ſeyen berufen, aber Wenige auserwählt. Hagion-Oros ſey nun einmal Sitz der Auserwählten, Exempel und Muſterwirthſchaft irdiſchen Tugendwandels, damit ſich die Wege des Heiles nicht ganz verfinſtern und alles Fleiſch wie in den Tagen Noahs ſich vom Göttlichen entferne. Dogma und Kirchenpraxis in primitiver Geſtalt und Reinheit zu bewahren ſey die Aufgabe ihrer heiligen Gemeinde, und Unabhängigkeit von materiellen Bedürfniſſen und bürgerlichem

Verbande das einzige Mittel das vorgeſteckte Ziel zu gewinnen."

Die Phyſis auf das Minimum zu reduciren und dieſes Minimum mit dem Karſt in der Hand ſich ſelbſt aus dem Boden herauszugraben iſt leitender Gedanke des mönchiſchen Inſtituts, wie es, um der Römerzinszahl und dem Regiment der Pandekten zu entrinnen, die anatoliſche Kirche begriffen hat. Glauben Sie wohl, daß man ſich unter dieſen Umſtänden auf dem Hagion-Oros viel kümmere, was Hr. Prellerus in Dorpat über die Fragmente des alten Grammatikers Praxiphanes disputire, oder daß man gar Dr. Wall aus Oxford leſe, von deſſen großem Werke über die Erfindung des ABC eben erſt ein Theil der Einleitung in drei Oktavbänden zu nicht mehr als 1500 Seiten erſchienen iſt? Die Sammlungen der Athosklöſter haben ſich ohne Zuthun der Gemeinde aus der Verlaſſenſchaft verſtorbener Biſchöfe oder büßender Laien zufällig und ohne Plan gebildet. Weltmüde Intriguanten, Feldherrn, bankerotte Hofleute und ausgetriebene Fürſten aus Byzanz brachten mit ihrer Langweile und ihrem Lebensüberdruß zugleich ihre Politur und ihre Bücher mit, die nach ihrem Tode dem Kloſter blieben, die aber Niemand las und die ſpätere Zeit nach Europa verhandelte oder aus Unwiſſenheit und Mißgeſchick in Maſſen verfaulen ließ.

Der Orient hat ein Problem gelöst, an welchem die Europäer mit all ihrer Weisheit und Kunſt

geſcheitert ſind. Bei uns hat die Zeit das Mönchthum theils beſiegt, theils umgebildet; in der morgenländiſchen Kirche aber iſt es heute noch auf demſelben Standpunkt, wo es die Altväter Sanct Paphnutius und Sanct Schnudius (die Kopten in Siut ſprechen Sche-nuti) im erſten Jahrhundert der Gründung gelaſſen haben. Wir wüßten kein menſchliches Inſtitut zu nennen, deſſen Geiſt, Form und urſprüngliche Energie fünfzehn Jahrhunderte nicht zu erſchüttern vermochten. Vermag denn nur der Orient allein Ewiges zu ſchaffen? oder iſt im Gegenſatz mit unſerer Beweglichkeit überall das Inſichverharren ſein Geſetz?

Wir überlaſſen es Andern vom ſtereotypen, todten Buchſtaben der Athosconſtitution zu reden, und mitunter zu berechnen wie viel eine Geſellſchaft an Kraft und Werth verliere, ſobald ſie ſich außer Bereich des Fortſchrittes, der ſtetigen Verbeſſerung und des abendländiſchen Wandelprinzips geſtellt. Mir genügt es, noch diesſeits des Helleſponts einen Ort zu wiſſen, wo man der Tyrannei des Genuſſes, den Künſten der Herrſchaft und den Syllogismen der Hof-Sophiſten zugleich widerſtehen kann. Leute die den Kampf mit der Materie wagen, ſind noch keine Thoren und wenn Freiheit und innerer Friede um geringern Preis als um Hingabe der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Lebenseleganz nicht zu erringen iſt, ſo darf ſelbſt der Philoſoph den Kauf nicht tadeln. Frei iſt nur wer entbehren kann. Auf dem Athos allein hat der Mönch mit

Luxus und Welt niemals capitulirt wie in Europa, wo ſie in früherer Zeit hin und wieder meinten, man könne fette Koſt verzehren, weiche Gewänder umthun, den Grazien huldigen und nebenher doch Weſen und Kredit der Heiligkeit bewahren. Und eben der Umſtand, daß es bei den Bewohnern des heiligen Berges in anderthalbtauſend Jahren Niemand wagte in der äußeren Diſciplin eine Aenderung vorzuſchlagen, hat ihrem Inſtitut mit Anſehen, Rang und Ewigkeit auch das Gepräge des höchſten Adels aufgedrückt. Unangefochten von Zeit und Menſchen blieben von jeher nur Mäßigung, Geduld und Gram.

Für die Meiſten von uns hat ſchon der Gedanke an die Athoskoſt etwas Abſchreckendes. Oder würden Oliven, grünes, im Waſſer gekochtes Gemüſe ohne Zuthat, rohe Gurken, Knoblauchſtengel, ſüße Zwiebeln, Salzfiſche, weicher Käſe, Bohnenbrei, Obſt, Honig, Brod und Wein ohne alle Abwechslung das ganze Jahr und das ganze Leben in Europa nicht auch dem ſtrengſten Büßer ungenügend ſeyn? Fleiſch iſt innerhalb der Klöſter auf ewig verſagt; an Faſttagen, das iſt nahe acht Monate des Jahres, ſogar das Ei, der Fiſch und das Oel verbannt, alles unabänderlich und ohne Widerrede; denn auf dem Hagion-Oros — ein für europäiſchen Stolz unerträglicher Gedanke — gibt es keine Oppoſition, die Form hat den Geiſt vollſtändig übermannt, und erſt wenn ihr dieſe eherne Hülle zerbrochen habt, greift abendländiſche Aktion

byzantiniſche Gemüther an. Wie einſt Sanct Hieronymus hält auch Vater Geraſimus, der noch junge, aber doch erfahrungsreiche Mönch in Sanct Dionys, ohne ſtrenge Diät die Herrſchaft über die Sinne für eine Unmöglichkeit. In Konſtantinopel habe ihm der Teufel heftig zugeſetzt und wiederholte Niederlagen bereitet; jetzo gehe es beſſer; es hat ja Niemand ein Bett, man duldet auch das Sopha nicht, man ſchläft auf grobem Teppich und die Hemden ſind aus Schafwolle; in keinem Athosklöſter wird Leinwand geſtattet und jeder hat ſeine ärmliche Wäſche ſelbſt zu beſorgen und im Stand zu halten; Glätte und Bügeleiſen ſind zugleich mit Haarſcheere und Raſirmeſſer gänzlich unbekannt; ein Kamm, der einzige Toilettenartikel der Hagion-Oros-Helden. Zu langes Haar wird in Büſchel gebunden oder leicht geflochten unter der ſchwarzen Mörſermütze aufgewickelt.

Der Vorſtand genießt keinerlei äußere Auszeichnung, weder in Kleid, noch in Eſſen, noch in der Bequemlichkeit; er hat nur die Sorge für das Ganze, den unbedingten Gehorſam aller Einzelnen, und von den Laienbrüdern, ſo oft ſie vor ihm erſcheinen, die morgenländiſche Adoration auf allen Vieren. Goldenes Pektorale, Hoftiſch und Prälatenſtolz ſind gänzlich unbekannt. Von den acht für Beten und Pſalmiren in der Kirche täglich feſtgeſetzten Stunden fällt der größere Theil, wenigſtens im Winter, auf die Nacht. Und mit dieſer Asceſe noch nicht zufrieden

gehen die Väter in St. Dionys alle Sonnabende des Jahres wie am Vorabende gewiſſer Heiligenfeſte ſchon mit Untergang der Sonne wieder in die Kirche, ſingen, beten, meditiren, räuchern und liturgiren die ganze Nacht ohne Unterbrechung bis die Morgenröthe erſcheint; dann erſt beginnt der feierliche Gottesdienſt, mit dem ſie nicht vor zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu Ende kommen. Der Abt darf in der Kirche niemals fehlen. In Winternächten dauert die Qual oft nicht weniger als fünfzehn Stunden; aber die Strengen, mit dieſer Uebung in ihrer Andachtsgluth noch nicht geſättigt, ſetzen Beten und Wachen unmittelbar nach dem allgemeinen Gottesdienſte privatim noch in ihrer Zelle fort und bringen es nach und nach bis auf zweiundzwanzig Stunden ununterbrochener Andacht und Peinigung. Dafür ſchweben ſie aber auch, wie man häufig geſehen haben will, zuweilen gleich körperloſen entſinnlichten Weſen in myſtiſchem Schwung durch die Kaſtanienwälder. Von dieſen Nachtwachen iſt in der lateiniſchen Kirche nur der Name (Vigil) geblieben, in der griechiſchen aber hat ſich neben der Benennung (ἀγρυπνία) auch die That erhalten, an die ich, ohne ſelbſt auf den Hagion-Oros zu kommen, niemals hätte glauben können.

Die Mönche in St. Dionys und Simopetra ſind Märtyrer bei lebendigem Leibe und könnten ſogar einen Spötter zur Achtung zwingen. Gewiß muß

eine Kirche, die ihre Gläubigen zu ſolcher Strenge mit ſich ſelbſt und zu ſolchem Heroismus begeiſtert, über größere Hülfsmittel und Kräfte gebieten als man der anatoliſchen gewöhnlich zugeſteht. In den ſogenannten freien oder demokratiſch regierten Klöſtern ſind ſie zwar nicht im Prinzip, aber doch in der Praxis etwas milder, und legen ſich die Tortur einer Agrypnia nur an gewiſſen Tagen im Jahr oder bei ungewöhnlichen Veranlaſſungen auf. Was ſagen etwa die Sybariten des Occidents zu dieſer Praxis? Ueber uns übt der Gaumenkitzel eine ſo allgemeine Herrſchaft, daß es ſelbſt frommen und gottesfürchtigen Leuten ihre ascetiſchen Tugendſiege zuweilen durch ein Lieblingsgericht aus ihrer Küche zu belohnen räthlich ſcheint. Gleichwie es, nach Tacitus, bei unſern heidniſchen Vorfahren keine Schande war zu fliehen, wenn man nur ſpäter wieder Stand hielt und den Feind bekämpfte, eben ſo überlaſſen die chriſtlichen Deutſchen dem Laſter ſcheinbar und auf Momente den Sieg, um es nachher mit erneuter Kraft zu bekämpfen.

Auf Hagion-Oros gönnt man keine Raſt, und hat ſich einmal die Kloſterpforte hinter dem Weltüberwinder zugeſchloſſen, iſt der Bund mit der Sinnlichkeit auf immer zerriſſen. Und doch fehlt es nicht an Aſpiranten. Sieben Neophyten aus der arbeitenden Klaſſe, alle unter dreißig Jahren, riſſen ſich letzthin auf einmal aus dem Verderbensſchlamm

in Galata und im Fanar und gingen nach Sanct Dionys. Im Orient gibt es Leute, denen ſelbſt die Sünde Langeweile macht und denen Krieg wider ſich ſelbſt Bedürfniß iſt. Finden Sie es nicht gut, daß es für ſolche Gemüther Zufluchtsſtätten gibt? Während meines Dortſeyns meldete ſich ein Kleinaſiate von kaum zwanzig Jahren und vortheilhaftem Aeußern, ward aber zurückgewieſen, obgleich er mit ſeinem Erbtheil in Baarem gekommen war. Jugend und Schönheit ſind in St. Dionys keine Empfehlung; man fürchtet den Teufel, weil er der Mönchstugend in allen Geſtalten Fallſtricke legt. Man will reifere Jahre, gebrochene und hart bedrängte Seelen und kühles Blut. Ob ſie die hebräiſchen Vokalzeichen Schurek und Kibbuz unterſcheiden und Hiphil und Hophal conjugiren können, wird nicht gefragt. „Heute ſind die Patres im Wald um Kaſtanien aufzuleſen, morgen ziehen ſie die Kloſtergoëlette ins Arſenal, Pater Joſeph macht Schuhe, Pater Michael ſchlägt Wolle, und Leonidas mit Konſtantin nehmen Brod und Käſe in ihren Umhängeſack und rudern Pater Galaktion, der ein Schreiben zur Regierung nach Karyäs bringt, in der kleinen Barke nach Xeropotamo, während Pater Chryſanth mit Knecht und Maulthieren nach Kloſter Paulu zieht und die vom Abt eingehandelten Bohnen bringt."

Man hat Gartenbau, Reben, Oelbäume und in einigen Klöſtern ſogar etwas Ackerland. Jedoch hält man für Pflug und Stall und häufig auch für Mühle

und Grobſchmiede um Lohn gedungene Knechte, die nach Umſtänden auch in die Bruderſchaft treten und, was bei uns Ausſteuer und Bildung heißt, durch Kraft, Fleiß und Demuth ergänzen. In Nahrung, Kleidung und Anſehen iſt kein Unterſchied zwiſchen Unterrichteten und Unwiſſenden. Wer ſich auf Gelehrſamkeit etwas einbildet und gerne den Präceptor ſpielt, gehe ja nicht unter dieſe Mönche oder meide wenigſtens jene Klöſter, die wir im vorigen Artikel Cönobien oder monarchiſch regierte nannten. In den freien wäre für ariſtokratiſche Unterſchiede, feudale Bequemlichkeit und Uebergewicht noch eher ein Spielraum, weil hier der Mönch Herr ſeines Vermögens bleibt, Reichthum aber ſelbſt im Mauerpräcinct der Demuth und Kaſteiung den Zauber nicht verloren hat. Dieſe freien Hagion-Oros-Klöſter ſind ein wahres Bild des deutſchen Staatenbundes, ein glattgemeißeltes Ganzes nach Außen, aber mit Autonomie, ſogenannter Stubenunabhängigkeit für das innere Leben. In dieſen Klöſtern kann der Mönch nach Maßgabe ſeiner Geldmittel eine aus mehreren Zimmern beſtehende und ſtreng abgeſchloſſene Wohnung nehmen und ſie auch auf ſeine Koſten ſo bequem einrichten als es ihm beliebt.

Vater ** im Prachtkloſter Iwiron hat ſich weit vom Prätorium nahe am Citadellenthurm einquartiert, ein Veſtibulum und ein kleines Muſeum mit Büchern und Karten für geiſtige Praxis angelegt, das Ganze

durch eine Thür auf den Corridor des neugebauten Parallelogramms von ſeinen Brüdern abgeſchloſſen. Vor den Fenſtern des Muſeums und der Winterreſidenz hat Vater ** einen Balkon gebaut und Blumen aufgeſtellt, den Boden unterhalb aber mit Pomeranzen angepflanzt, damit die milden Zephyrlüfte den Blüthenduft durch die Fenſter wehen. Links ſchließt ein Segment des Meeres, in der Fronte ein Bergvorſprung des immergrünen Buſchwaldes, rechts die laubbeſchattete Bergſeite den Horizont, im Pomeranzenbuſche aber rinnt über weiße Kieſelſteine ein Arm des hellen Kloſterbachs und niſtet — ſicher vor Knabenmuthwille und Jägerliſt — ein Heer von Nachtigallen. Im Frühling wenn die Pomeranze duftet, die Myrte blüht, die lauen Lüfte wehen und aus dem Buſch das himmliſche Concert der Philomele in das offene Fenſter bringt, möchten Sie da nicht der Mönch von Iwiron ſeyn? Auf einer Terraſſe am Thurm hat Vater ** Feigenbäume gepflanzt und einen Laubgang aus Reben angelegt, die man im Orient Jediverenia nennt, weil auf ihren Ranken wie auf dem Citronenbaum Knospen, Blüthe und Frucht in jedem Grade des Wachsthums und der Reife zu gleicher Zeit zu ſehen ſind.[1]

Zum Zimmerdienſt hat Vater ** zwei Aufwärter, den ältern im Mönchskleid für die ſchwere, den

[1] Im Türkiſchen heißt jediveren, ſiebengebend.

jüngern, einen zufällig noch unbärtigen, ſchlanken, vortheilhaft und ſchön gebildeten Jungen voll Demuth und guter Zucht, für die leichtere Arbeit. Dieſe Jungen, man heißt ſie im Orient Seelenkinder, flüchten ſich häufig aus der ſündhaften Welt in den Schirm eines frommen Kalogeros, ehren ihn wie den Vater und lernen von ihm Gehorſam, Kochkunſt, Gebet und Kirchenpraxis mit allem was ihr Patron an Wiſſenſchaft beſitzt. Gewöhnlich erben ſie das Gut des ſterbenden Beſchützers oder treten, wenn die Jahre ſind, ſelbſt in den Verband. Etwas zu bilden und zu ſchaffen will ſelbſt der fromme Klausner auf Hagion-Oros haben. In den ſtrengen Cönobien dagegen iſt dieſe Art Rekrutirung nicht üblich und wegen des gemeinſamen Zuſammenlebens auch nicht zuläſſig. Vater ** iſt auch ein Mann von bedeutender Converſation und für einen Athosmönch nicht ohne Beleſenheit. Aber ſtatt Bücher durchzuſehen, über die er als Mitvorſtand die Aufſicht führte, wollte er im Bibliothekthurm lieber von der Wüſte Sahara, von den Nilkatarakten, vom Krokodil und vom Hippopotamos hören und erfahren wie es in der heißen Zone ſey. Zwei Tage blieb ich bei dieſem gaſtlichen Weltüberwinder von Iwiron, und er ſandte mir Jedivereinitrauben als Xenium. Von den Türken, meinte ich, müßte ein Chriſt, beſonders unter griechiſchen Mönchen, beſtändig Böſes reden; aber Vater ** nahm ſie in Schutz und maß ihnen drei Tugenden

zu, die man bei den orthodoxen Völkern gar nicht finde. *Τὸ φιλάνθρωπον, τὸ εὔσπλαγχνον καὶ τὸ μεγαλοπρεπές*, d. i. Menſchlichkeit, Mitleiden und Prachtliebe ohne Beiſatz gemeiner Geſinnung (Geldgierde) ſey Nationalcharakterzug der Osmanlü. Statt von Saltanat[1] und Politik reden ſie zu St. Dionys von Buße und Weltende, das der Kloſterdidaskalos aus Philippopopoli ſchon nach dreiundzwanzig Jahren erwartet. In Iwiron, wie es ſcheint, rechnen ſie noch auf längern Termin, weil ſich mein freundlicher Zwiſchenredner noch 2000 türkiſche Gruſch (200 fl. Münze) wünſchte, um die Wohnung noch ſchöner und noch bequemer einzurichten.

Will einer die Erinnerung an das Vergangene nicht völlig abſtreifen und keinen beſondern Grad der Vollkommenheit erklimmen, thut er beſſer ſeinen Ruheſitz in einem der freien Klöſter aufzuſchlagen, wie Vater ***, der Schiffskapitän aus Lemnos, der ſeine alten Tage und die Früchte weltlicher Betriebſamkeit im großen Vatopädi verzehrt. In der Jugend plagte er ſich hart, kam oft nach Taganrog und litt Verfolgung durch Oeſterreicher, Britten und Türken; die Zeiten waren ſchlimm, Erwerb verkümmert, ehrliche Leute überall gefährdet, beſonders im Freiheitskriege, und man konnte Freund und Feind im Nebel des Archipelagus nicht immer genau unterſcheiden. Vater ***

[1] Saltanat, d. i. weltliche Pracht.

hat ſich zwar in der Hauptſache ebenſowenig vorzuwerfen als der kaum 40jährige Vater Cäſarius der Zwangbote, der zwanzig Jahre im Patriarchat zu Konſtantinopel Häſchersdienſte verſehen, manchen Erzbiſchof und unzählige Vagabunden, liederliche Mönche, ſchlechte Zahler und Geſetzübertreter im Weichbild von Stambul eingefangen und vor das Tribunal des ökumeniſchen Patriarchen geliefert hat. Der Mann war unerſchöpflich an Anekdoten aus der Polizeichronik, kannte jedes Haus und alle Familiengeheimniſſe zwiſchen den Sieben Thürmen und Bujukdere und würde — was ſehr viel iſt, ſelbſt Herrn Frédéric Soulié in ſeinem Genre noch etwas Neues ſagen. Vater Cäſarius empfängt die Fremden, ſorgt für ihre Bewirthung und Unterkunft mit Beihülfe eines andern ihm untergeordneten Mönchs aus Xanthi in Thracien, den man wegen allerhand Peccadillen in der Gemeinde nicht mehr dulden konnte und zur Beſſerung auf Hagion-Oros verbannte.

In den byzantiniſchen Ländern ruinirt man die Leute nicht auf der Stelle, man iſt billig im Erkenntniß und gönnet Zeit zur Buße. Die Flagge — wohin es die Seemächte in Europa noch immer nicht gebracht — deckt dort überall die Waare. Nachts wenn das muſikaliſche Holz in die Kirche ruft, werfen der Schiffskapitän aus Lemnos, der Gensdarme aus Stambul und der Diener aus Xanthi mit gleicher Andacht das dunkle Kapuzenkleid um und wandeln — das dünne

Wachslicht in der Hand — durch die düſtern Gänge zum Pſalmenſtuhl. Untertags aber, wenn ſie nicht eben beten oder Sünden bereuen, verkehrt und zecht Vater Cäſarius mit den Fremden, berechnet der Diener wie viel es etwa Trinkgeld gebe, und ſteigt der alte Schiffer zum Strand hinab Conchylien zu ſuchen und Fiſche zu angeln, wie weiland in der Welt. Der Umgang mit abgekühlten Weltleuten und disciplinirten Sündern hat einen eigenthümlichen Reiz.

Außer dem politiſchen und religiöſen Begriff iſt im Orient auch die Umgangsform, die Geſellſchaftsphraſe und das Gedankenkapital ſeit mehr als tauſend Jahren ſtereotyp. In gleichen Umſtänden bedient ſich dort Jedermann derſelben Ausdrucksform und derſelben Sprüche mit derſelben Sicherheit, weil Jedermann bei demſelben Lehrmeiſter, das iſt beim alten Herkommen und bei der uralten mündlichen Ueberlieferung zur Schule ging und folglich Sackträger, Mönch und Weſir auf derſelben Stufe geſellſchaftlicher Ausbildung und ſozialer Dialektik ſtehen. Keiner fürchtet den andern, Niemand iſt verlegen, Niemand linkiſch, und der geringe Mann, der Bauer vom Pfluge weg redet und verkehrt im Bewußtſeyn grammatikaliſcher Ebenbürtigkeit mit Perſonen vom höchſten kirchlichen und politiſchen Range nach üblicher Begrüßung eben ſo leicht und gewandt wie mit ſeines Gleichen.

Wie verſchieden iſt alles das bei uns! Wir haben

die Tyrannei der Bildung, des Progreſſes, der Doctrin, des feinen Tones und ſind vor Allem genöthigt „Esprit“ zu haben und die neueſte Wandelſcala akademiſcher Geſchmacksſentenzen und Salondekrete über Wortconſtruction, Bedeutung und Syntax zu kennen, um zu jeder Stunde „auf der Höhe des Moments“ zu ſeyn. Ach, welche Pein! Opponent hat die „jüngſten Feigenblätter“ geleſen und ſpricht mit Begeiſterung von „ſpargelheuchelhaftem Diſtelſinn“ oder hat gar, wie K** in ſeiner Vorrede zum Trauerſpiele Maria von Medici „die Urgewalten, die, in dem ſtaatsideellen Sühneſpiel Fundament und Begränzung bildend, mit der Zeit ſelbſt wieder in Frage kommen, vom Hintergrunde gleichſam losgelöst und in den Vorplan hereinbeſchieben“, was natürlich einer Revolution gleichkäme und unmittelbar die Einheit Deutſchlands zur Folge hätte. Der Sorgen, der Studien, des Lernens iſt bei uns kein Ende! Wie glücklich iſt dagegen der Orient! Dort gibt es keine Akademie, keine Autoren, keine fortſchreitende Bildung und Niemand lieſt ein Buch. Käme jetzt St. Athanaſius, der Hagion-Oros-Reformer, wieder aus dem Grabe in ſeine Laurakolonie zurück, er fände ſeine Mönche noch auf derſelben Stelle geiſtiger Gymnaſtik, wo er ſie vor 900 Jahren verlaſſen hat. Selbſt die halbvollendete Phraſe, bei der ihn der Tod überraſchte, könnte er zu Jedermanns Verſtändniß im Style ſeiner Zeit ergänzen. Auch die beiden Cypreſſen

im Kloſterhofe ſtehen noch, die der Heilige vor faſt neun Aeonen als Schößlinge dem Boden anvertraute.[1] Aeußere ich ängſtliche Gefühle bei einer vorzunehmenden Reiſe, beruhigt und tröſtet man mich im ganzen Umfang des byzantiniſchen Reichs, in allen Ständen wie in allen Geſellſchaften und in allen Nationen mit derſelben Phraſe, die Jedermann kennt und Jedermann zu Hülfe nimmt: Korkanün Anaſi aghlamas, „die Mutter eines Furchtſamen weint nicht," das heißt, ſey unbeſorgt, es geſchieht dir nichts. Glauben Sie, daß man ſich in einem Zirkel europäiſcher Gelehrten mit ſo gemeinem Troſte begnügen könnte? Hier müßte einer vorerſt ſagen was „Furcht" im Sanskrit heiße, dann wie man es auf Chineſiſch und Tübetaniſch, im Pali, im Zend, im Pehlvi, auf Türkiſch, Griechiſch, Amhariſch, Kurdiſch und Baskiſch ausdrücke. Dann kämen verſchiedene dem Weſen nach ſich widerſprechende objektive und ſubjektive Definitionen des Wortbegriffs, dann erſt die Troſtgründe in logiſcher Ordnung ſammt Corollarien und Zuſätzen in laufender Nummer, reichlich geſtützt durch Citate aus der Philoſophie des Lao-tſe, aus Zoroaſter, aus Pherecydes, aus Quintus Calaber, aus den Tuſculaniſchen Quäſtionen, aus Seneca und Boëthius de consolatione philosophiae, aus Ulphilas und Snorre Sturleſon, ſogar aus Wachuſchts

[1] Dr. Griſebach.

kaukaſiſcher Chronik und dem neueſten Troſtdialog des franzöſiſchen Admirals mit dem König Yotété, alles im Original mit Angabe von Band, Seite, Ausgabe, Format und Varianten.

Wundern Sie ſich noch, wenn die Literatur vielen Leuten im Occident als eine Geißel des menſchlichen Geſchlechts erſcheint? Geht doch nach Byzanz, da braucht ihr nichts zu wiſſen! Aber der Bettler und der Taglöhner ſetzen ſich im Einkehrhauſe ohne Scheu vor eurer Gelehrſamkeit und Bildung auf eure Bank, und der Diener, o des Gräuels! ſogar mit euch zu Tiſche. Der Einſatz iſt ja für alle gleich und morgen — das weiß der Diener — kann er an Reichthum und Macht über euch ſtehen, was im hierarchiſch gegliederten Zuſtande der abendländiſchen Geſellſchaft unmöglich iſt. Oder ſind nicht Kara Georg und Obrenowitſch von der Schweinhürde weggelaufen, um ſich unmittelbar auf den Fürſtenſtuhl zu ſetzen, was ſie ſelbſt nicht verlegen und ihre Untergebenen im Gehorchen nicht bedenklich macht! In gleicher Weiſe habe ich ein ehrwürdiges und beredtes Mitglied der Junta von Karyás nach der Sitzung mitten unter ſeinen Dienern — das Meſſer in der einen und den rieſigen Kohl in der andern Hand, in der Küche angetroffen. Welche Scene hätte dieſes in Europa gegeben! Der Mönch aber legte ohne Betroffenheit Inſtrument und Material ſeiner Abendkoſt auf den Herd, führte den Fremden in das Beſuch-

zimmer und redete mit Ruhe und Fluß, als hätte er eben den Commentar zu einer Homilie von Sanct Chryſoſtomus vollendet. Krautſchneiden und Regieren, ſcheint es, kann man auf Hagion-Oros zu gleicher Zeit.

Aus dieſen einzelnen Zügen kann ſich der Leſer ein vollſtändiges Bild des Hagion-Oros, ſeiner Mönche und ihrer Lebensweiſe zuſammenſetzen. Bei aller Einheit und Ungetrenntheit des Inſtituts iſt die Obſervanz, wie Sie gewiß bemerkt haben, doch eine doppelte. Das Kleid, das Geſetz, die Hoffnung und das Ziel iſt überall daſſelbe; nur in Berechnung des zum Weltüberwinden erforderlichen Kraftquantums weichen die einzelnen Klöſter unter einander ab, ohne daß die Rigoriſten von Simópetra und Sanct Dionys deßwegen heiliger und gerechter zu ſeyn behaupten, als ihre milderen Brüder und Nachbarn in Xeropotamo und Iwiron. In Europa ward das Mönchthum ein vieles, in Disciplin, Kleidung, Anſprüchen, Intereſſen und Bildungsgrad ſich nicht ſelten entgegenſtehendes, bald heimlich, bald offen ſich befehdendes zum Aergerniß der Chriſtenheit. War etwa Sanct Baſilius der Cappadocier ein größerer Philoſoph und Geſetzgeber als St. Benediktus von Nurſia? Oder ſind Alt- und Neu-Rom auch in dieſem Punkt zwei weſentlich verſchiedene und unverſöhnlich von einander getrennte Elemente?

Auf den Spruch Pauli: „Wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen", hat die griechiſche Kirche das Inſtitut

der Bettelmönche aus ihrem Bereich verbannt, nur Einen Orden geduldet und dieſem das Rebmeſſer, den Schäferſtab, den Karſt und den Pflug als Grundbau unterlegt. So lange dieſe Kirche freie Ackerbeſitzer und Bauern hat, wird ſie auch Klöſter und Mönche haben. Warum ſollte man aber Leute beunruhigen, die ſich neben der täglichen Arbeit freiwillig noch Plagen und Entbehrungen auflegen, ihren Theil an den öffentlichen Laſten tragen, und zu keiner Zeit in ſchwelgeriſchen Gelagen und üppiger Lebensfülle der öffentlichen Noth Hohn ſprechen und den communiſtiſchen Zorn bedrängter Volksklaſſen entzünden? Es iſt bemerkenswerth, wie im Gegenſatz mit Europa Reichthum und blühende Finanzen in der ärmlichen Lebensweiſe, in Koſt, Kleidung und täglicher Gewöhnung der griechiſchen Mönche niemals eine Steigerung zu bewirken vermochten. Ohne Zweifel hat dieſes ſtreng conſequente Feſthalten an der urſprünglichen Einfachheit des Inſtituts als Talisman für ſeine Erhaltung geſorgt. Nur wenn ich ſelbſt leide und entbehre, kann ich mit Erfolg dem hungernden Haufen Katechismus predigen und proletariſche Geduld.

Der baſilianiſche Calcül ſtützt ſich auf ein tiefgefühltes unabweisbares Bedürfniß der menſchlichen Natur, auf die Liebe zur Einſamkeit und zum Stillſchweigen. Und es legt für den pſychologiſchen Rechenmeiſter allerdings ein vortheilhaftes Zeugniß ab, daß

er das Eine Grundelement ſeines Gedankens in drei ſich ergänzende und durchdringende Kategorien ſchied, oder mit andern Worten, daß er drei Grade mönchiſcher Einſamkeit und Stille einſetzte. Kloſterbewohner, Anachoret und Ascet oder Klausner ſind die drei ſtrenggeſchiedenen techniſchen Ausdrücke des dreigetheilten Mönchsgrades von Byzanz. Wer nur der Welt entfliehen, aber doch Freud' und Leid einer größern Geſellſchaft gleichgeſinnter und zu gleicher Uebung verpflichteter Brüder theilen will, ſucht Aufnahme in einer der eben beſchriebenen Gemeinden des Hagion-Oros. Iſt aber Jemand mit der Geſellſchaft ſo weit zerfallen, daß er nicht mehr als ein oder zwei Individuen neben ſich ertragen kann, ſo läßt er ſich gegen Erlegung einer beſtimmten Summe mit ſeinen Geſellen in einer wohnlichen, zum Kloſter gehörigen, eine bis drei Miglien entlegenen Separatbehauſung nieder und heißt dann Anachoret. Zu einer ſolchen Anachoretenwohnung gehören nach griechiſchem Canon ein am Hauſe an- oder nahehingebautes Gotteshaus mit Glocken, Gemüſegarten, Weinberg, Oeltrift, Wallnuß-, Mandel- und Kirſchbäume, hinlänglich für Beſchäftigung und Lebensnothdurft des gottſeligen Pächters. Dieſe Anachoreten dürfen die ſelbſtgezogenen Trauben keltern, friſches Brod backen und überhaupt alle in der Mutterabtei erlaubte Koſt genießen, was den Klausnern oder Mönchen des dritten Grades nicht mehr geſtattet iſt.

Der Name ſelbſt ſagt es ſchon, daß Klausner oder Weltüberwinder des letzten Grades jene Kampfhelden ſind, denen Tugendmuth, Melancholie oder Freiheitsliebe alle menſchliche Geſellſchaft unter demſelben Dach überflüſſig und läſtig macht. Auf lieblich romantiſchen Stellen des immergrünen Buſchrevieres, an Waſſerfällen, mitten im Dickicht luftiger Bergvorſprünge, in milden Einſenkungen des laubigen Hochwaldes ſtehen die Zellen und epheu-umrankten Troglodytenwohnungen dieſer vollendeten Exercirmeiſter (ἀσκητής) auf der Wallſtatt der Gerechtigkeit. Dieſe leben und kleiden ſich nur von der Arbeit ihrer Hände, aber ohne Ackerland, ohne Weinberg, ohne Kelter und Oelpreſſe, einſam lebend wie die Cyklopen der Odyſſee. Schlingreben in Bogen oder an der Hüttenwand angepflanzt, ein kleines Bohnenfeld, Feigen, Kirſchen, Birnen und Kaſtanien mit Zwieback ſind für den Bedarf genügend. Dieſe Baumfrüchte mit den Trauben, zur Zeit der Reife geſammelt, in Stücken geſchnitten und in der Sonnenhitze gedörrt, einmal des Tages mit trockenem Brod und Waſſer genoſſen, dienen als Nahrung für den Winter. In gebetfreien Momenten flechten dieſe Einſiedler Stricke und Kleiderfranzen aus Wolle, Matten und Sonnenſchirme aus Binſen wie Robinſon Cruſoë, ſchnitzen Löffel und Handhaben aus Holz, Kreuze, Roſenkränze und Bilderwerk aus Horn, bereiten Roſenöl und andere Eſſenzen aus Athoskräutern (Betonica) für weltliche

Toilette und Medicin, weben, ſtricken, nähen, binden Bücher ein, copiren Liturgien oder malen Heiligenbilder und tauſchen dieſe Waaren im Kloſter, wohin die Zelle gehört, oder auf dem Bazar in Karyäs gegen Zwieback, Kleidungsſtücke und andere Nothdurft ein.

An Sonn- und Feſttagen ſteigen ſie durch Buſch und Wald beim Klang der Glocken zur Kloſterkirche herab, oder wandern in Andacht zur nahen Anachoretenkapelle, oder bleiben im eigenen Gotteshaus, wo ein Weihmönch aus dem Litoralconvent Meſſe hält und Abſolution ertheilt. Denn es gibt Punkte auf dem Athos, und es ſind die reizendſten der heiligen Region, wo dieſe unter ſich ſtrenggeſchiedenen Zellen doch gleichſam eine geſchloſſene Waldgemeinde bilden und eine Kirche in ihrer Mitte haben. Ein ſolches Einöde- oder Eremitendorf nennt man Skiti oder Askitirion (von *Σκέω* oder *Ἀσκέω*), die einzelne Hütte aber heißt Kellion oder Kelläon und der Bewohner, der Tugendmeiſter ſelbſt — ein Kelliot. Die berühmteſten dieſer Askitirien ſind Kerasia, Kapſokalyvia (die Warmen-Hütten) und Hagia Anna, ſämmtlich auf der Steilhalde des Athoskegels angelegt und zum Kloſter Laura als Eigenthum gehörig.

Vor allen großartig iſt die Lage von Kerasia — zehn Waldzellen im Laubdunkel, (nach Griſebach) 2000 Fuß ſenkrechter Höhe über dem Waſſerſpiegel,

eine zauberhafte Scene! Oberhalb dieſes Eremiten-Paradieſes der einſam über den Wald hinausragende Marmorkegel des Athos; unterhalb der Hütten die hellgrüne Steilſchlucht, und über die Wipfel rieſiger Kaſtanien der Blick in die ſchwarzblaue Fluth hinab. Die reine Höhenluft, das purpurne Abendlicht, die langen Schatten, das herbſtlich bleiche Novemberlaub neben Immergrün, die fliehende Zeit, die Erinnerung an vergangene Lebensſtürme und der Friede der waldeinſamen Zellen machen „einen tiefen und nachhaltigen Eindruck" auf das melancholiſche Gemüth.

Hagia Anna, nur anderthalb Stunden von St. Dionys über Felſen und Kunſtterraſſen des grünen Strauchwaldes ausgebreitet, zählt an die ſechzig Zellen arbeitſamer Eremiten; in Stürzen von Terraſſe zu Terraſſe rauſcht der Bach, und vor der Thüre des Einſiedlers von Nea-Skiti (Neukampfheim) ſteht ein Baum, eine einzige Rebe umſchlingt ihn, und aus dem Laube ſtrotzt eine Traubenfülle, wie ſie nur der Küſtenwald von Keraſunt erzeugt. Der Garten hängt am Felſenriff, im Häuschen ſelbſt ſind beide Zimmer mit der Halle reinlich und mit geflochtenen Matten belegt, an der Außenwand Geranke, in der Runde überall ſaftiges Grün, Ruhe und Seligkeit und laue Lüfte. Wer aus dem Drang des Lebens hier die Einkehr nimmt, ſetzt ſich, wie jener Corycius beim Dichter, an Reichthum und Pracht Königen zur Seite und verzehrt

zufriedener als ſie das auf eigenem Boden erzeugte Mahl.[1]

Außer den zwanzig Großabteien und dem Städtchen Karyäs ſollen nahe an 300 ſolcher Zellen und Anachoretenhäuſer auf dem heiligen Berge ſeyn. Und wenn die Klöſter mit ihrer Disciplin, ihrer Menſchenzahl, ihren Landgütern, ihren ausländiſchen Kolonien, ihrem Reichthum, ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit und Kirchenpracht ein Bild der Städte ſind, ſo muß das Anachoreten- und Zellenleben aller Grade die Ruralgemeinde, das Bauerndorf und den Einödehof weltlich eingerichteter Länder bedeuten. Grundtypus bleibt überall derſelbe; nur hat man in Europa kranken Gemüthern die Medicin genommen und mit verhaßter Tücke verzagten Seelen die Flucht aus der rauhen Berührung mit der Welt abgeſchnitten. Platons Staat iſt Ideal geblieben, aber die Republik des Cappadociſchen Baſilius hat die vier Weltmonarchien der Apokalypſe überdauert und durch die That bewieſen, daß ſie ihren Lebensſaft aus geheimnißvoller Tiefe unſeres Herzens ſaugt. Ihr Prinzip iſt Negation, die in menſchlichen Dingen weiter und ſicherer führt als titaniſches Selbſtbeſtimmen und Vorwärtsſtreben.

Der Wunſch eine Art Statiſtik, beſonders das numeriſche Verhältniß dieſer baſilianiſchen Heiligen-

[1] Regum aequabat opes animis, seraque revertens
Nocte domum, dapibus mensas onerabat inemptis.
Virg. Georgic. IV, 132.

Republik zu kennen, iſt ganz natürlich, aber um ſo weniger leicht zu befriedigen, weil unter jenem Himmelsſtrich im Großen wie im Kleinen über Beſitz, Menſchenzahl und Summe der Einnahme und der Ausgaben überhaupt nur wenige Mitglieder der Geſellſchaft genaue Kenntniß beſitzen und ſolche Dinge von dieſen Eingeweihten als Regierungsgeheimniſſe ſorgfältig verſchwiegen werden. Schon die Fragen nach der Köpfezahl eines Kloſters, nach ſeinen Meierhöfen, ſeinen Dörfern und ihrem Ertrag erzeugen Froſt, Zurückhaltung, Schweigen, ausweichende Reden, oder finden höchſtens oberflächliche, allgemeine, von der Wahrheit gewiß entfernte Erwiederung mit Klagen über ſchlechte Zeiten, verfallene Finanzen und zuſehende Verarmung des Gemeinweſens. Ueberhaupt ſind Fragen um phyſiſches Alter wie um Vermögen im Orient überall anſtößig und wider alle gute Sitte. Ich habe mich eben ſo fleißig erkundigt, aber die Wahrheit ſicherlich eben ſo wenig erfahren als meine unmittelbaren Vorgänger Smith, Zachariä und Griſebach. Alles was zum heiligen Berg gehört, die in den Klöſtern einregiſtrirten Profeßmönche, dann die kleinern Anachoretengeſellſchaften, die Dorfkellioten und Waldeinſamen mit den weltlichen Knechten und Handwerkern zuſammengerechnet, ſoll die Zahl von 6000 Individuen nicht überſteigen, in ruhigen Zeiten aber auch niemals unter 4000 herabſinken. Gegenwärtig (1841) ſollen in den zwanzig

Abteien etwas über 2000 Weltüberwinder eingetragen ſeyn, von welchen mehr als die Hälfte auf die vier Großklöſter Laura, Vatopädi, Iwiron und Xeropotamo fällt; auch Chilantari, St. Dionys und Ruſſico ſind ſtark beſetzt.

Aber zu keiner Zeit des Jahres iſt die ganze Zahl präſent und viele Kloſterbrüder ſehen ſich das ganze Leben niemals, weil die Mönche ihre Grundſtücke und auswärtigen Beſitzungen nicht verpachten, ſondern unter beſtändiger Aufſicht und Leitung ausgeſandter Gemeindeglieder auf eigene Rechnung bewirthſchaften. Drängt einen frommen Büßer das Verlangen wieder einmal die verderbte Welt in der Nähe zu ſehen und ſich der eigenen Vollkommenheit im Gegenſatze der außerhalb des Hagion-Oros graſſirenden Unſitte zu freuen, ſo bewirbt er ſich bei ſeiner Gemeinde oder ſeinem Vorſtand um eine Oekonomenſtelle auf den Höfen in Macedonien, auf Thaſos, auf dem Cherſones von Kaſſandra oder Sithonia, beſonders zur Erntezeit und wenn man Trauben keltert. Da gibt es ſüßen Moſt, Kaſtanien, Abendtänze, Schwänke und chriſtlichen Zeitvertreib, an welchem die guten und vielgeplagten Kalógeri, beſonders wenn ſie noch jung und derbe ſind, nur ſo viel Antheil nehmen als der Ernſt ihrer Angewöhnung und die unantaſtbare Heiligkeit ihres Gewandes erlaubt. Züge rüſtiger Bulgaren und Walachen beider Geſchlechter ſteigen dann vom Gebirg herab und helfen um

Taglohn den Segen des beglückten Flachlandes einheimſen. Auf der Korntenne im Freien, am Brunnen, unter dem Schattendach grünbelaubter Bäume erklingt nach der Arbeit die ſlaviſche Gusla. Die Luft iſt weich, der Moſt erquickend und der Reigen voll weltlicher Anmuth: wäre es ein Wunder, wenn auch der ſtrenge Ascet auf Augenblicke La Bruyère's evangeliſche Traurigkeit („tristesse évangélique") ablegt und ſich im Herrn einige Erleichterung gönnt, um nachher mit deſto heißerer Inbrunſt wieder die Wege der Pönitenz zu wandeln.

Vom Centrum mönchiſcher Zucht noch weiter entlegen ſind die Beſitzungen in den Donauländern, die Filialklöſter und Seelſorgerplätze zu Monaſtir (Bitolia), in Bucharest, zu Moskau und zu Tiflis, wo das Kloſter Iwiron reich begütert iſt, aber wegen der Entfernung vom Mutterſitz die Epitropen nur alle fünfzehn Jahre wechſelt. Von Moskau kommen ſie nach vier Jahren und von Bucharest nach zweien wieder in den Convent zurück mit den Früchten ihrer Frömmigkeit und Oekonomie. Dieſe Beſitzungen außerhalb der Athoslinie, ſey es Kloſterhaus mit Kapelle in der Stadt oder Meierhof mit Grundſtücken auf dem Lande, nennt man nicht etwa nur bei der heiligen Republik, ſondern bei allen Klöſtern der Byzantinerwelt Metóchion (Anhängſel, Pertinenz). Wie häufig begegnet man in den Wäldern der Chalkidike, auf dem Iſthmus, auf der großen Warte,

Athosmaulthieren mit Wein, Oliven, Kaviar, Käse und getrockneten Früchten im Geleite eines Mönchs, während die Hagion-Oros-Goëletten mit Getreide-Ladungen aus den benachbarten Halbinseln über den Golf von Sithonia streichen!

Ist aber ein Mönch im Lesen und Schreiben bewandert und für Geschäfte tauglich, so kann er als diplomatischer Agent der heiligen Berggemeinde zu Saloniki, zu Athen oder gar im Fanar zu Stambul residiren, wo sie geräumige Wohnungen (wenigstens zu Saloniki und Konstantinopel) unterhält und mystisch dunkle Hauskapellen mit farbigen Fensterscheiben und mit dem Bild des neuen Sanct Georg, eines Schkypetaren aus Jannina, in weißer Fustanella, rothem Fes, goldenem Heiligenschein und grünem Palmzweig zum Zeichen des Märtyrthums, weil er in besagter Stadt (1834) durch türkische Hinterlist für seine Schönheit und seinen Glauben öffentlich den Tod gelitten hat.

Jedoch hat das geistliche Gemeinwesen der strengen Ordnung und des Landbesitzes ungeachtet doch ein jährliches Deficit in den Finanzen, das man durch künstliche Mittel decken muß. Beredte und muthige Brüder mit Copien mirakulöser Bilder oder mit Reliquien versehen, durchstreifen zeitweise die Eilande und die nahe liegenden Provinzen Rumeliens und Anatoliens, um Kredit und geistlichen Ruhm des Hagion-Oros durch Reden und Exempel auch in der

Ferne zu erhalten und zu beleben. Für eine beliebige Gabe an Geld oder Naturalien berühren und küſſen gläubige Chriſten, beſonders die kindlich frommen Bulgaren, den heiligen Schrein und ziehen oft in Schaaren unter Leitung eines hochzeitladenden Mönches in den heiligen Wald, beſuchen die Klöſter ihres Vertrauens und laſſen gegen Erlegung beſtimmter Summen ihre Namen zu frommem Gedächtniß in die Regiſter ſchreiben, wie uns Zachariä in ſeinem Werk ausführlich erzählt. Aber Kaïri von Andros und die deutſchen Philoſophen in Athen hätten das Athos-Municipium — wäre man nicht bei Zeiten eingeſchritten — um dieſen nicht unwichtigen Zweig des öffentlichen Einkommens gebracht. Nur ſind dieſe ausgeſandten Finanzmönche ihrerſeits häufig im Verdacht vom Erlös der geiſtlichen Gnaden manchmal nur den kleinern Theil an die Commune abzuliefern, das Mehrere aber für ſich zu behalten und für Privatzwecke auf ihren Wanderungen auszugeben. Doch gewährt bei ſo großen Mängeln die Frömmigkeit der transdanubiſchen Slaven noch häufig Troſt.

Was die innere Verwaltung betrifft, genießt dieſer kleine dem Sultan tributäre Mönchsſtaat denſelben Grad von Unabhängigkeit, wie die Fürſtenthümer Serbien und Moldo-Wlachia. Athos iſt eigentlich das älteſte freie Gemeinweſen im türkiſchen Reich; kein Muſulman, ja nicht einmal ein weltlicher Chriſt darf ſich im heiligen Bezirke niederlaſſen, und ſelbſt

der Boſtandſchi in Karyäs hängt gewiſſermaßen von den Mönchen ab. Man findet hier wie in einem europäiſchen Staate eine durch freie Wahl jährlich zu erneuernde Regierungsjunta, ein jährlich zu votirendes Budget, Steuerumlage, Deficit, Polizei und Schulden. Dieſe letztern hauptſächlich in Folge des Aufſtandes und der ſchweren Contributionen, die man nach der Unterdrückung deſſelben erlegen mußte. „Mönch gib Geld (Keschisch para ver)!“ riefen die unerſättlichen Albaneſen den ganzen Tag. Zuerſt gab man die Baarſchaft hin, verkaufte dann ſilberne und goldene Kirchengefäße, Perlenſchmuck und Edelſteine, und nahm zuletzt noch Kapitalien zu wucheriſchen Zinſen auf, woran man, beſonders in Laura, heute noch zu zahlen hat. Wie es jetzt ſteht, ſoll der öffentliche Dienſt jährlich eine Million Silbergroſchen oder 500,000 türkiſche Piaſter erheiſchen. Die Hälfte dieſer Summe geht als Tribut nach Stambul. Mit der andern beſtreitet man die kleinen Gratifikationen an die Regierungsmitglieder, bezahlt die üblichen Geſchenke an den ökumeniſchen Patriarchen, an die heilige Synode, an den Weſir in Saloniki, an den Boſtandſchi und ſeinen Schreiber in Karyäs, beſoldet die chriſtliche Municipalmiliz und die auswärtigen Agenten, und gibt wo immer zum Vortheile der Republik durch Klingendes nachzuhelfen iſt.

Dieſen jährlichen Bedarf nach Köpfen auf die einzelnen Klöſter, auf die Anachoreten und Zellenleute

umzulegen, meint Vater Beſſarion, ſey kein leichtes Geſchäft und führe oft zu ſonderbaren Auftritten in der heiligen Verſammlung, weil jeder Deputirte, wie weiland im heiligen römiſchen Reich, die Intereſſen ſeiner Committenten mit Wärme und Standhaftigkeit zu verfechten hat. Unter ſolchen Umſtänden ſind den Athosvätern, wie Sie wohl ſelbſt ſehen, von der Welt zwar nicht die Genüſſe, aber doch die Sorgen und die Bedrängniſſe geblieben. Mitten in der Andachtsgluth ſtört fromme Klausner der Gedanke, wie bei gehemmtem Abſatz der heiligen Fabrikate ihre in Karyäs zu erlegende Steuerquote zu erſchwingen ſey. Deßwegen können die heiligen Büßer, auch wenn ſie wollten, Geprägtes noch immer nicht mit gehöriger Verachtung behandeln, und dürfen auch im Examen zellenpachtender Weltüberwinder nicht gar zu kritiſch ſeyn.

Sie erinnern ſich noch aus dem vorigen Fragment des Ausdrucks „Heſychaſten", wie man die Waldeinſiedler des Hagion-Oros vor der Athanaſiſchen Reform nannte. Das Wort bezeichnet jenen unausſprechlichen, europäiſchen Weltleuten nicht leicht zu erklärenden Zuſtand völligen Verſunkenſeyns des geiſtigen Vermögens in Gott, jenen moraliſchen Opiumrauſch des Orients mit ſeinem Gefolge unnennbaren Seelenentzückens, die Frucht indiſcher Sonnen und der ſchauerlichen Gräberwüſte hinter dem ägyptiſchen Theben. Die Einſiedeleien des Hagion-Oros ſind der

weſtlichſte Punkt, bis wohin die myſtiſche Praxis der heißen Zone gedrungen iſt. Um dieſer geſteigerten Viſion und Asceſe des oberſten Grades zu genießen, ſetzt ſich, nach Angabe eines in der chriſtlichen Myſtik bekannten Tugendmeiſters aus dem eilften Jahrhundert, der Eingeweihte in einen Winkel der verſchloſſenen Zelle, ſenkt das Haupt auf die Bruſt und blickt, alles Irdiſche vergeſſend, unverwandten Auges, Anfangs verworren und troſtlos, bald aber mit ineffabler Seligkeit ſo lange auf die Bruſthöhle und die Nabelgegend, bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt. Und wie dieſes gelungen, umfließt den Geiſt ein geheimnißvolles ätheriſches Licht, welches die Heſychaſten auf Hagion-Oros in ſchwärmeriſcher Ueberſchwänglichkeit für das reine und vollkommene Weſen der Gottheit hielten und mit faſt buhleriſcher Zärtlichkeit verehrten. Mosheim in ſeiner Kirchengeſchichte philoſophirt über dieſe Scene, Gibbon lacht und denkt an Bedlam; ich ſage nichts, weil die fürchterliche Einſamkeit der libyſchen Wüſte in meiner Seele einen Klang angeſchlagen hat, den gute Laune und Witzſpiel europäiſcher Gelehrten weder erzeugen, noch erſticken können. Nur meine ich, der „Mönch von Iwiron“ ſchwinge ſich vielleicht ſelten und nicht ohne Gewalt aus ſeinem Pomeranzenduft zu dieſer Höhe geiſtiger Seligkeit empor.

Der Keim lebt heute noch in den Zellen des Kaſtanienwaldes und in den ſelbſtpeinigenden Enthu-

ſtaſten in Simópetra und Sanct Dionys; aber wie man dieſes Kapitel berührt, werden die Mönche ſtumm, weil ſie entweder ſelbſt nichts wiſſen oder weil ſie nichts ſagen wollen. Ohne Zweifel gibt es, wie in den Myſterien von Eleuſis, ascetiſche Grade für die himmliſche Lichtviſion, von der mit Nichteingeweihten zu reden geſetzlich verboten iſt. Doch einer der gewandteſten Metaphyſiker und Diſputirgeiſter ſeiner Zeit, der lateiniſche Mönch Barlaam, wußte bei ſeinem Erſcheinen auf dem Hagion-Oros um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch Verſtellung und Beredſamkeit einem Asceten des oberſten Grades die Geheimlehre des Lichtgottſchauens abzulocken. Statt die Sache mit gaſtlicher Schonung als ein Curioſum hinzunehmen, machte ſich der Italiener über die Athosmönche luſtig und erklärte die Behauptung, man könne mit materiellem Auge das körperloſe Weſen der Gottheit ſchauen, oder die göttliche Eſſenz ſey eine materielle Lichtſubſtanz, für heidniſche Thorheit und läſterliche Häreſie. Der Streit machte damals großes Aufſehen und erfüllte zuerſt den heiligen Berg und am Ende Konſtantinopel ſelbſt, den kaiſerlichen Hof und den Reſt des von den Osmanen noch nicht verſchlungenen Reiches mit Aufruhr und Tumult.

Hier iſt nicht der Ort über ſolche Dinge zu ſprechen; aber um dieſelbe Zeit verglichen die Hofjuriſten Karls IV. die ſieben Kurfürſten in der goldenen Bulle mit den ſieben Hauptſünden, proklamirte Cola

Rienzi die römiſche Republik, erklärte eine Kirchenverſammlung in Konſtantinopel die Identität des ekſtatiſchen Athoslichtes mit dem unerſchaffenen Licht des Berges Tabor, drangen die Türken in Europa ein und mähte der „ſchwarze Tod" verderbenbringend durch die ganze Welt. Byzanz ging zwar unter, aber die Athosväter hatten gegen den lateiniſchen Gegner den Prozeß gewonnen und glaubten ungeſtört an die Ewigkeit ihres Nabel-Lichtes. Dem Occident gegenüber ſind ſie heute noch was ſie damals waren. Vater Geraſimus, in allen Dingen polirt und nachgiebig, wollte nur im Dogma von keinem Vergleiche hören, und beinahe hätte ich durch eine einzige Rede ſeine gute Meinung verſcherzt. Glücklicherweiſe aber fehlten mir mit Barlaams Gelahrtheit auch ſeine fanatiſche Impertinenz und ſeine Schonungsloſigkeit.

Von Außen — das darf man ſich in Europa merken — ſind alle Angriffe auf griechiſche Nationalität, die gleichbedeutend mit anatoliſchem Dogma iſt, vergebliches Bemühen. Die Gefahr kann nur eine innere ſeyn, wie ſie einſt dieſelben Athosmönche einer ſpätern Epoche in der berühmten Akademie von Vatopädi erkannten. Körperſchaften, die von der öffentlichen Meinung leben, unterſcheiden mit wunderbarem Takt ſchon entfernt, was ihrem Intereſſe förderlich oder ſchädlich ſey. Von einer romantiſch bewaldeten, gegen das Meer ſteil abfallenden Höhe ſchaut eine moderne Ruine, weißliches Gemäuer mit

zwei langen Fenſterreihen, maſſivem Unterbau und einer Waſſerleitung in hochgeſprengten Bogen, aber ohne Dach und vom wuchernden Geſtrüpp des immergrünen Buſchwaldes überwältigt, melancholiſch auf Vatopädi herab. Der Bau iſt etwas über hundert Jahre alt und ward für Unterweiſung der Hagion-Oros-Kandidaten im Kirchengriechiſch auf gemeinſame Koſten der heiligen Republik aufgeführt.

Hier trat der berühmte Corfiot Eugenius Bulgari in den erſten Jahren der Kaiſerin Katharina II. als Vorſtand ein, und fand in den weiten Räumen nur ſieben Schüler.[1] Der Mann war vollendeter Meiſter im Helleniſchen und hatte philoſophiſche und hiſtoriſche Studien im europäiſchen Sinne betrieben. Die Anſtalt hob ſich ſchnell, der Ruhm des Lehrers, der Geiſt des Jahrhunderts, die reizende Lage der Schule zog junge Leute aus allen benachbarten Ländern der Türkei, aus Rußland und Italien in die Akademie nach Vatopädi. Bis an 200 Zöglinge hatte Eugenius im Moment der Blüthe in 170 Zellen untergebracht. Die weite Fernſicht über das Meer, die geſunde Höhenluft, die entzückende Scene des grünen Laubwaldes und die Abgeſchiedenheit von weltlicher Aergerniß und Zerſtreuung mußte die Empfänglichkeit junger Gemüther für beſſeres Wiſſen wundervoll erhöhen.

[1] Eugenius Bulgari lebte von 1716—1806.

Was ſind die ſchönſten Muſenſitze Europas im Vergleich mit der bezaubernden Waldakademie des heiligen Berges? Aber wie unlängſt in Kaïri und ſeiner Androsſchule, glaubte man auch bald in Eugenius Bulgari und ſeinem Inſtitut die Keime gefährlicher Neuerung, anarchiſcher Gährung und einer das griechiſche Morgenland kirchlich umwälzenden Geiſteremancipation zu erkennen. So hatten es aber die Mönche bei ihrem Stiftungsakte nicht gemeint. Philoſophie und freie Gymnaſtik des Geiſtes — das fühlten ſie wohl — könne neben der alten Mönchspraxis des Hagion-Oros nicht beſtehen. Sie fürchteten für den Glauben an das unerſchaffene Taborlicht, für die Pilgerkaravanen, für den geiſtlichen Kredit und die jährlichen Opfergaben nicht weniger als für die Bande ihrer eigenen Disciplin.

Bulgari und ſeine Schule waren dem Untergang geweiht. Anfangs neckte man den gelehrten Meiſter, untergrub das Anſehen, verdächtigte endlich die Moral des Lehrers und der Schüler, berichtete nachtheilig an das geiſtliche Oberhaupt der griechiſchen Nation in Konſtantinopel, und ruhte nicht eher bis der Mann aus Ekel ſeinen Poſten ſelbſt verließ, um nach kurzem Aufenthalt im Fanar einem glänzenden Loos in Rußland zu begegnen, wo er als freireſignirter Erzbiſchof von Cherſon mehr als neunzigjährig zu St. Petersburg (1806) verſchied. Mit dem Vorſtande war auch der Geiſt entwichen; die Zöglinge verloren

ſich, das Inſtitut verkümmerte und wurde endlich als „gefährlich für Religion und Sittlichkeit“ durch ein Reſcript des ökumeniſchen Patriarchen völlig aufgehoben. Voll Freude über den Sieg trugen die Mönche das Hausdach ab, brachen die Sparren weg und hoben die Thüren aus, um dem flüchtigen Feind auch die Hoffnung für die Zukunft abzuſchneiden. Durch das offene Portal dringt heute in üppiggedrängtem Pflanzentrieb der Wald, und ſtatt blühender Jugendgeſichter ſchaut immergrünes Geſtrüpp und Lianengeranke zu den leeren Fenſtern heraus.

Die griechiſche Kirche duldet keinen Unterricht und ſchlägt beſonders Weltweisheit und Dichtkunſt mit unauflöslichem Bann. Aber ſie bekennt ihr Syſtem unverhohlen, und wo immer ein Magiſter über den Geſichtskreis von Sanct Chryſoſtomus und Sanct Paphnutius in das freie Gebiet des Denkens und geiſtigen Schwelgens hinüberſchweift, legt ſie laut ihr Veto ein und ſchließt die Schule zu. Ueber das „europäiſch-heidniſche Treiben“ in Griechenland hört man auf dem Hagion-Oros mancherlei Beſorgniſſe, und von den Folgen der neuen Ideen für das Athosinſtitut reden die alten Väter und der jüngere Nachwuchs ſchon in ganz verſchiedenem Sinn. Dieſe Frommen haben zwar Unrecht, aber ſie glauben nicht an Fortdauer und Beſtand anti-anatoliſcher Staats- und Kirchenordnung des neuen Königreichs, und ihnen ſchien türkiſches Regiment für das Seelenheil

weit gefahrloſer als die (damalige) Halbfrankenwirthſchaft eines Maurokordatos in Athen. Es iſt nicht gleichgültig was man über ſolche Dinge auf Hagion-Oros denkt. Hagion-Oros iſt eine Macht, deren gute Geneigtheit nicht Jedermann geringe achtet und überſieht. „Wir haben Fremde aus Rußland im Kloſter," ſagte man irgendwo, „aber ſie laſſen ſich nicht viel ſehen und gehen nur Nachts zu Zeiten aus den Zellen." Schöbe man zufällig die Nordgränze des helleniſchen Staates bis an den Strymon vor, möchte ich ſehen wie ſich die Ordonnanz einer durch Franken geſchaffenen Monarchie mit der uralten, volkverwachſenen, mächtigen Körperſchaft des heiligen Berges ſetzen würde.

Wer nur Claſſiſches ſucht, gehe ja nicht auf Hagion-Oros, von deſſen ärmlichen Sammlungen das Werthvolle ſchon längſt verſchwunden und nach Europa gewandert iſt.[1] Hier iſt nur für Byzantiniſches Gewinn zu hoffen. Aber wie z. B. ein der Botanik gänzlich Unkundiger die ſchöne im Herbſt blühende Amaryllis am Felſenriff von Xeropotamo nicht bemerkt, eben ſo werden auch in byzantiniſchen Studien und Hiſtorien Unbewanderte nur grämlich und mit Verachtung an den Mirakelbüchern und Kirchen-

[1] Die Kloſterbibliothek zu St. Dionys, dem Range nach etwa die vierte des Berges Athos, zählt nur 388 Nummern, unter dieſen nicht mehr als 139 Handſchriften, das übrige ſind in Europa gedruckte Bücher ohne Werth.

Legenden der Athosbibliotheken vorübergehen. Was hätte wohl ein ehrenwerther Variantensammler zu den 48 Folioseiten griechischer Fest- und Staatsreden auf die Mirakel des Stadt- und Landespatrons Sanct Eugenius von Trapezunt gesagt? Das Opus ist im Katalog nicht einmal genannt und, wie es häufig geschieht, mit einem andern von ganz verschiedenem Inhalt zusammengebunden. Nur zufällig erblickte ich die Worte Ikonium, Melik Sultan, Alatines, Basilevs Trapezuntos, Andronikos Gidos, Sinope, und fand am Ende ein historisches, in Europa nicht gekanntes Fragment von Wichtigkeit für die politische Geschichte des Sultanats Ikonium und des Imperiums Trapezunt.

Die Sache ist freilich nur für die historische Literatur von Werth, und kann hier nicht umständlich verhandelt werden. Genug, daß man jetzt die eine der beiden großen Lücken der trapezuntischen Geschichte vollständig auszufüllen und nebenher manche neue Notiz über die Küstenländer des Pontus Eurinus, über die griechischen Pflanzstädte in der Krim, über Topographie von Trapezus und der nächsten Umgebung aus den Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts in Umlauf setzen kann. Ein historisches Dokument von solcher Bedeutung in einem Bande griechischer Kirchenfestreden zu finden, wird nur dann befremden, wenn man nicht bedenkt, daß im byzantinischen Imperium die Kirche der Staat war und das politische

Faktum ganz im Kultus aufgegangen iſt. Sacriſtei und Handelscomptoir ſind hier die einzigen Archive der Weltgeſchichte. Dieſer Gedanke hat mich auf den Hagion-Oros geführt und durch die gewonnenen Reſultate Eigenliebe und wiſſenſchaftliches Beſtreben zu gleicher Zeit befriedigt. [1]

Sie wollten nur „De Situ et Moribus“ des heiligen Berges hören, und ich bin Ihrem Wunſch nach Kräften begegnet, habe Eindrücke, Bilder und Scenen gezeichnet, habe Gegenden, Menſchen und Leidenſchaften geſchildert und halte es für nutzlos die flüchtige Bücherſchau, das ſpäte Bemühen den Bergkegel zu erklimmen, die kurzen Kloſterbeſuche und die wiederholten Tändeleien in Karyäs und Chilantari mit allen Kreuz- und Querzügen nach der Abreiſe vom gaſtlichen St. Dionys chronologiſch aufzuführen, weil das vorangeſchickte Sittengemälde ſelbſt nur Ergebniß dieſer Wanderung und ihrer Einzelheiten iſt. Die Pointe der Reiſe liegt im trapezuntiſchen Originalfragment und im Conterfei des Athosmönches und ſeiner Hütten. Bei Griſebach iſt es die Beſteigung der Athospyramide und die Scala ihrer Vegetation. Wie dieſe Pointe überſchritten, iſt in beiden das Epos der Handlung auf dem Höhepunkt, das Blut wird kälter, die Erzählung matter, der Leſer ſchläfriger,

[1] Sieh Abhandlungen der hiſt. Cl. der K. B. Akad. d. W. III. B. 3te Abthl. ff. 1843.

das Ende erwünſchter und der kürzeſte Epilog der beſte. Ob ſich die Mönche ihres Gaſtes heute noch erinnern, iſt freilich ungewiß; in meiner Seele aber hat die Melancholie der Weltüberwinder und das zaubervolle Bild des immergrünen Paradieſes einen tiefen und bleibenden Eindruck zurückgelaſſen. Doch

Nicht allein der Glauben iſt es, der die Welt beſiegen lehrt,
Wißt daß auch die Kunſt in Flammen das Vergängliche verzehrt.

XI.

Fünf Wochen in Theſſalonika.

„Viele Kreuze auf der Stirne und viele Teufel in der Bruſt",[1] ſagte halblaut der griechiſche Begleiter im Einkehrſtalle zu Langavich, wo wir auf dem Rückwege vom Hagion-Oros nach Teſſalonika das letztemal die Nacht blieben und von unſerm Platze aus dem Abendeſſen ſeiner ſich unabläſſig bekreuzigenden Glaubensgenoſſen zuſahen. Drei rüſtige Palikaren mit einem halbgewachſenen Jungen ſaßen um die runde Scheibe auf dem Lehmboden und verzehrten ihre Freitagskoſt aus Poriſtengeln, Oliven, Käſe und Honig. Sie tranken der Reihe nach aus der hölzernen Flaſche, die rhythmiſch in die Runde ging. Aber kein Zecher ſetzte den Kürbiß an den Mund oder gab ihn nach dem Zuge ſeinem Nachbar hin, bis er nicht jedesmal ſowohl vorher als nachher drei Kreuze geſchlagen und mit einem raſchen Blick nach Oben

[1] *Πολλοὶ σταυροὶ 'σ τὸ μέτωπον καὶ πολλοὶ διάβολοι 'σ τὸ στῆθος.*

ſich geiſtig geſammelt hatte. Sieh einmal, könnte einer denken, das ſind fromme Wirthsleute; da wird man gewiß billige Rechnung machen. Ich hatte noch weit andächtigeren Tafelſcenen orthodoxer Griechen beigewohnt und allzeit gefunden, daß frommes Eſſen nicht jedesmal fromme That bedingt. Vater A...s, der Grammatikos der Heiliggrab-Epitropie in Jeruſalem, verſchlang große Brocken Geſottenes und Gebratenes, legte nach jeder tüchtigen Einfuhr die Inſtrumente nieder, kreuzte andächtig die Arme über die Bruſt, ſeufzte tief und drehte zu merklicher Erbauung der heiligen Erzbiſchöfe und der fremden Gäſte aus Occident die großen Augen himmelwärts. Aber nach dem Tiſchgebet war der junge wohlbeleibte Vater A...s wieder vollendeter Weltmann und erſter politiſcher Intriguant, giftiger und gefährlichſter Gegner der lateiniſchen Sache in Jeruſalem. Wir kennen ja alle Fontenelle's Spruch: ***Boileau dévot et méchant, Racine plus dévot et plus méchant.*** Dieſer Spruch gilt natürlich nur von den Griechen, die in Jeruſalem unſere Feinde ſind.

Wir hatten nach der erprobten und jedem Fremden in jener Gegend zu empfehlenden Gewohnheit eine Henne zum Sieden aufgebracht und aus der Brühe eine dichte nahrhafte Reisſuppe mit Citronenſaft angemacht, Grünzeug, getrocknete Früchte, Salzoliven, Eier und Honig im Wirthsladen gekauft und wegen der friſchen Novembernacht beſtändig Feuer

aus dürren Baumäſten neben dem Lager unterhalten.[1] Geflügel am Freitag verrieth ſchon den Ausländer; Feuer neben dem Nachtlager und ein Diener, der nicht mit dem Herrn ißt, ließen (irrig) auf Rang und Wohlſtand ſchließen. „Vielleicht iſt es gar ein Milordos", d. i. ein Franke, der alte Steine anſieht und das Geld nicht achtet. Im Grunde darf man ſich alſo auch nicht verwundern, wenn des andern Morgens, hauptſächlich des Brennholzes wegen, eine für das ärmliche Lokal ganz unverhältnißmäßige und erſt nach einiger Unterhandlung bis zum Niveau der Billigkeit ermäßigte Rechnung zum Vorſchein kam. Die Maulthiertreiber, um uns über die gewöhnliche, zu früh erreichte Station Zagliberi und ihre bequeme Einkehr weiter gegen Saloniki fortzubewegen, hatten die Raſt in Langavich als ebenfalls ſehr reizend und elegant geſchildert. Es war aber zum größten Verdruß nur ein gewöhnlicher Dorf-Han für vierfüßige Gäſte, d. i. vier dünne durchlöcherte Wände aus Röhricht und Lehm mit einem Hohlziegeldach ohne Decke; der Boden aus feſtgeſtampfter Erde, mit zwei Feuerſtellen, einem Backofen und einer Auslage

[1] Wir bitten den Leſer die wiederholte Beſchreibung unſeres Reiſeküchenzettels nicht für überflüſſig zu halten. In dieſer klugen und romaniſchen Lüften angemeſſenen, gleichmäßigen Diät liegt das Geheimniß, unter allerlei Umſtänden einer zweijährigen Wanderſchaft keine Minute lang krank zu ſeyn und geſünder heimzukommen als man ausgezogen iſt.

für griechiſchen Küchenbedarf. Das Bett, wie Sie wohl wiſſen, iſt in ſolchen Fällen auch nur eine Binſenmatte neben der kniſternden Flamme, und folglich nach zehnſtündigem Ritt durch unwegſames zerriſſenes Bergland Grund genug zu murren und betrübt zu ſeyn. Ich dachte an die ſchönen Säle, an die weichen Divane und die freundlichen Mönche von St. Dionys, von Vatopädi und Chilantari, und verglich die gegenwärtige Noth und herabgekommene Lage mit den Vorzügen des Hochfleckens Laregovi, wo wir die Nacht vorher geblieben waren, und deſſen Lieblichkeiten ich Ihnen ſchon bei Gelegenheit der Hinreiſe und des mit uns einkehrenden Biſchofs und ſeines Mundſchenken aus Polyhiero, im vorausgehenden Bruchſtück geſchildert habe.

Das Alles — ich weiß es wohl — ſind Kleinigkeiten, an deren Kunde dem Leſer wenig liegen kann. Aber was ſoll ich Ihnen von Langavich erzählen? Ich bin ja nicht Botaniker und Geolog wie Dr. Griſebach, wie Copeland, Weiſe, Smith und Friedrichsthal, nicht Statiſtiker wie Ami-Boué, nicht Prophet wie Blanqui. Oder meinen Sie gar, ich ſey in den Maulthierſtall nach Langavich gekommen um den Einwohnern Geſetze zu ſchreiben, ihre Prozeſſe zu ſchlichten oder gar die Armeen der 32 alten Städte von Chalkidike zu kommandiren, von denen man bei Ariſtoteles lieſt? Und wenn ich das Alles wäre und verſtände, wie jener berühmte Archäolog,

käme ich doch zu ſpät. Die Partien ſind ja alle ſchon beſetzt und die Rollen ausgetheilt. Warum ich in das Byzantiniſche gekommen bin und was ich dort ſuche, brauche ich nicht mehr zu wiederholen. Der Menſch, die Sitte, das Bauerndorf, die gemeine Rede, der Streit, der Widerſpruch und die Vergangenheit ſind meine Theſen und haben mich wiederholt unter dieſen Himmelsſtrich geführt. Empfinden will ich, Gefühle wechſeln, entbehren, ſchwelgen, fürchten, hoffen, was man bei der Glätte und gleichförmigen Geſchwindbewegung des öffentlichen Lebens in Europa bald nicht mehr kann.

Nähmen Sie es den Leuten übel, wenn ihnen zuweilen ſelbſt die Herrlichkeit, die Philoſophen, die Lügen, die falſche Gerechtigkeit und das ſcheinheilige Thun des Occidents zuwider wären und Langeweile machten? Im Sittengemälde hat aber auch der kleine Strich ſein Verdienſt. Warum gibt man uns im luftigen, waſſer- und pflanzenreichen Laregovi keinen Kohl? „Kohl wird hier nicht gepflanzt, weil hier *Κλεψία* (Dieberei), nicht *Νόμος* und *Τάξις* (Geſetz und Ordnung) regieren und jeder ſtiehlt was der Nachbar ſäet". Die vielen Kreuze und die ſtarke Rechnung in Langavich und die „Klepſia" von Laregovi ſind aber das einfachſte und kennbarſte Bild der öffentlichen Zuſtände im Orient: Jeder ſtiehlt was der Andere ſäet; die Regierungen aber nehmen hier Allen Alles weg, und den Frieden hat nur wer Bettler iſt.

Während meine Vorgänger ſorgfältig die Gränzſcheide der immergrünen Gebüſchvegetation bei Nisvoro erſpähen, die Wieſenkräuter im Muldenthale vor Laregovi zählen und vom Gipfel einer Waldkuppe des Cholom Strich und Höhe der Gebirgsketten Macedoniens überſchauen und ergründen, fragte ich mich ſelbſt auf meiner Binſenmatte: warum etwa in dieſem Theile Chalkidike's die Orte, die Seen und die Berge ſo ſonderbare und ganz ungriechiſche Namen, z. B. Cholom, Nisvoro, Zagliberi, Laregovi, (Jaruga), Rawa, Ravanikia, Chortiat, Galatista, Langaſa und Langanichia trügen? Die Beantwortung ſolcher Fragen iſt zwar weniger lohnend und auch weniger unterhaltend als ein botaniſches Bild der Kräuterwieſen von Hieriſſo, als der Buchenhain von Nisvoro und die Ueppigkeit der Grasnarbe unterhalb Laregovi. Das Schlimmſte ſcheint noch, daß man in dieſem einzigen Punkte bei uns ganz und gar nicht neugierig iſt, ja Grund und Erklärung dieſer ethniſchen Anomalie gar nicht einmal hören mag. Man wendet ſich verdrießlich weg, blickt nach der Stelle wo Stagira ſtand und fragt: wo ſind die Ruinen von Olynth?

Das bittere Gefühl des zu erduldenden Ungemaches; Hunger, Ermattung, Unheimlichkeit des Ortes, endlich der Gedanke an unbelohnte Arbeit und an die vielleicht fruchtlos verſplitterte Errungenſchaft beſchlichen die Seele und trübten auf kurze Zeit den Sinn.

Aber die unerwartet kräftige Koſt und die warme Luft der Hütte verſöhnten bald den Widerſpruch. Die Fremden, die Führer, die Wirthsleute und die Maulthiere aßen zu gleicher Zeit, alle, wie es ſchien, vergnügt und zufrieden mit dem Geſchicke. Wir ſchliefen kräftig, verließen des andern Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang den Stall, ritten im Herbſtnebel zum Bergſattel von Chortiat hinauf, raſteten um Mittag am Brunnen und erreichten ſonnenverſengt noch vor zwei Uhr Nachmittags das obere Feſtungsthor von Saloniki, durch welches wir vier Wochen vorher ausgezogen waren. Gegen ein Geſchenk von vier Silbergroſchen blieben Gepäck und Päſſe ungeöffnet und eine halbe Stunde ſpäter hatte ich wieder das vorige Zimmer bei der Doktorswittwe Georgi mit jener Empfindung innerer Zufriedenheit bezogen, wie ſie nur der Gedanke an den glücklichen Ausgang einer zweifelhaften und waglichen Unternehmung unſerem Herzen entlocken kann. Mit Pilgerſtaub bedeckt (denn man gönnte keine Zeit für nöthige Toilette), mußte ich mit Hrn. v. Mihanowitſch im nahen öſterreichiſchen Conſulat zu Tiſche gehen.

Dreißig Tage Pönitentenkoſt auf Hagion-Oros hatten die Nervengeiſter gewaltig herabgeſtimmt und der Sehnſucht wieder in den europäiſchen Lebenscyklus einzutreten einigen Drang verliehen. Wenn dem Sittengeſetze nur um ſolchen Preis zu genügen wäre, ſtünde ich, aufrichtig bekannt, bei aller

Geringachtung raffinirter Genüſſe noch auf ſehr niedriger Stufe zur Gerechtigkeit. Im Gegenſatze mit den griechiſchen Katholiken und ihrem thieriſchen Mandat wagen wir lateiniſche Chriſten kräftig zu eſſen und dennoch tugendhaft zu ſeyn. Wenn ſich auch beide Kirchen am Ende über Ambition der Prieſter, über ſtreitige Rechte der Anciennität und über die natürlichen und ewig unausgleichbaren Antipathien zwiſchen Morgen- und Abendland möglicher Weiſe je verſtändigen könnten, ſo würde das Faſtengebot allein Hoffnung und Möglichkeit des Vergleichs zertrümmern. Sicher liegt der Wandelſcala unſerer Kirchendisciplin ein philoſophiſcherer Gedanke unter, als dem ſtarren Tugendſyſtem und dem unerbittlichen Faſtenrigorismus der Anatolier, „cui jam pares non sumus.“[1]

Die Klausner-Atmoſphäre des heiligen Berges und der enggezogene Ideenkreis der Selbſtpeiniger mit ihrem kindiſchen Gerede täglicher Mirakel und himmliſcher Erſcheinungen hatten in kurzer Friſt ſo vertrocknend und lähmend auf Geiſt- und Redefluß gewirkt, als wäre ich nicht Wochen, ſondern Jahre lang dem Verkehr europäiſch civiliſirter Menſchen entrückt geweſen. Freilich wird die Wirkung in ſolchen Fällen von der Wärme des Blutes, vom Grade der Hingebung und der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke

[1] Wenn wir von lateiniſchen Chriſten reden, ſo ſind alle Europäer gemeint, die nicht dem griechiſchen Bekenntniß angehören.

und von dem Umſtande abhängen, ob einer unmittelbar oder mittelſt eines Dritten mit den vespernden Legendenmönchen verkehrt. Aber drei Jahre auf Hagion-Oros könnten wohl ein neues Kapitel zu Ovids Metamorphoſen liefern.

Der geographiſchen Nähe ungeachtet iſt die Kluft zwiſchen uns und der Griechenwelt viel weiter und viel tiefer als man glaubt. Jedoch ſoll eigene Unwiſſenheit die Hagion-Oros-Mönche hoffentlich nicht hindern, koſtbare Ueberbleibſel alter Literatur in ihren ſtaubigen Bücherkammern zu beſitzen? Mit beſonderem Intereſſe ſucht Hr. v. Mihanowitſch, der gelehrte und patriotiſche Slave, die Kunde der alten Zuſtände der illyriſchen Halbinſel zu erweitern, und hatte mir beſonders aufgetragen im Kloſter Vatopädi ein von Zachariä bezeichnetes Prachtmanuſcript Strabo's durchzuſehen, ob ſich in demſelben vielleicht das in unſern Ausgaben fehlende, die Beſchreibung von Corcyra, Süd-Epirus und Macedonien mit Chalkidike, Athos und den übrigen Cherſoneſen bis an den Helleſpont enthaltende Ende des ſiebenten Buchs finde. Bei den Mönchen in Chilantari aber ſollte ich über die angebliche Exiſtenz einer in glagolitiſchen Schriftzeichen verfaßten Biographie des großen Bulgaren- und Morawenapoſtels Cyrillus aus Theſſalonika Erkundigungen anſtellen, zu Nutzen und Ruhm der neu erwachten und energiſch betriebenen Studien des alten Slaventhums. Leider war das Ergebniß für

beide Fälle ein verneinendes, da die Athoshandſchrift des Strabo mit derſelben Phraſe: *Κινέας ἔτι μυθοδέστερον* . . ., wie unſere europäiſchen Drucke ſchließt, die Chilantari-Mönche aber ſelbſt nicht einmal zu ſagen wußten, ob ſie das Verlangte haben oder nicht. Die guten Väter geſtanden aufrichtig, daß bei ihnen außer den Akoluthien und Gebeten in der Kirche das ganze Jahr Niemand ein Buch anſehe oder je einer aus ihrer Mitte das Wort „Glagolitenſchrift" auch nur gehört habe. Es wäre ihnen wohl bekannt, daß St. Cyrillus ihrem Volke das Evangelium zuerſt geprebigt habe, aber weiter wüßten ſie von der Sache nichts. Man ließ mich ſpäter nach Belieben in der kleinen Sammlung ſelbſt herumſuchen, die ich in dem Wachsmagazin mit dem Eingang durch Küche und Speiſekammer fand.

Die Gierde, mit welcher ich in den erſten Zeiten nach der Athosreiſe den politiſchen Inhalt der Journale aus Augsburg, Paris, Malta und Smyrna verſchlang, die wiſſenſchaftlichen Revüen durchlief und in der ausgewählten Bibliothek des gaſtfreundlichen Conſuls herumgriff, zeigte klar, wie leer und genußlos das Leben außerhalb des europäiſchen Ideenkreiſes wäre. Mit welcher Empfindung glauben Sie wohl, daß ich in der Allgemeinen Zeitung die Berichte über den eben zu Bonn verſammelten Philologencongreß und Prof. Kreyſers kluge Rede „von völligem Erlöſchen alles griechiſchen Weſens" ſammt der Ent-

gegnung eines bekannten Eiferers für ungeſchwächtes, heute in Idee, Kunſt und Sprache nicht weniger lebendig als vor Troja gährendes Hellenenthum, mitten unter „ſlaviſch“ redenden Macedoniern las?

Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die ſchnelle und ſichere Verbindung mit dem Occident, der lebhafte Verkehr, der Zuſammenfluß von Fremden, der duldſame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Lebens verleihen dem Aufenthalt in Theſſalonika einen Reiz, wie ihn ſicherlich keine Stadt der europäiſchen Türkei beſitzt. Die Luft ſelbſt hat an dieſer Küſte etwas Weiches, Joniſches und zum frohen Genuß des Daſeyns Einladendes, was man weder in Trapezunt noch viel weniger in Athen oder Konſtantinopel gefunden hat. Viel glücklicher als andere Reiſende, die immer Eile haben und gleich anfangs ſchon mit der halben Seele bei Katheder, Ambition, gelehrter Coterie, Handwerkszeug und Gewerbe in Europa zurückgeblieben ſind, gehörte ich ganz mir ſelbſt an, überließ mich, aller Bande ledig, zwang- und ſorglos dem Freudenſtrom und blieb noch einen vollen Monat in der Stadt des üppigen leichten Sinnes. Viel fehlte nicht und ich wäre den ganzen Winter geblieben. Von 8 Uhr bis Mitternacht und noch länger ſaß ich jeden Abend im Conſulat; wir laſen Altes und Neues und von Allem das Beſte, redeten, recenſirten, trieben Slavica, Kritik und Philoſophie.

Ich lernte viel; denn Hr. v. Mihanowitſch gehört ſicher in die Klaſſe jener Männer, in welchen die größte Summe theoretiſcher Kenntniſſe und praktiſcher Erfahrungen über politiſches Leben, Geiſt und Phyſis des illyriſchen Continents verborgen liegt. Zu Hauſe las und excerpirte ich wieder, ordnete die Kolchis-Papiere, die Athos-Notizen, bemaß die Beute, berechnete die Koſten und analyſirte noch einmal das ganze Hagion-Orosleben, Chalkidike und meine Tour. Dieſe hatte — was man vielleicht nicht ungerne hören wird — mit Inbegriff der Maulthiere und Dardaganis Sold bei einer Dauer von 31 Tagen ungefähr 1166 türkiſche Piaſter oder Gruſch, d. i. 291 Franken oder 116 Gulden C.-M. gekoſtet.

Schon in Europa hatte ich mich bei einem griechiſchen Geiſtlichen, der lange auf Athos lebte und mit den Gebräuchen des Inſtituts, ſowie mit der Arithmetik der Weltüberwinder vollkommen vertraut war, ſorgfältig erkundigt, wie viel ein gewöhnlicher occidentaliſcher Gentleman, der nur mit einem Bedienten den Hagion-Oros beſucht, für Bewirthung und Pflege billiger Weiſe geben ſoll. Vier Franken täglich, meinte der Kalógeros, würden den Erwartungen der Väter ganz entſprechen und dem Geber ein rühmliches Andenken am heiligen Berge ſichern. Sie begreifen wohl, daß dieſe Taxe nur von ſolchen Athosreiſenden zu verſtehen iſt, die ihre Mittel zu Rathe halten

müſſen wie ich, und ſich nicht auf Milordis beziehe, die „alte Steine ſuchen und das Geld nicht achten.“ Ich ſchlug eine Mittelſtraße ein und würde allen Hagion-Oros-Beſuchern deſſelben beſcheidenen Ranges rathen eben ſo zu thun.

Bei längerem Verweilen in einem Kloſter, wie z. B. in St. Dionys, wo ich zwölf Tage blieb, legte ich obigen Calcül zu Grunde und übergab dem heiligen Abte bei der Abſchiedsviſite 200 türkiſche Gruſch (ungefähr 48 Franken) für ſein „Gotteshaus“, drückte aber dem bulgariſchen Laienbruder, der uns als beſtellter Koch ſo gut verpflegte, noch aparte 25 Gruſch als eigenes wohlverdientes Honorar in die Hand, vergaß auch ſeinen Gehülfen Leonidas mit der Kleinigkeit von 5 Piaſtern nicht und erfreute zuletzt am Thore noch den „heiligen Pförtner“ mit einem mäßigen Tribut von vier γρώσσια (1 Frank).

Als Regel gelte: die Spenden, wenn ſie auch mäßig ſind wie die meinigen, unter Viele und zwar eigenhändig zu vertheilen, beſonders aber den „heiligen Pförtner“ nirgend zu vergeſſen. Will oder muß aber ein Fremder ſeine Reden und Ausgaben durch einen Dolmetſch beſorgen laſſen, muß er auch geſpicktere Kaſſen führen und über größere Mittel gebieten als der mäßig begüterte Touriſt. Koſtſpieliger dagegen iſt es, wenn der Aufenthalt nur 1—2 Tage dauert und das Kloſter ein republikaniſch regiertes iſt. Theils um die Neugierde des Leſers zu befriedigen,

theils auch um ein beiläufiges Maß für ſolche Fälle aufzuſtellen, will ich den eintägigen Aufenthalt im Kloſter Chilantari an der Ausgangsſtation des Hagion-Oros finanziell genauer auseinanderſetzen.

Vom heiligen Regierungsſitz in Karyäs kommend ritten wir Abends in den Kloſterhof und wurden von einem dienenden Bruder ohne viele Umſtände in die neu und elegant gebaute Fremdenwohnung eingewieſen, mit Waſſer verſehen und eine Zeit lang allein gelaſſen. Man hielt uns wahrſcheinlich für Orthodoxe, d. i. für Leute die große Anſprüche machen, ſeitens der Mönche Alles für Schuldigkeit halten und am Ende Nichts bezahlen. Schon war ich im Begriff über den ungaſtlichen Sinn dieſer Chilantari-Slaven verdrüßlich zu reden, als auf ergangene Meldung der Grammatikos des Kloſters in das Zimmer trat, um den Fremden zu bewillkommnen, und nebenher mit der den Orientalen eigenthümlichen Feinheit nach Bedeutung und Herkunft des Gaſtes zu forſchen. Der Grammatikos — wie er ſelbſt erzählte — war in Chilantari fremd wie wir und erſt ein Jahr im Dienſt dieſer Mönchsgemeinde. Als geborner Moraït habe er zu Ikonium in Kleinaſien, wo er zur Zeit des Aufſtandes ſeiner Heimath lebte, unter den fanatiſchen Türken Lebensgefahr auszuſtehen gehabt und ſey endlich nach vielen Abenteuern und langem Herumirren auf den heiligen Berg gekommen, um gegen fixen Lohn auf Ruf und Widerruf

den Chilantari-Mönchen als Geheimſchreiber und Interpret zu dienen.

Durch Zufall oder als Klephte im Kampfe hatte er die eine Hand verloren, verſtand aber neben dem Bulgären auch das Hochgriechiſche, ſprach geläufig türkiſch und citirte Verſe aus Heſiodus. Ich citirte ſo viel mir einfiel entgegen, ſtrebte nach beſonders guter Diktion, ſagte woher des Landes und was ich in Chilantari ſuche, und rückte auch meinerſeits möglichſt breit mit dem in Stambul erlernten Türkiſch heraus. Nach einer Stunde etwa empfahl ſich der Grammatikos, um den Vorſtänden zu hinterbringen, daß der Gaſt ein Franke ſey, die Landesſprachen rede und (mit Verlaub) allerhand wiſſe.[1] Auf dieſes hin kam einer der Vorſtände ſelbſt — ein Bulgar aus Siſchtow, der ſchon die höchſten Würden in Chilantari bekleidet hatte und jetzt als Mit-Igumenos im Ausſchuſſe ſaß — um den Gaſt von neuem und noch wärmer zu bewillkommnen und als Geſellſchafter die Honneurs zu machen. Nach byzantiniſcher und überhaupt morgenländiſcher Etikette darf man achtbare Fremde ſo wenig als möglich ſich ſelbſt überlaſſen. Der Mann aus Siſchtow war vielleicht andächtiger und heiliger, aber ſicherlich viel weniger gewandt und unterhaltend als der vielgewanderte Grammatikos mit Einer Hand.

Wer gerne Martials Epigramme lieſt, findet bei

[1] *Παλλαιά τε πολλά τε εἰδώς.*

aller Geduld und Höflichkeit die endloſen im Bauerngriechiſch vorgetragenen Erzählungen der Kloſterlegenden und ihrer täglichen Mirakel und Heiligenerſcheinungen am Ende doch etwas langweilig und einſchläfernd. Beſonders während der türkiſchen Occupation des Hagion-Oros habe ſich die Panagia beinahe jeden Abend zum Schrecken der Albaneſen im Kloſterhofe wandelnd und ſchwebend ſehen laſſen. In Iwiron hatte man mir ſchon daſſelbe erzählt. Wie aber nach dem Frieden von Adrianopel die islamitiſchen Beſatzungen den Berg verließen und die Noth vorüber war, endete auch der abendliche Spuck in Hof und Corridor und die Beſuche der Panagia — ſagte der Mönch — haben jetzo gänzlich aufgehört. Das Kloſter kultivirt mit Kunſt und Erfolg beſonders den Gartenkohl, der alles Ackerland rings um die heiligen Mauern bedeckt. Auch beſtand das Abendeſſen, wobei Igumenos und Grammatikos Geſellſchaft leiſteten, nur aus einer Kohlſuppe und einer Platte Reis und noch vier andern Platten, ſämmtlich aus Kohl, aber alle kalt: kalte Kohlblätter in Oel geſchmort, Salat aus Kohl, zum Nachtiſch wieder Kohl. Die Mönche in Chilantari leben ſparſamer und armſeliger, dachte ich, als die Fröſche bei Homer,

Οὐ τρώγω ῥαφάνας, οὐ κράμβας, οὐ κολοκύντας·
Οὐδὲ πράσοις χλοεροῖς ἐπιβόσκομαι, οὐδὲ σελίνοις. [1]

[1] Ich eſſe nicht Rettiche, nicht Gartenkohl, nicht Kürbiß; verzehre weder grünen Lauch noch Eppich.

Vom Glagolit des heiligen Cyrillus wußte natürlich keiner von beiden Tiſchgenoſſen Auskunft zu geben. Der Grammatikos verſtand ja nicht ſlaviſch und der Igumenos las gar kein Buch; man vertröſtete mich auf die Conferenz mit dem Gemeinderath, dem ich des andern Morgens nach dem Gottesdienſt mein Anliegen perſönlich vorzutragen hätte. Von Büchern reden macht griechiſchen Mönchen allzeit Langeweile, und die frommen Proëſtotes ſprachen in der Sitzung lieber von allerhand politiſchen Dingen, vom Czar, von Abdul-Medſchid, vom Papſt und von Griechenland, laſen auch das Circulare der Karyäs-Junta der Reihe nach, bis es der letzte, ein hochgewachſener kraftvoller Serbe, der unter Miloſch gefochten hatte, mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit einiger Geringſchätzung dem Inhaber zurückgab und alles Suchen nach dem fraglichen Objekt voraus für unnöthig erklärte. Auf dieſe Bemerkung nahm ich das Circulare, ſtand auf, dankte für die gaſtliche Aufnahme und fragte: *ποῖος εἶναι ὁ ἅγιος δικαῖος;* (Welcher iſt der heilige Rentmeiſter?) *Ἐγώ,* antwortete der hochgewachſene kaſtanienhaarige Serbe, dem ich im Beiſeyn des Rathes ſogleich 20 Piaſter türkiſch (5 Franken) *διὰ τὴν ἐκκλησίαν* (für die Kirche) übergab. Plötzlich — ach wären Sie doch im Saale geweſen! — plötzlich erglänzten alle Geſichter von Heiterkeit, man begleitete mich feierlich durch die Corridore in die Fremdenwohnung zurück, ernannte eine Commiſſion

um die Herrlichkeiten des Kloſters, die Fresken und die Bibliothek hinter dem Kochzimmer zu zeigen und bereitete in der Zwiſchenzeit ein treffliches Mahl, für welches durch beſondere Fügung der Panagia die Fiſcher verwichene Nacht einen ungewöhnlich reichen Fang im Meere thaten. Wahrſcheinlich hatten die armen Väter vom ärmlich gekleideten Fremdling wohl glatte Worte, viel höflichen Dank, aber kein Geld erwartet, während ſie ſelbſt bei aller Wohlhabenheit des Ganzen perſönlich doch nur von Entbehrungen leben und allzeit und überall und jedermann geben ſollen.

Wir aßen mit Heiterkeit und großem Appetit. Zugleich ward die Freigebigkeit gegen das Gotteshaus freimüthig belobt, und auf die vertrauliche Frage, wen ich ſchicklicher Weiſe noch bedenken ſollte, deutete der Grammatikos auf den nebenan ſitzenden heiligen Igumenos (Alt-Prälaten) aus Siſchtow, der uns geſtern und heute mit ſeiner Geſellſchaft bewirthet habe; jedoch ſey auf die reichliche Kirchengabe auch hier nichts weiter nöthig und nur für die Küche u. ſ. w. eine Kleinigkeit noch beizufügen. Er ſelbſt nahm nichts. Bei der Abreiſe begegnete uns außerhalb der Zimmerthüre zuerſt der Oberkoch, dann bei der erſten Stiege das Unterküchenperſonale, unten im Hofe ſtanden die beiden bedienenden Mönche und am Thore der „heilige Pförtner“ mit ſeinem Subſtituten. Unter dieſe vertheilte ich auch noch zuſammen 25

Gruſch, im Ganzen alſo 45 Gruſch türkiſch oder 4 Gulden Conventionsmünze für zweimal Eſſen und eine Nacht. Ich ſage dieſes nur, damit Athoswanderer künftig wiſſen, was in dieſem Punkte ſchicklich iſt, beſonders aber daß ſie nicht etwa aus falſcher Scham den Geſellſchaft leiſtenden Prälaten (in den freien Klöſtern) zu beſchenken unterlaſſen, wie es mir ſelbſt in Iwiron erging, wo ich das verhältnißmäßig beträchtliche Honorar dem Oberzimmerwärter übergab, der es wahrſcheinlich ganz oder theilweiſe zu beſtellen vergeſſen hat. Die beiden Tiſchgenoſſen begleiteten uns ſogar noch eine Strecke außerhalb des Mauerumfanges auf dem Weg zum Platanenwald und dem Iſthmus von Chalkidike. Wir begrüßten uns mit Wärme, ich verſprach das Wiederkommen und einen Thermometer für den Grammatikos als Gaſtgeſchenk.

Der Name „Chalkidike“ bedeutet, wie Jedermann weiß, auf deutſch Erzdiſtrikt, Minengegend, iſt aber heute im Lande ſelbſt nicht mehr üblich und durch den halbtürkiſchen, halbgriechiſchen Terminus „Mademochoria“, d. i. die Bergwerksdörfer verdrängt.[1] Der Naturreichthum an edlen Metallen, beſonders an Gold, hat ſchon in den älteſten Zeiten die Hellenen in das Land geführt, Reichthum durch Handelsbetrieb gegründet und in

[1] معدن Maden heißt im Türkiſchen die Mine, das Metall, und χωρία auf griechiſch die Dörfer. Streng grammatikaliſch ſollte man Madenochoria ſchreiben.

Folge deſſelben civiliſirten Luxus und politiſche Freiheit zum Bedürfniß gemacht. Ohne die drei Cherſoneſe Kaſſandria, Sithonia und Athos, die man niemals zu Chalkidike rechnete, beträgt nach Griſebach die Länge des Minendiſtrikts von Weſt nach Oſt nicht mehr als etwa 10, die Breite aber durchſchnittlich gar nur 6 geographiſche Meilen. Und doch blühten auf dieſem kleinen Raum nach Ariſtoteles 32 freie Städte, der ſogenannte Staatenbund von Chalkidike, von denen wir aber nur Chalcis, Olynthos, Akanthos, Apollonia, Stagira, Mekyberna, Torone, Angäus und Singus mit Namen hiſtoriſch kennen. Das ſchöne und reiche Olynth galt als Hauptſtadt und Sitz des Bundes.

Bis zur Eroberung durch Philipp den Macedonier gehörten die chalcidiſchen Städte zu Thracien,[1] und obgleich von den 32 Bundesnamen ſich nicht ein einziger aus den Stürmen des byzantiniſchen Mittelalters retten konnte, iſt dem Ländchen doch bis auf den heutigen Tag, nach allen Wechſeln, ein höherer Grad bürgerlicher Freiheit als eine gleichſam dem Boden und der Luft inhärente Modalität geblieben. Es theilt ſich in die zwei großen, dem Sultan zwar Tribut zahlenden, aber ſich ſelbſt ariſtokratiſch freiregierenden Municipalitäten Siderókapſa auf der Oſt- und Chaſſlá auf der Weſtſeite. Beide zählen

[1] *Τοῖς ἐπὶ Θρᾴκης χαλκιδεῦσι καὶ Βοττιαίοις.* Thucyd. I. 57.

miteinander noch 27 Gemeinden und eben ſo viele Großdörfer, deren zwei wohl den Rang, aber nicht die Schönheit und den Glanz von Städten haben. Hauptort des Oſtdiſtriktes, des eigentlichen Minenlandes, iſt Nisvoro mit 12, wie es Polyhiero oberhalb der Ruinen von Olynth mit 15 freien Burgflecken im Weſtdiſtrikte iſt. Meinen Vorgängern Couſinéry, Leake, Urquhart und Griſebach iſt der vortheilhafte, die in Thracien und Macedonien üblichen Phyſiognomien an Schönheit auffallend überragende Typus der Griechen von Chalkidike, beſonders im Diſtrikt Chaſſiá nicht entgangen, und man iſt deßwegen allgemein geneigt — und glaubt ſich aus beſondern Gründen ſogar berechtigt — hier ein „faſt noch reines und unvermiſchtes" Fragment der alten griechiſchen Bevölkerung zu erkennen. Am eifrigſten nimmt ſich Couſinéry (Ende des vorigen Jahrhunderts) des chalcidenſiſchen Hellenismus an.[1] Die Provinz ſey zwar den Calamitäten der Slavenſtürme nicht entgangen, habe aber Dank der dichten Waldregion, die als Aſyl diente, immerfort eine Art Unabhängigkeit behauptet und zugleich die Reinheit des alten Blutes bewahrt. Bei den Männern von Laregovi fand Herr Couſinéry „sentimens visibles de leur antique noblesse", und bei den Weibern „traces des anciennes habitudes domestiques," elegante

[1] Cousinéry, Voyage en Macédoine, II. 134.

Kleidung und regelmäßige Züge. Aber viel wärmer als das reinliche weiße Gewand mit der blendend weißen Fuſtanella und rothen Plattmütze der Albanier ſpricht die verſtändigere Bodenkultur, das Profil, der kluge Sinn und beſonders das klare Urſprungsbewußtſeyn dieſer Waldleute für das Alterthum ihrer Race. Weder Türke, noch Bulgar, noch Albanit, noch Jude, ſagten ſie Hrn. Couſinéry, habe ſich unter ihnen häuslich niedergelaſſen und „wir alle in dieſen Bergen bilden uns etwas ein auf unſern Griechentitel, auf unſere Tempel, auf unſere Biſchöfe, auf unſere Prieſter und auf unſere Schulen.“ [1] Das Alles iſt ſehr erbaulich zu hören, und wie die Sachen ſeit dem Erlöſchen des Minenbetriebes daſelbſt ſtehen, zum Theil auch ganz richtig; nur iſt hier von der alt-chalkidiſchen Bevölkerung keine Rede, ſondern von einer byzantiniſchen Coloniſation nach der Wiedereroberung der Provinz durch die Imperatoren der Heraklius-Dynaſtie und ihrer Nachfolger im 7ten und 8ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

Auch ſo viel iſt einzugeſtehen, daß nach den hiſtoriſch begründeten Metzeleien und Verheerungen auf Kaſſandria und in ganz Chalkidike während des 6ten und 7ten Jahrhunderts n. Chr., im beſagten Cherſoneſe ſowie am ganzen Küſtenſtriche, hinauf bis Saloniki einerſeits und bis Polyhiero im

[1] Ibid. pag. 143.

immergrünen Walde anderſeits, ſich keine ſlaviſche Niederlaſſungen gebildet haben und ſomit der weſtliche Diſtrikt mit dem größern Theil der 15 Freidörfer und der Halbinſel Kaſſandra dem byzantiniſchen Griechenblute zu vindiciren ſey. Der Oſtdiſtrikt dagegen, das eigentliche Erzgebirge mit den Gold- und Silbergruben, ward vollſtändig ſlaviniſirt. Der Stamm der Runchi-Slaven hatte das Gebiet vom Xerres-Kanal bis zur Bolbe-Mündung, wo ehmals Stagira, bis zum See von Langaſa überſchwemmt und darin alles neu gemacht; nicht eine einzige Ortſchaft, nicht ein einziger Name aus griechiſcher Zeit iſt geblieben. Führt der Kanal am Iſthmus des Hagion-Oros nicht heute noch den ſlaviſchen Namen Probjati (Durchſtich)? Beſonders auffallend und die Natur der Oertlichkeit bezeichnend iſt aber das von griechiſcher Kehle noch nicht bis zur Unkenntlichkeit entſtellte Nizvoro, der Hauptflecken der eigentlichen Mademochoria, mitten unter (erloſchenen) Schmelzöfen und verwitterten Schlackenhaufen am ſteilen Oſtrande des hohen Tafellandes. Izvárak nennt der illyriſche Slave heute noch die „Schlacke.“ [1]

Laregovi (Jaruga) und Cholomón (Cholm) haben wir im vorigen Fragmente ſchon erklärt. Ra-

[1] An die fremden Wörter ſetzt der Grieche häufig einen Vorſchlag, z. B. Nezero (See) für Ezero. So hier Nizvoro für Izvoro (z wie ein weiches s geſprochen).

vana und ſein Diminutivum Ravanichia, vom ſlaviſchen ravna, ravnina, ravnitza (wir zogen durch beide Dörfer) bedeutet „Ebene"; in Langaza aber und Langavichi iſt das (polniſche) Lengi, die „Wieſe" nicht zu verkennen, in Zagliberi und Longomat aber wird ſelbſt der fanatiſche Eiferer keinen helleniſchen Laut entdecken. Gegen dieſes Argument iſt nichts einzuwenden, und man muß ſich im Grund Glück wünſchen, daß die Herren Couſinéry, Leake und Griſebach in botaniſchen, geologiſchen und politiſch-geographiſchen Forſchungen verſenkt, Dinge dieſer Art nicht berechnen mochten. Was wäre ſonſt über Chalkidike noch zu ſagen übrig geweſen? Die Slavenniederlaſſungen reichen tief in den Buſchwald bis dicht an Polyhiero und herab bis zur Seeküſte des weſtlichen Athosgolfes. Aber warum reden ſie heute in Laregovi, in Nizvoro, in Longomat, in Libiada griechiſch und nicht mehr illyriſch? Wir fragen entgegen, warum man zu Stargard in Pommern und zu Bergen (Gora) auf der Inſel Rügen heute deutſch und nicht mehr ſlaviſch rede?

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die byzantiniſchen Imperatoren nach Bewältigung der ſlaviſchen Eindringlinge auf der großen Heerſtraße von Konſtantinopel nach Theſſalonika (via Egnatia) die Barbaren überall in Maſſe nach Anatolien deportirten und dagegen kleinaſiatiſche Colonien an ihre Stelle ſetzten, beſonders aber die Seeküſte und die

Hafenorte von Barbaren entweder gänzlich säuberten, oder doch dem griechiſchen Element daſelbſt das Uebergewicht zu verſchaffen ſuchten. Man kann wohl denken, daß bei dieſen Heilmaßregeln der reiche, vorzugsweiſe von den Slaven beſetzte und ausgebeutete Minendiſtrikt von Chalkidike nicht überſehen wurde.

Die alten Ortsnamen blieben; nur für den Hauptſitz des Erzbetriebes ſchuf das wiedereindringende Byzantinerthum den neugriechiſchen Terminus „Siderókapſa" d. i. Eiſenſchmelze.[1] Aber das Slaviſche erhielt ſich viele Jahrhunderte neben dem Griechiſchen was jetzt allein noch übrig iſt. Wenigſtens fand Belon (1549) unter den Bewohnern der Bergwerksdörfer noch nicht das reingriechiſche Element der Laregovioten des Hrn. Couſinéry. Es wohnte damals in den Dörfern ein Gemiſch von Slaviſch, Bulgariſch, Griechiſch, Türkiſch und Albaniſch redenden Menſchen,[2] ja das Slaviſche war noch das verbreitetſte und die Arbeiter ſelbſt waren der Mehrzahl nach Bulgaren; die Dorfleute in der Runde aber Serben, denen zugleich das Griechiſche geläufig war.[3]

[1] Eigentlich *Σιδεροκαίσια. Σιδεροκαίσια, ὁπου μέταλλα χρυσοῦ καὶ ἀργύρου* ſchreibt Zygomalas bei Dû-Cange.

[2] »Ceux qui habitent aux minères de Siderocapsa sont gens ramassez, et usent de langage different, comme Esclavon, Bulgare, Grec, Turc, Albanois,« Belon, Observat. chap. 49.

[3] Les ouvriers metallaires qui y besognent maintenant, sont pour la *plus part de nation Bulgare*. Les

Belon erſcheint als ſehr kluger und ſcharfer Beobachter, weil er in Uebereinſtimmung mit den Byzantinern überall eine der zweiten, der ſogenannten Bulgarenſchicht vorausgehende und von ihr verſchiedene, gleichſam erſte und primitive Slavenſchicht auf griechiſchem Boden anerkennt. Dieſe primitiven Slaven des ſechsten Jahrhunderts ſind die wahren Väter, Schwäger und Blutsverwandten des heutigen griechiſchen Bauernvolkes in Macedonien, Theſſalien, Hellas und Peloponnes. Länger als 900 Jahre redete das Volk in den benannten Landſchaften griechiſch und ſlaviſch zu gleicher Zeit, wie die heutigen Böotier, Attiker, Korinthier und Argiver neben dem angelernten Neugriechiſch noch immer ihr heimathliches Albaniſch bewahren. Das Slaviſche iſt erſt während der letzten vierhundert Jahre, mit Ausnahme der Nordſpitze von Akarnanien, auf alt griechiſchem Boden als Volksſprache erloſchen und ausgeſtorben. Daß es aber auf den beiden entgegengeſetzten Endpunkten Griechenlands, nördlich in der Chalkidike und ſüdlich im Taygetos im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert noch in vollem Gange war, iſt durch zwei unverwerfliche Zeugen, Chalkokondylas und Belon, erwieſen. Um die Spuren dieſer Slaven-Antiquitäten aufzufinden, muß

Paysans des villages circonvoisins qui viennent au marché, sont Chrestiens et parlent la lanque *Servienne* et *Grecque*. ibid. chap. 50.

man nicht die Vorträge auf der Hochſchule zu Athen, wohl aber die Phraſeologie des Landvolkes, beſonders der Weiber als Subſtrat unterlegen. Den Markaſſit (Subſtanz aus der Verbindung des Schwefels mit was immer für einem Metall), ſagt Belon, nenne man in den Minendörfern von Siderokapſa allgemein Ruda; die Gold- und Silberglätte aber Leskena. Beides iſt ſlaviſch; nur wird ſtatt Ruda „Truda" zu ſchreiben ſeyn, wie man es im Illyriſchen heute noch findet. Damals (1549) waren noch 5—600 Schmelzöfen mit 6000 Arbeitern in Thätigkeit, und der Reinertrag der Münzſtätte Siderokapſi belief ſich ohne Rückſicht auf den Privatgewinn der Arbeiter (Verſchleuderung, Veruntreuung und Dieberei im Großen und Kleinen) für Rechnung des Großherrn allein monatlich auf 18- bis 30,000 Golddukaten und auch noch darüber.[1] Urtheile man wie hoch der Ertrag der Chalkidike-Minen im Alterthum, in den erſten Jahren der Bearbeitung geweſen ſey, und ob man ſich

[1] Car ce que le Grand Turc reſçoit chasque mois de sa part, sans en ce comprendre le gaing des ouvriers, monte à la somme de dix huit mille ducats par moys, quelquefois trente mille, quelque fois plus, quelque fois moins. Belon, chap. 50. Doch ſcheint der nächſte Satz den Sinn dieſer Stelle wieder zweifelhaft zu machen: Les rentiers m'ont dict n'avoir Souvenance qu'elles ayent moins rapporté depuis quinze ans, que de neuf à dix mille ducatz par mois, pour le droict du dict Grand Seigneur.

über Philipps Drang die Goldquelle in seinen Schatz zu leiten verwundern soll.

Was Ural und Altai den Russen heute sind, waren die Erzgruben von Chalkidike und Philippi den macedonischen Fürsten im Alterthum, ein unerschöpfliches Potosi, wo die Schlüssel zu allen Akropolen und der Preis für alle griechischen Gewissen zu Tage gefördert wurden. Ohne Gold ist selbst das Genie gelähmt. Die Adern der edlen Metalle, behauptet man, seyen schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erschöpft gewesen, und seit der Insurrektion von 1821, zu der sich Chalkidike in seinem unglücklichen Stern fortreißen ließ, ist auch die Bearbeitung der Eisengruben auf Befehl der türkischen Regierung eingestellt. So viel ich in Laregovi hörte, wurden von den zur Strafe der Felonie sämmtlich niedergebrannten Flecken und Dörfern nicht alle wieder hergestellt. Namentlich ist Siderokapsi so gänzlich verkommen, daß die Mademochoria-Municipalität ihren Sitz gegenwärtig zu Nizvoro aufgeschlagen hat.[1]

Die zwölf verbrannten Burgflecken mit ihren Dependentien bilden die bischöfliche Diöceſe Hieriſſo,

[1] Dr. Griſebach möchte Nizvoro und Siderokapsi ursprünglich für einen und denselben Ort halten. Aber den sichersten Nachrichten zufolge ist Siderokapsi ein für sich bestehender Flecken und liegt in einem Seitenthale, aus dem ein Bach in das Aestuarium des Beschik-Sees hinausrinnt, in gerader Richtung nördlich von Nizvoro und Laregovi.

deren jeweiliger Ordinarius aber nicht mehr im Titularflecken dieſes Namens, ſondern gleichfalls zu Rizovo auf der luſtigen, baum- und quellenreichen Halde, mit der Ausſicht auf den blauen Golf von Stellaria und auf die über den heiligen Wald hinausragende Steinpyramide des Hagion-Oros-Kegels reſidirt.

Der Leſer erinnert ſich noch aus dem vorausgehenden Fragment, wie uns auf der Hinreiſe der „Engel von Hieriſſo“ im Einkehrhauſe zu Laregovi begegnet iſt und wir Sr. Heiligkeit geiſtliches Quartier und Abendeſſen beſtritten haben. Vom Athos kommend ſahen wir bei unſerm warmen Mittagsritt durch Rizovo nun auch Dom und Reſidenz des byzantiniſchen Despotis, wenn man das gemauerte Heumagazin außerhalb des Ortes, ohne Thurm und Glocke, einen Dom, und das beſcheidene mit hölzernem Söller verſehene, den übrigen Dorfbauten vollkommen gleiche Wohnhaus des Prälaten eine Reſidenz nennen will. Leider hat die republikaniſche Verfaſſung der morgenländiſchen Kirche der allen Südvölkern, insbeſondere aber den geiſtlichen Funktionären und Dienern Gottes eingeborenen Liebe zur Oſtentation und äußeren Pracht nur innerhalb der vier Tempelwände vollen Spielraum gelaſſen. Ein byzantiniſches Patriarchal- oder auch nur Epiſcopalbeckamt, ſchien mir immer, müſſe dieſem Volke wie ein Feentraum die Sinne berauſchen und es wenigſtens auf

über Philipps Drang die Goldquelle in ſeinen Schatz zu leiten verwundern ſoll.

Was Ural und Altai den Ruſſen heute ſind, waren die Erzgruben von Chalkidike und Philippi den macedoniſchen Fürſten im Alterthum, ein unerſchöpfliches Potoſi, wo die Schlüſſel zu allen Akropolen und der Preis für alle griechiſchen Gewiſſen zu Tage gefördert wurden. Ohne Gold iſt ſelbſt das Genie gelähmt. Die Adern der edlen Metalle, behauptet man, ſeyen ſchon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erſchöpft geweſen, und ſeit der Inſurrektion von 1821, zu der ſich Chalkidike in ſeinem unglücklichen Stern fortreißen ließ, iſt auch die Bearbeitung der Eiſengruben auf Befehl der türkiſchen Regierung eingeſtellt. So viel ich in Laregovi hörte, wurden von den zur Strafe der Felonie ſämmtlich niedergebrannten Flecken und Dörfern nicht alle wieder hergeſtellt. Namentlich iſt Siderokapſi ſo gänzlich verkommen, daß die Mademochoria-Municipalität ihren Sitz gegenwärtig zu Nizvoro aufgeſchlagen hat.[1]

Die zwölf verbrannten Burgflecken mit ihren Dependentien bilden die biſchöfliche Diöceſe Hieriſſo,

[1] Dr. Griſebach möchte Nizvoro und Siderokapſi urſprünglich für einen und denſelben Ort halten. Aber den ſicherſten Nachrichten zufolge iſt Siderokapſi ein für ſich beſtehender Flecken und liegt in einem Seitenthale, aus dem ein Bach in das Aeſtuarium des Beſchik-Sees hinausrinnt, in gerader Richtung nördlich von Nizvoro und Laregovi.

deren jeweiliger Ordinarius aber nicht mehr im Titularflecken dieſes Namens, ſondern gleichfalls zu Rizvoro auf der luftigen, baum- und quellenreichen Halde, mit der Ausſicht auf den blauen Golf von Stellaria und auf die über den heiligen Wald hinausragende Steinpyramide des Hagion-Oros-Kegels reſidirt.

Der Leſer erinnert ſich noch aus dem vorausgehenden Fragment, wie uns auf der Hinreiſe der „Engel von Hieriſſo" im Einkehrhauſe zu Laregovi begegnet iſt und wir Sr. Heiligkeit geiſtliches Quartier und Abendeſſen beſchrieben haben. Vom Athos kommend ſahen wir bei unſerm warmen Mittagsritt durch Rizvoro nun auch Dom und Reſidenz des byzantiniſchen Deſpotis, wenn man das gemauerte Heumagazin außerhalb des Ortes, ohne Thurm und Glocke, einen Dom, und das beſcheidene mit hölzernem Söller verſehene, den übrigen Dorfbauten vollkommen gleiche Wohnhaus des Prälaten eine Reſidenz nennen will. Leider hat die republikaniſche Verfaſſung der morgenländiſchen Kirche der allen Südvölkern, insbeſondere aber den geiſtlichen Funktionären und Dienern Gottes eingebornen Liebe zur Oſtentation und äußeren Pracht nur innerhalb der vier Tempelwände vollen Spielraum gelaſſen. Ein byzantiniſches Patriarchal- oder auch nur Episcopalhochamt, ſchien mir immer, müſſe dieſem Volke wie ein Feentraum die Sinne berauſchen und es wenigſtens auf

Augenblicke das bürgerliche Elend und die verlorne Herrſchaft vergeſſen laſſen.

Wenn der demüthige Diener Gottes in vollem Ornate der alten Kaiſer des Orients, in goldgeſtickten Purpurhalbſtiefeln, in goldener Tunika, mit golddurchwirktem kaiſerlichen Mantel, mit Scepter und blitzendem Diadem hoch über der erſtaunten Menge und der glanzvollen Levitenſchaar halb in Weihrauchwolken verhüllt auf dem Throne ſitzt, wie könnte er noch an die Schmach ſeiner Kirche, an den Stolz des Islam oder auch nur an die ſchweren Summen denken, um die er ſeine berauſchende Herrlichkeit erſtanden hat? Mit dem Rang einer herrſchenden (Staats-) Religion hatte die griechiſche Kirche auch ihren weltlichen Beſitz verloren und ward auf Almoſen und Stola der Gläubigen angewieſen. Hat der griechiſche Geiſtliche wie immer eine „Eparchie" an ſich gebracht, ſo hält er nach dem erſten Gottesdienſte unfehlbar ſeine Antrittsrede oder biſchöfliche Homilie an die Gemeinde, wobei im ganzen byzantiniſchen Reiche ein und daſſelbe Thema zu Grunde liegt: „Greifet der heiligen Kirche unter die Arme, tröſtet die weinende verfolgte Braut Chriſti durch reichliches gottgefälliges Almoſen!" Natürlich geht kein Gläubiger zur erſten Episcopalfunktion des neuen Deſpoten mit leeren Taſchen in die Kirche; denn unmittelbar nach der Anrede — ſo erzählte mir ein Gläubiger von Laregovi — ſetzte ſich Monſignore von Rizvoro

in vollem Ornat unter die Kirchthüre; ihm zur Seite ſtand ein Diacon mit weitem ſilbernen Teller, auf welchem der Reihe nach langſam und kenntlich die erſten Wirkungen apoſtoliſcher Beredſamkeit niederklangen. Nachher war große Sitzung des Municipalrathes des Minendiſtriktes, um die Summe zu berathen, mit der ſie die „weinende Braut Chriſti“ tröſten wollten. Der Beſchluß hat Geſetzeskraft und darf, im Weigerungsfalle einzelner Dörfer oder Familienväter ihre Quote zu erlegen, ſelbſt auf dem Wege der Exekution vollzogen werden. Da iſt keine Rente, keine Stiftung, kein Stipendium und auch keine geiſtliche Funktion, ausgenommen auf Beſtellung. Kein byzantiniſcher Prieſter, kein Biſchof, celebrirt, und ſelbſt am Sonntag iſt kein Gottesdienſt, wenn ihn nicht Jemand aus der Gemeinde vorausbeſtellt und nachher bezahlt.

Welche Unordnung, um nicht zu ſagen gänzliche Auflöſung bei einem ſolchen Zuſtande durch die freidenkeriſchen Lehren des Prieſters Kaïris über die griechiſche Kirche hereinbrechen müßte, kann man ſich leicht vorſtellen, und man muß es dem anatoliſchen Clerus als ſolchem verzeihen, wenn er im Intereſſe der Selbſterhaltung den gefährlichen Neuerer und ſeine Saat zu vernichten ſtrebt. Die beſtändige Furcht durch das Eindringen occidentaliſchen Geiſtes Ehren, Einkommen und Macht zu verlieren, erſtickt im byzantiniſchen Clerus alle Sympathie für Deutſchland,

ſeine Weisheit und ſeine Regierungskunſt. Denn geſchloſſene Corporationen halten jenen Zuſtand des Vaterlandes jedesmal für den glücklichſten und patriotiſch beſten, der ihnen in Gegenwart und Zukunft die größte Summe an Autorität und Genuß verbirgt. Von uns Deutſchen will man im Oſtrömiſchen in keinem Falle etwas wiſſen. Jedoch haben ſeit dem grauſamen Zerfahren des letzten Freiheitstraumes die byzantiniſchen Chriſten nicht etwa nur in der Chalkidike, ſondern überall in der Türkei auch die Zuverſicht auf die eigene Kraft verloren und ſomit alle Hoffnung, ſich je zu wahrer Unabhängigkeit aufzuſchwingen, gänzlich abgelegt. „Selber können wir uns nicht mehr helfen, und da es auch mit dem „neuromäiſchen Reiche" nicht vorwärts will, ſo bleibt uns nichts übrig als in Demuth und Geduld zu warten, bis die Ruſſen kommen und der türkiſchen Oekonomie in Stambul ein Ende machen."

Wenn man ſelbſt in der quasi unabhängigen Chalkidike ſolche Reden führt, was werden ſie erſt in Theſſalien ſagen, wo ſich die Parteien ſtündlich gegenüberſtehen und wo das Joch unmittelbar auf dem Nacken liegt? Pflanzen und Gebirgszüge haben Andere mit kundiger Ueberſicht und mit umfaſſender Kenntniß geſchildert; weniger hat man auf die religiöſen und politiſchen Vorſtellungen der Romanien (Rumelien) bewohnenden Völkerſchaften, auf die Reden des gemeinen Volkes und auf die mittelalterlichen Geſchicke jener

Länder geachtet. Großentheils um hierin einigen Nutzen zu ſchaffen und die nicht überall correkten Begriffe unter den deutſchen Landsleuten hie und da wenigſtens theilweiſe zu berichtigen, bin ich durch Romanien gezogen und ſo viel als fünf Wochen in Theſſalonika geblieben. Aber aufrichtig geſtanden, es lagen auch andere Motive mit im Spiel. Iſt denn nicht, wie Prokeſch ſagt, das Reiſen ſelbſt ein Genuß? Während Andere meiner Ordnung in Deutſchland bleiben und täglich mit der Cenſur, mit tückiſchen Recenſenten und mit ihrer eigenen Eitelkeit in bitterm Kampfe liegen, athme ich friedlich und frei die macedoniſchen Lüfte und höre zu, wie der bulgariſche Prieſter das acht Tage anhaltende St. Nikolausfeſt mit der ſeinem Volke eigenen Gemüthlichkeit beſchreibt.

„Sollte Gott je ſterben," ſagen die nahe an fünf Millionen zählenden Bulgaren, „ſo wählen wir St. Nikolaus an ſeiner Stelle als unſern Gott." Wie weit iſt es doch von dieſen, den St. Nikolaus zum Weltregiment erhebenden Bulgaren bis zu Feuerbach und den Philoſophengöttern in Frack und Pantalon zu Berlin![1] Gebt dieſen Leuten plötzlich Dr. David Strauß und die deutſchen Jahrbücher in die Hand

[1] *Φρίσσω δέ σε δερκομένη*
μυρίοις μόχθοις διακναιόμενον . . .
Ζῆνα γὰρ οὐ τρομέων
ἐν ἰδίᾳ γνώμῃ σέβει
θνατοὺς ἄγαν, Προμηθεῦ.

Aeschyl.

und ſehet ſelbſt, ob ſie dann zufriedener und glücklicher ſind, als in ihrer Slaveneinfalt und mit ihrem Nikolaus? Solche Fragen und Vergleiche — ich weiß es wohl — ſoll man lieber gar nicht thun; aber in Theſſalonika fällt einem mancherlei ein, woran man in Deutſchland gewiß nicht denkt. Und zuletzt hält man es für ein großes Glück, wenn man nichts zu befehlen und nichts zu verantworten hat.

Während die Bulgaren von ihrem St. Nicola ſo Großes denken und ihre Popen nur von Rußland kommende Ausgaben des Neuen Teſtamentes und der Liturgie für philologiſch correkt und dogmatiſch orthodox erklären, ſchleudert Monſignore Hillereau, päpſtlicher Generalvikar des Orients, den Bannfluch vom Perahügel herab und bezeichnet durch amtlich ausgefertigten, von allen Kanzeln feierlich verkündeten und durch die Journale des Orients verbreiteten Erlaß „Mildthätigkeits- und Menſchlichkeitsakte außerhalb katholiſcher und franzöſiſcher Autorität geübt für Abfall vom Glauben und Rebellion gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu Rom.“

Offenbar iſt die Stellung der lateiniſch-katholiſchen Kirche auf dem Boden des byzantiniſchen Reiches eine höchſt ungünſtige, und — was man anderswo nicht bemerkt — ihre äußere Erſcheinung hat dort beinahe etwas Peinliches, etwas Unerquickliches, ja faſt etwas Niedriges und Unehrenhaftes, das ſich überall an die Sohlen beſiegter Minoritäten hängt,

nicht etwa weil es ihren Agenten an Geſchicklichkeit, an perſönlicher Tugend, an Standhaftigkeit und jener indefiniſſabeln, nur vollendeten Diplomaten inwohnenden Geiſteselaſticität und caſuiſtiſchen Geſchmeidigkeit gebräche, die in Europa ſo große Erfolge gibt. Es liegt vielmehr in der byzantiniſchen Atmoſphäre ſelbſt gleichſam ein deleteriſcher Stoff, der unſere Sache nicht Wurzel ſchlagen läßt oder doch die Saat vor der Reife ſchon erſtickt. Die allgemeine römiſche Kirche macht im Byzantiniſchen nicht nur keine Fortſchritte; ſie verliert offenbar Terrain, was man dagegen immer ſagen, ſchreiben und berichten möge. In Jeruſalem, in Tiflis, in Kolchis, am Bosporus, in Athen, im Balkan, am Dnieper, an der Weichſel, überall ſind wir geſchlagen und zurückgedrängt; aber der Ruin hat erſt begonnen. Immer hatte ich das Unglück, in Sachen des öſtlichen Europa's eigene und zu Zeiten etwas abweichende, aber deßwegen nicht allezeit irrige Meinungen aufzuſtellen, und würde auch dieſes Mal die Theſis gerne weiter verfolgen, wenn es ohne Gram und Kränkung andächtiger Deutſchen geſchehen könnte.

So lange Oſtrom dem Weſen nach griechiſch war, begegneten ſich der Katholik von Byzanz und der Katholik von Rom, wenn auch etwas froſtig, doch immer noch als Brüder und ὁμόπιστοι.[1] Das Band ward erſt zerriſſen und der Bruch unheilbar

[1] Die Leute Eines Glaubens.

gemacht, nach der Ueberſchwemmung Romaniens durch die Slaven. Erſt mit dieſem uns überall entgegenſtehenden Volke kam ein Element unausgleichbaren Widerſpruchs in den Schooß der anatoliſchen Chriſtenheit. Um das Gedeihen lateiniſcher Sache ja deſto ſicherer zu hindern, iſt das kleine Häuflein der Katholiken am Bosporus, zum größten Aergerniß der Ungläubigen, auch noch unter ſich ſelbſt im Krieg. Die auf der linken Seite des goldenen Horns wohnenden Handels- und Gewerbsleute aus den öſterreichiſchen Staaten, aus Italien, Frankreich und Spanien wollten ein ſteingebautes Verſorgungshaus für verunglückte und erwerbsunfähige Familien ihrer Genoſſenſchaft errichten. Sultan Mahmud gab das Terrain, das Waſſer und 1000 fl. Conventionsmünze als milde Beiſteuer. Die Genoſſen ſelbſt leiſteten pro rata monatliche Beiträge; eine Wohlthätigkeitsjunta, Monſignore Hillereau an der Spitze, übernahm die Leitung; Pater Nicola wanderte in das Abendland und erpredigte Summen von Belang; das Gebäude war vollendet und ſollte während meines Aufenthalts in Stambul (1841) ſeinem Zwecke geöffnet werden.

Schon rauchte es aus den Schornſteinen und Bedrängte hatten ein Aſyl, als über die Frage, wer das Inſtitut dirigiren und welcher chriſtliche Geſandte es beſchützen ſoll, Streit entſtand. Der Generalvicar des Orients meint, der katholiſchen Kirche, d. i. ihm ſelbſt ſtehe allein die oberſte Leitung zu und

Protektor könne Niemand als der Geſandte des Allerchriſtlichſten Königs ſeyn. Dagegen erhob ſich zahlreicher Widerſpruch: „man wolle die Früchte eines durch gemeinſchaftliche Anſtrengung erzielten Gutes den Franzoſen allein zum Genuß vindiciren; das Inſtitut ſey chriſtliches Gemeingut und jeder Geſandte lateiniſchen Bekenntniſſes müſſe Coprotektor ſeyn, die Verwaltung aber in den Händen des von ſämmtlichen Beiſteuernden zu ernennenden Ausſchuſſes bleiben, damit die Wohlthaten gleichmäßig vertheilt und parteiiſche Begünſtigungen verhindert würden.“ Das katholiſche Pera ging in zwei Parteien auseinander. Beide hielten Sitzungen in getrennten Lokalen, die Geſandten thaten Sprüche und berichteten nach Europa; man gab Erklärungen, es fielen Reden, es erſchienen Artikel, es kam ſelbſt zu Auftritten und die „Liberalen“, ihrem Führer folgend, waren ſchon mit Knitteln bewaffnet, um gegen Monſignore Hillereau und ſeine Anhänger Gewalt zu brauchen. Monſignore excommunicirte ſeine Gegner, die Griechen ſpöttelten und ſelbſt die phlegmatiſchen Türken verzogen höhniſch die Geſichter: „Seht nun einmal dieſe dummen Giaur, wie ſie ſich über nichts vertragen können!“ „Wann hat aber auch ein Giaur je einen vernünftigen Gedanken gehabt?“ Keine Partei wich, die monatlichen Beiträge hörten auf, die armen Refugiés verloren ihr Aſyl und ein türkiſches Piket von 10 Mann beſetzte das Gebäude, damit ſich die katholiſchen Chriſten nicht

auf der Schwelle ihres eigenen Wohlthätigkeitstempels ſelbſt unter einander erwürgten.

Um den Eindruck dieſer ärgerlichen Scenen zu verwiſchen, ging ich Sonntags (12. December 1841) in die Kirche und hörte Meſſe und Homilie des frommen Vaters *Va-con-Dio*, apoſtoliſchen Miſſionärs von Theſſalonika. Vater Va-con-Dio iſt ein katholiſcher Grieche aus Santorin, hat in Rom gelernt, zu Rodoſto und zu Pruſa für Mehrung des katholiſchen Glaubens bedeutend gewirkt und namentlich durch ſalbungsreiches Vorbeten des Vaterunſers in der Umgegend benannter Stadt ein griechiſches Mägdlein bekehrt, ja den Türken ſelbſt Reſpect eingeflößt, was er mir Alles zur Ehre Gottes und ſeiner Kirche in Demuth ſelbſt erzählte. Vater Va-con-Dio predigte italieniſch, warm und zum Herzen dringend; auch verſtanden wir den Sinn ſeiner geiſtlichen Ermahnungen faſt durchweg und fanden nur den Satz: Noi abbiamo obligo di crocifissare Gesù Christo sotto il titulo di San Giovanni etwas dunkel. Wir beſprachen noch im Conſulate alle zuſammen in gemeinſchaftlicher Abendberathung den Vortrag, konnten jedoch über den Sinn beſagter Phraſe nicht in's Klare kommen. Beredt an Pater *Va-con-Dio* iſt eigentlich nur ſein Beiſpiel, ſeine Milde, ſeine Menſchenliebe, ſein Wohlthätigkeitsſinn, ſeine Geduld und ſein untadelhafter Wandel. Sünder zur Reue mag er durch ſein Exempel bewegen, aber griechiſche Mägdlein

wird er in Theſſalonika keine in den Schooß der lateiniſchen Kirche führen. Indeſſen nimmt ſich Don Leonardo mit vorzüglichem Eifer der Kinderſchule an und entwickelt überhaupt einen weit höhern Grad apoſtoliſcher Thätigkeit als ſeine geiſtlichen Amtsbrüder in der armeniſch-katholiſchen Gemeinde von Stambul. Dieſe Gemeinde zählt weniger als 8000 Seelen und ernährt zur Wahrung des Heiles außer dem Patriarchen-Erzbiſchof noch 80 geiſtliche Seelenhirten, von denen aber keiner je eine Predigt hält oder eine Schule beſucht. Auf Befragen gottesfürchtiger Männer, warum in dieſen wichtigen Dingen ſo wenig geſchehe, machte der Erzbiſchof in der Synode eine ſo pathetiſche Beſchreibung der Amtsmühſeligkeiten ſeiner Collaboranten, daß es wirklich ſchien, es bleibe den armen Geplagten für Predigt und Schule keine Zeit mehr übrig.

Näher beſehen aber gehen dieſe armeniſchen Vertabet (Doktoren der Theologie) in ihrer hohen, breiten, viereckigen ſchwarzen Kopfbedeckung den ganzen Tag von einem Hauſe ins andere, machen Beſuche, erzählen und hören Familienneuigkeiten, intriguiren, eſſen Süßes, trinken Kaffe und ſorgen ſo für geiſtliches Wohl der anvertrauten Herde. Daß aber dieſe Beſuche in der Regel nur auf die Häuſer der Reichen fallen, hat ohne Zweifel auch ſeinen Grund, da die Seelen der Reichen allenthalben größere Gefahren zu beſtehen haben als die der Armen, und folglich die

geiſtliche Ernte bei den erſtern weit ergiebiger als bei den letztern iſt. Ueberhaupt kann man nichts Kläglicheres und Erfolgloſeres denken als dieſe apoſtoliſchen Miſſionen im griechiſchen Orient, wenn ſich hier um mehr als Erhaltung des Beſitzes, wenn ſich um Eroberung und Fortſchritt handeln ſoll.

Oft habe ich mich ſelbſt gefragt, ob man in Rom noch immer an die Möglichkeit einer Verſtändigung zwiſchen der morgen- und der abendländiſchen Kirche, d. i. an die Unterwerfung der erſtern unter die Herrſchaft der letztern ernſtlich glaube? Die Frage iſt keine müßige, ſie gewinnt täglich an Bedeutung und an Dringlichkeit. Müßte ſich ein beſchränktes Individuum nicht ſcheuen der erprobten Klugheit, Menſchenkenntniß und Standhaftigkeit unſerer oberſten Kirchenbehörden ſeine Privatmeinung entgegenzuſtellen, ſo möchte ich den Vätern der Propaganda nur auf dieſem einzigen Felde zurufen: »Lasciate ogni speranza!« Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß man dieſe Bemerkung nicht in feindſeligem Sinne macht, ſondern daß man nur über den Stand einer Sache berichten will, gegen welche in Europa Niemand gleichgültig ſeyn kann.

Uebrigens iſt Theſſalonika im Grunde ebenſowenig als Konſtantinopel ſelbſt eine griechiſche Stadt, weil die griechiſch redende Bevölkerung auch mit Einrechnung der gräko-ſlaviſchen Haushaltungen in beiden die Minderzahl bildet und gleichſam nur als Kolonie

und Fremdenansiedlung zu betrachten ist. Der Volksmasse und dem allgemeinen Charakter nach wäre Thessalonika eigentlich eine Stadt Israels und sollte mit Recht Samaria heißen, weil von den im äußersten Falle die Zahl von etwa 70,000 Seelen nicht überschreitenden Insassen 30- bis 36,000 Juden (in 6200 und einigen Familien) sind.

Der Verkehr im Allgemeinen, die Börse, der Cours, die Sensarie (Wechselsensale), der Detailhandel und besonders die Domestikenstellen zu Platz und Haus in der ganzen Stadt sind in jüdischen Händen. Auch ein großer Theil der Hafengondoliere und fast alle Lastträger sind Juden. Es gibt zwar ein eigenes Judenviertel, aber die Abrahamiten durchbrechen überall die Schranken. Die ehemals viel gerühmte hohe Schule der Rabbiner mit 200 Lehrern, wie man in Büchern liest, hat schon lange aufgehört und kein Thessalonika-Jude wollte je von einer solchen Anstalt etwas vernommen haben. Sie fabriciren auch keine Teppiche mehr wie zu Chalfa's Zeiten im siebenzehnten Jahrhundert. Hochzeit halten und Nachwuchs schaffen, möchte man sagen, ist ihr einziges Geschäft.

Kein Mensch in diesem Volke, sey er reich oder arm, darf ledig bleiben. Kaum ist der Junge in die Jahre der Mannbarkeit getreten, wird er vor die Gemeinde citirt und bedeutet ein Weib zu nehmen; die Sorge für den Unterhalt des neuen Familienstandes bleibt seiner eigenen Betriebsamkeit anheim-

geſtellt. Stirbt die Frau und iſt der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, ſo muß er von Obrigkeitswegen in möglichſt kurzer Friſt zu einer neuen Verbindung ſchreiten. Nur Kindheit, Tod oder Altersſchwäche befreien von der Laſt. Wie es aber auch in Saloniki von Judenkindern wimmelt mit ſchwarzen Augen und ausdrucksvollen morgenländiſchen Geſichtern! Aermere Familien ernähren die Knaben nur bis zur Vollendung des zehnten Lebensjahres, von welchem an ſie ſelbſt für ihre Nahrung ſorgen müſſen. So viel man zu Turnovo in Theſſalien und anderswo bemerken konnte, gilt dieſe Praxis auch bei den untern Klaſſen der chriſtlichen Bevölkerung wenigſtens in den Städten und ſtadtähnlichen Flecken allgemein. Das ſchärft nun freilich die Sinne, es führt aber auch zu Unordnungen und Leichtfertigkeiten, die — ſelbſt mit Inbegriff von Stambul — nirgend bedenklicher als in Saloniki ſind. Denn was äußere Sittenpolizei betrifft, iſt Trapezunt eine Trappiſtenklauſe und Stambul ſelbſt beinahe ein Nonnenkloſter im Vergleich mit Salonik! Dagegen iſt das brüderliche Zuſammenſtehen der Iſraeliten gegen die Mitbewohner der Stadt in vielen Dingen muſterhaft. Entläßt ein Chriſt oder Muhammedaner ſeinen jüdiſchen Domeſtiken ohne Grund, ſo mag er ſich ſelbſt bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er ſich mit dem vorigen verglichen hat. Kann ſich einer im Reden ſelbſt

vertheidigen und will er ſorglos und wohlfeil lebend umfaſſende moraliſche Studien machen, ſo bleibe er ein Jahr in dieſer Stadt, vorausgeſetzt, daß er Erfahrung und Phlegma genug beſitzt, ſich nicht am Ende ſelbſt der lauen Strömung hinzugeben.

Numeriſch nicht viel ſchwächer als die Juden ſind die Osmanli, deren nicht weniger, vermuthlich aber mehr als 25,000 die Stadt bewohnen und an Reichthum, Anſehen, Phlegma, Stolz und Macht natürlich den erſten Rang behaupten. Die Beſitzer ausgedehnter, gewöhnlich an chriſtliche Kolonen verpachteter Ländereien im Vardargrunde, unter andern die Abkömmlinge jener Bege und Feldherrn, die zur Zeit der erſten Eroberung unter Murad I. und Bayeſid I. in das Land gekommen ſind und große Lehen erhielten, haben ſich ſämmtlich als Bewohner prächtiger Seraï in Saloniki eingebürgert und hauptſächlich die luftigen, das flache Franken-, Juden- und Griechenviertel überragenden Stadttheile eingenommen. Vor den Metzeleien und Verfolgungen zur Zeit des Aufſtandes ſollen 8 bis 10,000 Gräken in der Stadt geweſen ſeyn; heute findet man deren kaum 3000, und dieſe noch großentheils von fremden Gegenden der Türkei eingewandert. Den vierten Rang in der Bevölkerung nehmen die Franken und den letzten die Zigeuner ein.

Alle dieſe Nationalitäten haben ihre eigenthümliche Sprache, deren man um ſeine Geſchäfte in

Saloniki mit Vortheil zu betreiben, wenigſtens fünf: das corrupte Judenſpaniſch, italieniſch, bulgariſch, griechiſch und türkiſch verſtehen ſoll. Mit Ausnahme der Türken gibt es auch ſelten einen gewerbſamen Saloniker, der vom Bulgariſchen nicht wenigſtens die nothwendigſte Markt- und Handelsterminologie verſtände, da das Landvolk der im Südweſten der Stadt ſich bis an den Olympus hinziehenden Fruchtebene, die die Hauptſtadt mit Lebensmitteln verſorgt, vorzugsweiſe ſlaviſch iſt. Türkiſch redet ohnehin jedermann.

Man könnte fragen, wie es um die Bevölkerung von Theſſalonika ſtünde, im Falle ſich durch fremden Arm die Revolution auch hier befeſtiget hätte und in Folge der Schlacht von Navarino Macedonien an Griechenland gekommen wäre? Juden und Türken, über 60,000 Menſchen, wären mit einem Zuge aus dem Mauerumfang verſchwunden und hätten eine unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unausfüllbare Lücke gelaſſen. In Romanien wäre ja Niemand, um eine ſo große Erbſchaft zu übernehmen. Hat man denn nicht Chalcis, die große Feſtung und ihre Wälle ohne Kanonen, ihre Courtinen ohne Vertheidiger, ihre Arſenale ohne Waffen, ihre Magazine ohne Vorräthe, ihre Thore ohne Angel und ihre Häuſer ohne Menſchen geſehen? Ob es mit Akrokorinth, Vonitza, Zitun, Monembaſia und Modon beſſer ſtehe? Der Bankerott der Sache,

nicht der Menſchen, iſt in Hellas überall und zwar in Permanenz.

Wenn ich nur auch ſo glücklich wäre wie Andere! und könnte ich, wenn auch nicht die phantaſtiſchen Luftgebilde politiſcher Viſionäre, doch wenigſtens die Möglichkeit ſelbſtſtändiger Kraftentwicklung auf romaniſchem Boden entdecken! Wie oft ſaß ich in ſonnigen Decembertagen einſam bei der magern Baumgruppe auf der halbcirkelförmigen, ausgebrannten, die obern Feſtungsmauern Saloniki's überragenden Hügelreihe und blickte über die Stadt in den blauen Golf hinab, auf den ſchneereichen Olympus, auf den waldigen Oſſa und auf die dunkle Tempeſpalte hinüber, oder auf die alten Städtchen und Weiler der Dorogobuten, der Sagudaten und anderer Slavenſtämme in der nächſten Umgebung der Stadt! Ich durchlief ihre Geſchicke von Ottfried Müllers Makednern bis zu den „Solun" zu Waſſer und zu Lande beſtürmenden Darogobuten, Runchinen und Sagudaten der Byzantiner, ging aber jedesmal mit des Dichters Vers in die Stadt zurück:

Καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται[1]

Das Gefühl, ihre Sache ſey aus ſich ſelbſt nicht mehr zu reproduciren, iſt bei den byzantiniſchen Griechen allgemein verbreitet. Freilich ſieht man dieſes

[1] Und das Holz der Schiffe iſt verfault und das Tauwerk fällt auseinander. Hom.

nicht im Vorbeigehen oder im Wechſel herkömmlicher Redensarten mit Leuten ohne alle Kenntniß der Vergangenheit. Jedoch reicht Erinnerung und hiſtoriſches Wiſſen ſelbſt bei den „Philoſophen“ des Landes nirgend über die letzten Zeiten des byzantiniſchen Reiches hinauf. Für uns aber iſt es ein Gegenſtand ernſter Betrachtung, wenn ſich heute die große Maſſe des macedoniſchen Bauernvolkes mit ihren Popen und Staroſten gleichſam ohne Dolmetſch mit ihren Glaubensgenoſſen, den Moskowiten von Kijow, Dorogobuſch und Nowgorod unterreden kann.

Wie das geſchehen konnte und wozu es führe, iſt eine Frage, der man bei uns noch immer ausweicht, die ſich aber wie ein Geſpenſt überall unſerm Blick entgegengeſtellt. Orthodoxes Slaventhum iſt mit Blut und Leben der Süd-Donauländer ſo innig verwachſen, daß man ſich ein Romanien ohne Slaven-Element gar nicht mehr denken kann. Ein „Weiſer“ in Turnovo zweifelt gar nicht, daß Alexanders Feldherrn ſlaviſch geredet haben. Im Occident iſt man allerdings — was dieſen Punkt betrifft — beſſer unterrichtet und weiß, daß ſich einſt Alt-Macedonier und Hellenen ohne Vermittler eben ſo wenig unter einander verſtanden als ſich heute Tzakonen und Neugriechen verſtehen können. Wie weit ſich aber das Alt-Macedoniſche vom eigentlichen Helleniſchen entfernt habe, vermochte bisher keine Gelehrſamkeit und Schärfe abendländiſcher Archäologen zu

ermitteln. Daß es aber ein verwandter, wo nicht gar ein und derſelbe mit dem in der Chalkidike, auf dem Athos-Cherſoneſe und den benachbarten Strymonländern geſprochener Dialekt geweſen ſeyn müſſe, hat auch Niemand bezweifelt. Nur hat uns — ſo viel ich weiß — die ganze klaſſiſche Erbſchaft des Alterthums keinen vollſtändigen Satz dieſer macedoniſch-thrakiſchen Mundart aufbewahrt. Daß ſie aber mit griechiſchen Lettern geſchrieben wurde und auch nicht radikal, wie z. B. das Albaniſche, von der gemeinen Sprechweiſe des übrigen Griechenlandes verſchieden war, iſt ebenfalls angenommen. Wenn der „Stein" im Attiſchen φελλα, im Macedoniſchen aber πελλα hieß, ſo deutet dies auf nahe Beziehungen und engen Zuſammenhang beider Sprachen. Iſt aber das heute im Peloponnes hauſende und von Niemand verſtandene Völkchen der Tzakonier wirklich aus der Athos-Halbinſel dahin überſiedelt worden, wie es die Kloſterurkunden oder vielmehr Ueberlieferungen des Hagion-Oros beſagen, ſo hätten wir ein noch lebendiges Fragment der thrako-macedoniſchen Sprachen aufgefunden.

Wie in der Urheimath zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges, ſind dieſe Tzakonier auch jetzt noch ein Miſchlingsvolk, welches zwei Sprachen redet, das gewöhnliche Griechiſch und den Urdialekt, d. i. das Pelasgiſch-Tyrrheniſche mit thraciſchen (chalcidiſchen, kreſtoniſchen, biſaltiſchen, hedoniſchen)

Man iſt dieſer helleniſchen Mummereien als eines unfruchtbaren und nutzloſen Kinderſpieles in Europa herzlich ſatt. Wir möchten einmal im Gegenſatze mit den landesüblichen Schul- und Phantaſiegemälden nach der Natur gezeichnete Bilder der jetzo in Romanien lebenden Menſchen ſehen; möchten das Maaß ihres Geiſtes, die Syntax ihrer gemeinen Rede, den Grad ihres Selbſtvertrauens, ihre Vergangenheit, ihre Hoffnungen und ihre Sehnſucht kennen, um mit Hülfe dieſer Prämiſſen künftige Möglichkeiten auszurechnen. Nicht was werden ſoll, ſondern was werden kann und folglich wird und muß, iſt uns nützlich zu erfahren. Unſere Zeit iſt nun einmal voll politiſcher Kümmerniſſe und die Wiſſenſchaft ſelbſt nur um dieſen Preis geehrt.

Smyrna iſt auch eine große Stadt, in welcher Tugend und Sittenſtrenge eben nicht die vornehmſte Rolle ſpielen; aber der Gedanke was etwa in der nächſten Zukunft das Loos von Smyrna ſeyn werde, fällt einem dort gar nicht ein, während man ſich in Theſſalonika dieſes Gedankens nie erwehren kann und ſelbſt bei der eingebornen Bevölkerung ein dunkles Vorgefühl, eine vorüberſtreifende Gemüthsunruhe bemerkt, als ſtünde ihre Stadt auf wankendem Boden und hätte die gegenwärtige Ordnung der Dinge keine lange Dauer zu erwarten. Aber was wird geſchehen? Macht es die Lage des Emporiums auf dem Durchſchnittspunkt des großen Heerweges (via Egnatia) von

Rom über Dyrrhachium nach Konſtantinopolis, und von Nowgorod über Belgrad nach Alexandria und Indien, daß es die Ereigniſſe früher und empfindlicher berühren als andere Orte deſſelben Himmelſtrichs? Wenn ſchon zur Zeit des Apoſtels unter der chriſtlichen Gemeinde von Theſſalonika dieſelben Beſorgniſſe herrſchten und gleichſam das Tagesgeſpräch bildeten, ſo möchte man das politiſche Unruhegefühl dieſer Stadt beinahe für endemiſch halten. Das Uebel, d. i. die Furcht vor dem Antichriſt und dem Sturz des Cäſarenthrones erreichte damals eine ſolche Höhe, daß St. Paulus mit einem Troſtſchreiben helfen mußte. Den Antichriſt erwarten ſie zwar heute nicht, aber an die Kraft Abdul-Medſchids glauben in Saloniki ſelbſt die Osmanli nicht mehr und im Griechenviertel rechnen ſie den Zeitpunkt aus, wann St. Konſtantin mit Kanonen und Grenadieren über die Donau geht. Wenn ihnen aber St. Paulus ſchrieb, ſie ſollten „allzeit luſtig ſeyn und beſtändig beten, ſich aber der Lüderlichkeit und des Betrügens in Handel und Wandel" enthalten,[1] ſo befolgen ſie von dieſen Moralien heute noch die erſte vollkommen, die zweite zum Theil, die dritte und vierte aber — wenn es nicht zu hart geurtheilt iſt — gar nicht

[1] *Πάντοτε χαίρετε. Ἀδιαλείπτως προσεύχεσθε.* Epist. I. cap. 4, v. 16. 17. .... *ἀπέχεσθε ὑμᾶς ἀπὸ τῆς πορνείας* ..... *μὴ ὑπερβαίνειν καὶ πλεονεκτεῖν ἐν τῷ πράγματι.* Epist. ad Thessal. I, cap. 4 v. 3. 6.

mehr. Von ſalonikiſcher Ueppigkeit zu reden erlaubt die gute Sitte nicht, obgleich dieſe Seite des Lebens allen Katecheten und Faſtenpredigern zum Trotz für den Beobachter fremder Tugendſcala wenigſtens hier noch immer die ergiebigſte Ernte liefert. Weit ſchlimmer iſt der abſolute Mangel des Rechtsbegriffes, der zwar im ganzen byzantiniſchen Reiche nirgend in vorzüglichen Ehren ſteht, unter den Chriſten von Theſſalonika aber, wie es ſcheint, nicht einmal als Antiquität zu finden iſt. Wie ein Richter in Prozeßſachen das Urtheil nicht nach Parteirückſichten und eigenem Profit, ſondern nach Sachlage und ſtrenger Gerechtigkeit fällen, dabei noch in allen Handlungen Gewiſſenhaftigkeit und praktiſche Redlichkeit empfehlen könne, will hier Niemanden einleuchten.

Es hat das größte Aufſehen erregt und allgemein als unerhörte, der menſchlichen Natur widerſprechende und folglich utopiſche Neuerung gegolten, als Hr. v. Mihanowitſch ſeinem Tribunal dieſe Haltung gab und auf dem k. k. Conſulate mit ſtoiſcher Unbeugſamkeit das Verill der Gerechtigkeit wehen ließ. „So war es in Saloniki nie;“ ſo iſt es in Saloniki nicht der Brauch! „Es iſt ja ganz gegen das alte Gewohnheitsrecht unſeres Platzes, und unmöglich können wir uns an ein Verfahren dieſer Art gewöhnen.“ „Seht nur einmal den Richter, der keine Geſchenke nimmt und dem „Vermöglichen und Stärkern“ gegen unangeſehene Leute nicht allzeit und unbedingt Recht

zuerkennt!" Man begreift auch gar nicht wie es ſolche Leute nur geben könne. Hr. v. Mihanowitſch und ſein Kanzler, Hr. Dubrowitſch aus Raguſa, werden von den Eingebornen als Menſchen höherer Art allgemein angeſtaunt und bewundert, von Niemanden aber nachgeahmt. Daß es um die Tugend, um ſtrenges Recht, um uneigennützigen Sinn etwas Schönes ſey, geſtehen die Salonikier gerne zu, halten es aber zugleich für mährchenhaft und für unmöglich ſolche Praktiken auf ihrem Platze durchzuführen. Das Recht üben, nicht beſtechlich ſeyn und den Beamten das Stehlen verbieten, gilt hier beinahe für engherzigen Pedantismus des Occidents und für lateiniſche Ketzerei, vor der ſich ein Orthodoxer ſorgfältig zu verwahren ſucht. Ruſſiſche Juſtizpflege und ruſſiſcher Verwaltungsſtyl als congenial und allein dem „alten Brauche Romaniens" angemeſſen, wird dagegen von Jedermann, beſonders von den Vermöglichen geprieſen.

Wir mit unſerm ſittlichen Gefühle, mit unſeren communiſtiſchen Mitleidstheorien und in Sonderheit mit unſerer ärarialiſchen Gerechtigkeit ſind den Byzantinern allenthalben ein Anſtoß und ein Aergerniß. Ueberhaupt ſcheint gleiche Berechtigung Armer und Reicher im Staatshaushalt und vor dem Geſetz den byzantiniſchen Chriſten eben ſo unzuläſſig und monſtrös, als den Muhammedanern die Gleichſtellung der Giaur mit den „Gläubigen" durch den kaiſerlichen

Erlaß von Gülhane als unausführbare und verdammliche Neuerung galt.

Beide Verſuche werden in dieſer Weltgegend ewig unausführbar ſeyn und die Exiſtenz jeder Regierung untergraben, die ſich ſolchen Träumen überläßt. Sultan Mahmud hat ſich getäuſcht, wenn er den Islam für verſöhnlich hielt; die Deutſchen aber haben ebenſo falſch gerechnet, wenn ſie die ariſtokratiſche Pleonerie von Byzanz durch Reſcripte und politiſche Katecheſen zu übermannen hofften. Wohl ſtärkere Kräfte als man neuerlich in den Kampf gebracht, ſind dieſer diamantenen Hyder erlegen. Romaniſches Terrain könnte nur eine Sündfluth für unſern Sittencodex empfänglich machen. Unkundige Schwärmer und Metaphyſiker glauben freilich nicht was ich ſage. Denn gleichwie der Deutſche, nach der witzigen Bemerkung eines Pariſer Correſpondenten, ein Kamel nicht nach der Natur, ſondern aus der Tiefe ſeines ſittlichen Gefühles conſtruirt, ſo ſchuf er auch in ſeiner Phantaſie für Oſt-Rom politiſch-moraliſche Zuſtände, die mit der Wirklichkeit im grellſten und oft lächerlichſten Widerſpruche ſtehen und bei den fremden Nationen allerlei Bedenken gegen deutſche Weltanſchauung und praktiſches Geſchick des großen Philoſophenvolks erregen. Abendländiſches Regiment und Weſen — das iſt ein Axiom — kann ſich im Byzantiniſchen nur mit Hülfe der bewaffneten Macht, der Polizei und des unabläſſigen Zwanges behaupten, wie die Gewalt der

Türken. Fruchtbare Herrſchaft dagegen, innere Ruhe und nationales Gedeihen iſt in dieſen Ländern nur durch die finn- und glaubensverwandten Ruſſen möglich. Hier wird nicht capitulirt, nicht der Streit durch halbe Conceſſionen ausgeglichen wie bei uns, wo die Gemüther weich, die Sitten ſchmiegſam und die Charaktere flüſſig ſind.

In Byzanz ſind die Formen ſtarr, und geometriſch congruente Dreiecke die einzige Möglichkeit. Ich weiß es, wie ungerne man ſolche Reden hört. Nie kann ſich unſer Volk mit Slavenglorie und Slavenübergewicht verſöhnen; aber wenn die Gewalt der Dinge das Gemüth ergreift, wenn Wahrheit und That lauter reden als edle Leidenſchaft und ſelbſt Nationalgefühl, kann das ein Gegenſtand der Beſchuldigung ſeyn? Politiſche Bedeutung und Kraft des uns anwidernden Slaven-Elementes erkennen und in ſeiner Wirkſamkeit nachweiſen, iſt nicht Verrath an der eigenen Sache; es iſt Intelligenz, es iſt die natürliche Frucht der Erfahrung, es iſt ein Dienſt, den man nicht etwa Diplomaten und Regierungsagenten, die unſere Weisheit nicht nöthig haben, ſondern allen in ihren Meinungen unabhängigen und nach deutlicher Erkenntniß ringenden Menſchen geleiſtet hat. Man gebe wohl Acht, es wird nicht geſagt, daß Ueberwältigung des byzantiniſchen Imperiums durch die ruſſiſchen Slaven ein für Deutſchland nützliches und

wünſchenswerthes Ereigniß ſey und gefördert werden müſſe. Im Gegentheile, es wäre viel heilſamer und deutſcher Antipathie angemeſſener, wenn man es verhindern, wenn man die Scythen hinter ihrem Riphäiſchen Gebirge feſtbannen und auf dem ganzen Continent der Gräko-Slaven die lateiniſche Bildung einpflanzen und zur Blüthe bringen könnte.

Wenn aber das großartige Unternehmen in der Art wie es der Occident durchzuführen unternahm, auch bei innerer Möglichkeit des Gelingens dennoch ſcheitern mußte, was wird erſt geſchehen, wenn die Natur der Dinge ſelbſt wider uns im Bunde ſteht? Laſſe man es ſich nicht verdrießen, unſere Rivalen haben im Byzantiniſchen überall den Vorzug und wir Deutſchen ſind dort noch etwas weit ſchlimmeres als blos verhaßt, wir ſind — verſteht ſich mit Unrecht — geringe geachtet und ausgelacht.

Die Ereigniſſe ſind in der Zwiſchenzeit weit genug vorgerückt um dieſem bis jetzt unerträglichen Bekenntniſſe ſelbſt mitten in Deutſchland wenn auch nicht Lob doch Duldung zu erzwingen — freilich kein ſonderlich geeignetes Mittel ſich bei den Leuten zu empfehlen und beliebt zu machen! Ob aber vielleicht nur Macedonien mit ſeinem Hagion-Oros, ſeiner Chalkidike und ſeinem Dorogobuten dem Fremdling ſo düſtere Bilder vormale, und ob vielleicht unſere Sache in Theſſa-

lien und bei den eigentlichen Hellenen zu Mali-Sina und Kolo-Petinitza jenseits der Thermopylen beſſer ſtehe, und ob wir daſelbſt mehr Kredit genießen und glänzendere Fortſchritte machen, ſoll der freundliche Leſer aus dem nächſten Fragment erfahren.

XII.

Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien.

Der Leſer fühlt ſo gut wie ich ſelbſt, daß der romantiſche Theil der Reiſe eigentlich in Saloniki geſchloſſen iſt. Wir nähern uns der Sorge und dem Kampf. Europäiſche Lüfte wehen aus Hellas über den Olymp herüber und die melancholiſch ſüßen Klänge, welche die Kolchisſcenen und der Hagion-Oros in der Seele zurückgelaſſen, vertönen allmählig auf den einförmigen baumloſen Ebenen Theſſaliens und verſtummen völlig wie ſie der Dunſtkreis europäiſcher Leidenſchaft in Zitun berührt. Hellas war nur ſchön ſo lange man es nicht kannte, und ſelbſt das geprieſene Tempe ſinkt im Preis, wenn man früher den unſterblichen Schmuck immergrüner Paradieſe geſehen hat. Kann denn für die Sterblichen allzeit nur das Entlegene, das Unbekannte, das geheimnißvoll Verborgene ſeinen Reiz bewahren, und verwiſchen europäiſche Analyſen überall die Seligkeit?

Ich gebe kein Diarium, kümmere mich auch nicht

viel um Längenmaß und Zahl zu mechaniſcher Verbeſſerung der Erdbeſchreibung. Andere haben es vor mir und mit größerm Geſchick gethan als ich es je vermöchte. Nicht um die Natur hochmüthig zu beherrſchen und zu überwältigen, bin ich aus der Heimath fortgezogen; ein unwiderſtehlicher Hang nach dem Sonnenland trieb mich hin; ich überließ mich duldend ſeiner Macht, ob ihr vielleicht ein erklärendes Wort über unſere Zukunft, ein Wahrzeichen künftiger Geſchicke zu entlocken ſey. Denn hier iſt der Faden der Ariadne zum Labyrinth abendländiſcher Verwirrung und Politik. Unglückſeliger Gedanke! Beklagenswerthes Loos die Menſchen in einer großen Sache gegen ihr eigenes Intereſſe, gegen die natürliche Strömung der Selbſtliebe, der Eitelkeit, der Schwärmerei und der geiſtigen Verblendung des Irrthums zu überführen! Ich hatte öffentlich und vor ganz Europa die Macht des germaniſchen Genius über Griechenland geläugnet und den Lebensquell für das wieder erſtandene Hellas anderswo als im Occident erkannt.

Mußte ich nicht mit Beſorgniß auf die theſſaliſchen Berge hinüberblicken, hinter denen — weniger als 60 Wegſtunden von Saloniki entfernt — die Marken des neuen Staates laufen? Vielleicht harren meiner daſelbſt Demüthigungen und Beſchämungen mancher Art, und zeigen mir die Deutſchen im Triumph die Schöpfungen ihrer Verwaltungskunſt; nicht etwa bloß ihre Landſtraßen, ihre Tribunale, ihre hellblauen

wohlgeſchulten Bataillone, ihr Schreibercorps, ihre Tabellen, Regiſtraturen und haushohen Aktenſtöße, ſondern den Volksgeiſt, den ſie angefacht, das Gähren und Rauſchen jugendlicher Lebenskraft, das ihr Genie hervorgerufen, das Ineinanderfließen und Zuſammenwachſen zweier Nationalitäten zu einem neuen Volke voll Kraft, Munterkeit und Disciplin, wie man es nach ſolchen Opfern an Weisheit und Gold bei den erfindungsreichen Deutſchen allgemein erwarten wollte!

Nur mittelmäßig beunruhigt durch Gedanken dieſer Art verließen wir am 21. December (1841) um Sonnenuntergang den Ankerplatz von Saloniki. Zufällig hatte ich im deutſchen Conſulat die Bekanntſchaft eines Herrn *** gemacht, der eines Proceſſes wegen von Turnovo in Theſſalien nach Saloniki gekommen war. Der Mann ward als Knabe zu einem reichen Oheim nach Temesvar gebracht, von wo er nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt, und nachdem er durch Unfälle (1837) ein bedeutendes Vermögen verloren hatte, als Wittwer mit zwei Töchtern wieder auf das Erbtheil ſeiner Familie in Turnovo zurückgegangen war. Neben dem Griechiſchen und Illyriſchen war Herr *** des Deutſchen vollkommen mächtig, und nicht ohne große Freude nahm ich den Vorſchlag an mit ihm nach Turnovo zu ziehen und einen Theil des beginnenden Winters daſelbſt in ſeinem Hauſe zu verleben. Die Stadt ſey nur drei Stunden von Lariſſa, der Reſidenz des Weſſirs

Namik-Paſcha entfernt, an den ich durch das kaiſerliche Conſulat beſtens empfohlen war. Um Studien über Theſſalien zu machen, ſey kein Ort im Lande mehr geeignet als Turnovo, da es als Sitz weiland zahlreicher Türkiſch-Garnfabriken jetzt noch eine ſtarke zum Theil wohlhabende Chriſtenbevölkerung und nur etwa vierzig mohammedaniſche Familien habe. Um der Mühſeligkeit und Langweile des achtzehnſtündigen Landweges über die angelaufenen Ströme und ſumpfigen Niederungen des Golfes zu entrinnen, hatten wir den Abgang eines Segelſchiffes erwartet, das eine Ladung Holz von Claritza herübergebracht und Waaren und Reiſende als Rückfracht eingenommen hatte. Claritza (wird auch Karitza geſchrieben und geſprochen) iſt ein chriſtlicher Küſtenort am Fuß des wald- und quellenreichen Oſſa, Saloniki gerade gegenüber und nur zwei Stunden ſeitwärts von der Tempeſchlucht, durch welche der Weg aus Macedonien nach Theſſalien führt.

Zu größerer Bequemlichkeit nahmen wir die Kajüte für uns allein und Herr * * * hatte, ohne zu ſagen wer ſein Begleiter ſey, für je 20 Gruſch Fahrgeld ausgehandelt. Wie aber kurz vor dem Aufbruch der Kapitän am Bord erſchien und aus Anzug und Accent erkannte daß ein Franke in der Geſellſchaft ſey, erhob er allerlei Bedenklichkeiten über den eingegangenen Kontrakt: man habe ihn hintergangen; man hätte ihm vorher ſagen ſollen, wer die Kajüte miethe; die

Zeiten ſeyen ohnehin nur gar zu ſchlecht, der Mühe viel, des Gewinnes wenig und folglich müſſe er je zehn Gruſch weiter auf die ausbedungene Summe legen. Wir machten wohl einige Gegenbemerkungen; aber alles ohne Rohheit, ohne Geſchrei und mit der größten Höflichkeit. „*Ἡ ἐφενδειά σας*, Eure Herrlichkeit behandelt uns gar zu hart; in ſolcher Weiſe iſt noch kein Schiffspatron mit mir verfahren," ſagte Herr *** zum Kapitän, der aber aller Erwiederungen ungeachtet auf ſeiner Forderung blieb, die ich im Grunde doch nicht übertrieben fand und gerne für mich allein übernahm. Zu Klaritza iſt es eben wie in Trapezunt, „der Franke muß vermeintlicher Schätze halber überall mehr bezahlen als der Eingeborne."

Der Kapitän mit ſeinem Handel zufrieden aß und trank mit uns, während ein leiſer Zephyr das Schiff über die ruhige Fläche trieb. Die Morgenröthe fand uns auf der Höhe von Platamona dicht am Fuße des ſchneebedeckten Olympus, deſſen Ausläufer ſich hier dem Strande nähern und die natürliche Gränze Macedoniens gegen Theſſalien bilden. Hinter uns war das Schlachtfeld von Pydna, vor uns der lieblich runde, noch immer ſchneeloſe, bis auf den Gipfel waldbekleidete Oſſa im Glanz der aufgehenden Sonne; rechts der hohe Olymp, das halbverfallene Kaſtell auf dem iſolirten Platamonakegel, der Tempeſpalt, und zwiſchen Bäumen und Gebüſch einer fetterdigen Deltaniederung, die gelblich ſchlammige Fluth des

Peneios, an deſſen Mündung das Schiff erſt gegen Mittag unter mattem Hauch vorüberzog. Welche Erinnerungen in welch engen Raum zuſammengedrängt! Um zwei Uhr Nachmittag waren wir am Ziel, hatten aber ſchon in weiter Ferne vom Meere aus geſehen, wie ſich oberhalb des Dorfes auf der Halde mitten im Wald des Oſſa die Rauchſäule eines romantiſch gelegenen Mönchskloſters in die Lüfte ſchwang. Das gewerbliche Karitza hat weder Hafen noch Landungsplatz. Die Schiffer trugen uns über die ſeichte Uferſtelle auf ihren Schultern an den buſchreichen Strand und mehr als zwei Stunden angeſtrengter Arbeit bedurfte es, um mit Beiſtand ſämmtlicher Genoſſenſchaft und roher Maſchinen das ſchwere hochkielige Fahrzeug aufs Trockene herauszubringen, da ſich die Schifffahrt mit dieſem Tage bis zum Frühling ſchloß.

Ein kleines Geſchenk an die albaneſiſche Zollſtätte befreite von aller Unterſuchungslaſt und die freundlichen Schkypetaren, die ſämmtlich griechiſch verſtanden, fanden den türkiſchen Reiſeſchein vollkommen in Ordnung, obwohl ſie ihn verkehrt in die Hände nahmen und thaten als wenn ſie ihn leſen könnten. Sogar für möglichſt gutes Unterkommen — es ward ja Abend — ſorgte der Vorſtand der Zöllner in einem leeren Hauſe. Trocken Holz in Fülle, Nachtlampe und etwas Küchengeſchirr ward herbeigebracht und ein epirotiſcher Junge, der in Geſchäften nach Lariſſa ging, rüſtete nicht ohne Geſchick das gemeinſame Abendeſſen.

Ein frischer Indian aus Saloniki, eine gebratene Schöpsenkeule, Reis, Wein und Früchte in Fülle gaben ein fröhliches Mahl am Fuße des einst von den Riesen aufgethürmten buschreichen Ossakegels. Das Glück begünstigte uns diesmal in Allem. Wir bedurften dreier Pferde und fanden sie um den geringen Preis von je zwölf Grusch (drei Franken) für den eilfstündigen Weg von Karitza nach Turnovo, aus dessen Umgegend die Eigenthümer der Thiere gebürtig waren. Hätte mich irgend eine magische Gewalt mit Aelians Beschreibung des Tempethales in der Hand unmittelbar von der Schulbank in die Hütten am buschigen Ossa versetzt, um bei anbrechendem Morgenroth durch das romantische Felsenthor in Thessalien einzudringen, hätten vielleicht unruhvollere Träume den Schlummer zu Karitza gestört. Wir schliefen ja am Thore der irdischen Glückseligkeit. Oder ist „Tempe" nicht im literarischen Occident Inbegriff und Sinnbild einer vollendet schönen Landschaft, eines irdischen Paradieses, über das die Natur ihren ganzen Reichthum an Pflanzenfrische, Waldschatten, vollufrigem Wellenspiel, Blumenflor und immergrünem Schmuck in idyllenhaftem Frieden ausgegossen hat?

Schwärmereien dieser Art sind der Levante fremd. Man kennt wohl die Paßenge, den Schlund, „τὸ Boghasi," τὸ στενὸν, τὸ δερβένι, auf der Heerstraße von Platamona nach Lariſſa; aber ungewöhnlich schöne Naturscenen bemerken hier die stumpfen

Gebieter des byzantiniſchen Reiches eben ſo wenig als ihre gebeugten Unterthanen. Was iſt Tempe? Iſt es ein breites oder ſchmales, oder hoch eingerandetes, am Ende geſchloſſenes Wald- und Wieſenthal mit vollem Strom in der Mitte wie Kaſchmir? oder iſt es eine waſſerreiche Baumoaſe wie Damaskus? oder eine vor dem Blicke des Wanderers verborgene Waldöde voll Quellen, voll Stille, voll Lieblichkeit und hochwipfeliger Cypreſſen wie Gargaphie? Nichts von alle dem iſt Tempe. Tempe iſt ein Heerweg, iſt ein tief eingeſchnittenes Rinnſaal, iſt ein langes, hohes, buſch- und ſchattenreiches Felſenthor ohne Decke; die Wolken ſchauen hinein und die Sonne, wenn ſie durch die Mittagslinie von Theſſalien geht. Doch muß das Bild dem Leſer noch immer dunkel bleiben, wenn nicht zugleich ein anſchaulicher Begriff des großen innerhalb dieſer hohen Pforte liegenden Ringbeckens das Verſtändniß der romantiſchen Scenerie erleichtert. Schon das Wort „Ringbecken" erklärt die Natur des Landes, der ebenen, fetterdigen, in der Runde von Bergen eingeſchloſſenen Gartenmulde, die der Europäer Theſſalien nennt. Nur denke man ſich dieſen theſſaliſchen Bergring nicht glatt und ſenkrecht wie eine Wand. Es dacht ſich nach Innen langſam ab, bildet Halden, ſtreicht ſtellenweiſe in Form niedriger Hügel und ſteiler Vorſprünge regellos in die Ebenen hinaus; auch an Höhe und Maſſenhaftigkeit ſind ſich die einzelnen Beſtandtheile des Ringes, Olympus,

Pindus, Oſſa, Pelion und Othrys nicht einander gleich; nur die Waſſer rinnen rund von allen Seiten mit ihrer reichen Gabe an Schlamm in den Mittelpunkt herab. Ein rieſenhaftes Amphitheater, ein Coloſſeum im größten Styl hat die Natur aufgebaut und inmitten der Arena ſteht Lariſſa die Metropole am tiefen wellenreichen Peneios.

Der Peneios ſelbſt ſtürzt vom weſtlichen Rand herab und wälzt ſich in weiten Bogenkrümmungen der größten Länge nach durch die Ebene, aus welcher links und rechts alle Flüſſigkeit des Ringes in dieſe gemeinſame Pulsader zuſammenſtrömt. Das Becken müßte ſich mit Waſſer füllen und Theſſalien wäre heute noch wie in der Mythenzeit ein großer Binnen-See, hätte nicht ein geheimnißvoller Werkmeiſter vergeſſener Jahrhunderte den rieſig tiefen Spalt im feſtgekitteten Bergring durchbrochen und der ſüßen Binnenfluth die Bahn geöffnet. Dieſer rieſig tiefe Spalt, dieſe Bahn der ſüßen Binnenfluth iſt das „Tempethal", die Naturnothwendigkeit, der fluthende Bosporus Theſſaliens. Nach dem Geſetze der natürlichen Oekonomie muß der Bruch im Punkte der tiefſten Senkung des Terrains und zugleich der dünnſten Scheidewand, des kürzeſten Abſtandes vom Meere ſeyn. Dieſe Bedingungen erfüllen ſich im nordöſtlichen Theile des Bergringes auf der niedrigen Verbindungslinie des angeblich über 9000 Fuß hohen am Kamm tafelförmig gezogenen Olympus und der ſanften

waldreichen Oſſa-Pyramide, wo nach dem übereinſtimmenden Maße der Alten die Dicke der Ringwand nur 5000 römiſchen Paſſus, d. h. 22,769 Pariſer Fuß beträgt, die wir in etwas weniger als zwei Stunden in gleichmäßigem Karavanenſchritt durchritten ſind. Wenn wir nun auch noch bemerken, daß die beiden Rieſenpylonen an der äußern Tempepforte, Oſſa und Olympus zwar den Strand erfüllen, aber nicht ſenkrecht ins Meer niederſtürzen, ſondern wie die Mündung eines Trichters ſich links und rechts in lieblichen weitausgreifenden Curven auseinanderbeugen, ſo läßt der kluge Leſer auch ohne unſere Erinnerung durch den ſchlammreichen Peneios außerhalb des Felſenthores und zwiſchen den beiden Curven ein Delta von üppig ſtrotzendem Pflanzentriebe bilden.

Von Saloniki kommend, waren wir an der Hypotenuſe dieſes Deltas vorübergeſchifft, und am Morgen nach der Karitza-Nacht zogen wir dem rundgeſchweiften Fuß des Oſſa folgend durch wucheriſches Geſtrüpp einer romantiſch ſchönen Wildniß in zwei Glockenſtunden zum Thor der Schlucht an der Deltaſpitze hin. Das Delta iſt ein dichter Buſch- und Laubholzwald, von Bächen und Kanälen durchſchnitten, und inmitten des Geſchlinges und der rieſenhaften Platanen-Decke überraſchte uns der Peneios. Nichts verkündete die Nähe der großen, breit, voll und ruhig ſtrömenden Waſſermaſſe. Wie der Nil, wie Cäſars

Arar ſchleicht ſie ohne Geräuſch, ohne Fall und Ungeſtüm melancholiſch durchs Gebüſch. Das unter Bäumen verſteckte, von Griechen bewohnte Laspochorion (Schlammdorf) iſt die einzige Ortſchaft dieſer beglückten Oede. Aber in umgekehrtem Verhältniß mit dem Reichthum des Bodens iſt die Armuth der Laspochoriaten ſo groß, daß ihre Häuſer nicht einmal aus Holz gezimmert, ſondern in Geſtalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet ſind. Nur der Pyrgos des türkiſchen Agha ragt aus Stein gebaut über die Rohrhütten ſeiner Knechte empor. Dagegen ſchauen hoch von der Rundhalde des Olympus die drei großen, ebenfalls griechiſch redenden, wohl gebauten und freier athmenden Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapſana in maleriſcher Lage auf dem herbſtlich bleichen Delta-Wald und das ärmliche Röhricht von Laspochorion herab.

Herrſchender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Größe ſowohl außerhalb der Schlucht als in ihrem Innern iſt die morgenländiſche Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempe-Spalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und ſteigt, nicht zufrieden mit trockenem Continent, in üppiger Fülle ſelbſt aus dem vollen Waſſerſpiegel. Wetteifernd mit dieſem ſchönen Baum drängen ſich die Terebinthe, die Granate, der gelbe Jasmin, die Eſche, die Steinlinde, Iler die immergrüne Eiche, der Kermes, der

wilde Oelbaum, Arbutus Andrachne mit der röthlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus Caſtus, beſonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterſchmuck in die Uferdekoration und bilden beiderſeits ein dem Sonnenſtrahl undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) maleriſch umſchlungenes Schattendach, unter dem der breite volle Strom, an vielen Stellen durch die Ueppigkeit des Pflanzentriebes verdeckt, die ſanfte Fluth vorüberwälzt.

Die Platanen hatten zwar (22. December) ihren Blätterſchmuck abgelegt; aber das Uebermaß der immergrünen Bäume und Geſträuche, duftendes Gebüſch, Geniſte, Cytiſus und hoher Rosmarin (nur die Myrte ſah ich nicht), bewahrten den Eindruck ewigen Frühlings in der Tempeſchlucht. Fluß und Straße füllen häufig die ganze Sole zwiſchen dem Oſſa und Olymp; und doch behauptet der ungebändigte Pflanzentrieb auch hier ſeine Macht. Der Weg iſt breit und ſicher, ſtellenweiſe aufgemauert oder gar lebendig ausgemeißelt und mit Marmor bekleidet aus dem nahen Bruch. Doch matt und eben wie die 20 bis 30 Fuß unterhalb ſtreichende Waſſerfläche verläuft er nicht; er ſteigt und fällt je nach den Vorſprüngen des Oſſa-Fußes wild romantiſch, und auf dem höchſten dieſer Felſenſchwellungen, etwa fünfzehn Minuten innerhalb des Eingangs von Karitza her, blickten wir zurück und ſahen durch das bogenloſe

Arar ſchleicht ſie ohne Geräuſch, ohne Fall und Ungeſtüm melancholiſch durchs Gebüſch. Das unter Bäumen verſteckte, von Griechen bewohnte Laspochorion (Schlammdorf) iſt die einzige Ortſchaft dieſer beglückten Oede. Aber in umgekehrtem Verhältniß mit dem Reichthum des Bodens iſt die Armuth der Laspochoriaten ſo groß, daß ihre Häuſer nicht einmal aus Holz gezimmert, ſondern in Geſtalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet ſind. Nur der Pyrgos des türkiſchen Agha ragt aus Stein gebaut über die Rohrhütten ſeiner Knechte empor. Dagegen ſchauen hoch von der Rundhalde des Olympus die drei großen, ebenfalls griechiſch redenden, wohl gebauten und freier athmenden Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapſana in maleriſcher Lage auf dem herbſtlich bleichen Delta-Wald und das ärmliche Röhricht von Laspochorion herab.

Herrſchender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Größe ſowohl außerhalb der Schlucht als in ihrem Innern iſt die morgenländiſche Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempe-Spalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und ſteigt, nicht zufrieden mit trockenem Continent, in üppiger Fülle ſelbſt aus dem vollen Waſſerſpiegel. Wetteifernd mit dieſem ſchönen Baum drängen ſich die Terebinthe, die Granate, der gelbe Jasmin, die Eſche, die Steinlinde, Iler die immergrüne Eiche, der Kermes, der

wilde Oelbaum, Arbutus Andrachne mit der röthlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus Caſtus, beſonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterſchmuck in die Uferdekoration und bilden beiderſeits ein dem Sonnenſtrahl undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) maleriſch umſchlungenes Schattendach, unter dem der breite volle Strom, an vielen Stellen durch die Ueppigkeit des Pflanzentriebes verdeckt, die ſanfte Fluth vorüberwälzt.

Die Platanen hatten zwar (22. December) ihren Blätterſchmuck abgelegt; aber das Uebermaß der immergrünen Bäume und Geſträuche, duftendes Gebüſch, Geniſte, Cytiſus und hoher Rosmarin (nur die Myrte ſah ich nicht), bewahrten den Eindruck ewigen Frühlings in der Tempeſchlucht. Fluß und Straße füllen häufig die ganze Sole zwiſchen dem Oſſa und Olymp; und doch behauptet der ungebändigte Pflanzentrieb auch hier ſeine Macht. Der Weg iſt breit und ſicher, ſtellenweiſe aufgemauert oder gar lebendig ausgemeißelt und mit Marmor bekleidet aus dem nahen Bruch. Doch matt und eben wie die 20 bis 30 Fuß unterhalb ſtreichende Waſſerfläche verläuft er nicht; er ſteigt und fällt je nach den Vorſprüngen des Oſſa-Fußes wild romantiſch, und auf dem höchſten dieſer Felſenſchwellungen, etwa fünfzehn Minuten innerhalb des Eingangs von Karitza her, blickten wir zurück und ſahen durch das bogenloſe

Felſenthor das Segment am wolkenfreien Himmel und über die gedrängten Wipfel des Delta-Waldes, die blaue See im Golf von Saloniki. Mehr noch vielleicht als Pflanzentrieb und Immergrün überraſcht der Bach- und Quellenreichthum in der Schlucht. Aber nicht von der Höhe ſtürzt es herab, plätſchernd über Wald und Felſenriff wie im kolchiſchen Melas-Thal; hier bricht es raſch und voll neben der Sole des Wanderers unter dem Geſtein der Seitenwände, unter den Wurzeln der Platanen hervor und eilet breitſtrömend, diamanthell und kühle wie ich es nirgend ſah, dem Peneios zu. Welcher Reichthum, welche Friſche da vergeſſen und unbenützt verrinnt! Wo die Silberwelle über die Straße rinnt, blickt der Marmorgrund blendend weiß zwiſchen grün bemoostem Rand aus dem Spiegel der Flüſſigkeit hervor. Die Oſſaſeite, an der die Straße zieht, iſt waldſchluchtig eingebrochen und bietet wiederholt deltaförmige Ruheplätze mit hellgrünem Raſen, Blumenflor, Quellen und Gebüſche.

Dagegen fällt der Olympus faſt in der ganzen Tempelänge ſteil und wie durch Künſtlerhände durchgeſägt in den Fluß herab; doch fehlt auch hier nicht auf allen Punkten der immergrüne Pflanzenſchmuck. Mäßig am Eingang wächſt die Olympuswand nach dem Stadium an Höhe. Wundervolle Formen, runde Thürme, Baſtionen, lange Curtinen, Feſtungswälle in koloſſalem Styl ziehen vorüber bis zum Mittel-

punkt, wo die Schlucht am engſten, die Wand beiderſeits am höchſten (man meint über 800 Fuß) und der Charakter der Landſchaft am wildeſten iſt. Hier ſtrichen kalte Lüfte, das Nadelholz erſchien oberhalb der Steilwand, graues Gewölke zog eilend über die Gipfel und hoch über den dunkeln Spalt ſchwebten langflügelichte, fahle Aare des Olympus. In der furchtbarſten Oede der Schlucht ragt von der Spitze eines über 600 Fuß ſenkrecht hohen Offafelſens ein zerſtörtes Kaſtell als Thalſperre dicht über die Straße herein. Nur zwei bis drei Stunden, ſagte man uns, bringe der Winterſonnenſtrahl in dieſen Theil der Felſenkluft. Deſto lieblicher ſind im Sommer das dunkle Pflanzengrün, die Einſamkeit und die Schattenkühle. Wie ſich der Spalt von der macedoniſchen Mündung bis in die Mitte hinein trichterförmig verengt, dehnt er ſich von dort gegen die theſſaliſche Mündung im gleichen Maße wieder aus, ſo daß zwei lange an der Spitze ſich berührende Hörner das treueſte Bild von Tempe geben. Nur ſcheint die Tempenatur auf der theſſaliſchen Seite noch reizender als auf der andern zu ſeyn. Milde, ſonnenbeleuchtete Hügel ſchimmern am Olympusfuß zwiſchen hohen Bäumen herüber; entzückendes Wieſengrün, Platanenhaine, kühler Quellenſprudel und dicht bewaldete Eilande im Peneios ſelbſt bilden die Sommerluſt der Leute von Baba, dem erſten Dorfe lieblich zwiſchen Laubholz, Pinien und Cypreſſen unmittelbar am

Thor der Schlucht gelegen. Selbſt der Fluß verzichtet hier auf ſeinen ſchweigſam leiſen Gang und wälzt die volle Fluth nicht ohne Gemurmel über das drei Fuß hohe, von Ufer zu Ufer den Strom ſchief ſchwellende Wehr hinab. Künſtliche Höhlen und grünumranktes Geklüfte zu beiden Seiten des Thales deuten auf geheimnißvolles vergeſſenes Spiel des Alterthums.

Vor einer dieſer Höhlen an der Olympuswand ſteht nach Erzählung der chriſtlichen Begleiter jetzt noch eine Kapelle der Panagia und an jeder Seite des Eingangs ein hoher Lorbeerbaum. Daphne, ſagt die Fabel, vor dem theſſaliſchen Apollo fliehend, ward im Tempe in einen Lorbeerbaum verwandelt. Mit einem Kranz aus den Blättern dieſes Baumes auf dem Haupte und mit einem Zweige deſſelben in der Hand, habe dann Apollo das Orakel zu Delphi übernommen. Zum Andenken kam alle neun Jahre eine delphiſche Geſandtſchaft und opferte feierlich auf dem Altare am benannten Baum. Das war theſſaliſche „Kirmeß" und Sommerfeier des lorbeerreichen Tempethales, vielleicht an derſelben Stelle, wo jetzo die Kapelle mit dem ewiggrünen, breitbelaubten Doppelbuſche ſteht! Im Vorübergehen pflückte auch ich einen Zweig und bewahre ihn heute noch neben fahlen Blättern des Thales Joſaphat zur Erinnerung an den Temperitt.

Nicht mehr als dreißig Häuſer und zwiſchen Baum-

dickicht eine Moſchee zählten wir in Baba, hielten Mittagsruhe und ſahen die ſchöne Landſchaft am Tempethor und die maleriſche Lage ihrer Dörfer an.

Die Abhänge der zu beiden Seiten des Thores hügelicht auseinanderfahrenden Berg-Curven ſind auch hier mit bewohnten Orten und mit Ruinen aus dem Alterthum geſchmückt. Hier erblickten wir zuerſt das berühmte und durch ſeine Türkiſch-Garnfärbereien weiland auch in Europa wohl bekannte Ampelakia links ober uns auf der Oſſa-Halde mit der Ausſicht über die große theſſaliſche Ebene einſam an Felſenwände hingelehnt.

Ampelakia ſteht nicht in das Innere der romantiſchen immergrünen Schlucht herab, und in Baba ſelbſt, obgleich ſchon innerhalb des Ringbeckens, iſt der Blick noch eingeengt. Erſt wie man die kleine, baumreiche, etwas über eine halbe Stunde lange und von niedrig ſtreichenden Hügeln eingerundete Ebene von Makro-Chorion (Langendorf) überſchritten hat, öffnet ſich der weite Horizont und erſcheint auf einmal in monotoner Majeſtät die ungeheure, länglichtrunde, ſpiegelglatte Binnenfläche Theſſaliens, und wie Nebelſchatten ſchwamm in dunkler Ferne das Minaregewirre von Lariſſa. Sieben gute Stunden hatten wir noch bis Turnovo. Wie die Sonne hinter Agrafa unterging, kamen wir unweit dem türkiſchen Dorfe Kaſikiar zur Peneios-Fähre und erreichten, im Zwielicht des halb verhüllten

Mondes über die Fläche ſtreichend, erſt nach acht Uhr Abends unſer Ziel.

Nach dem neueſten Stande der byzantiniſchen Studien weiß auch der nur mäßig unterrichtete Leſer ohne Mühe, daß Turnovo (*Τύρνοβος*) kein griechiſcher, ſondern ein rein ſlaviſcher Name ſey und auf Deutſch mit „Dornheim" zu überſetzen wäre. Zum Unterſchiede von der alten bulgariſchen Hauptſtadt gleiches Namens zwiſchen Balkan und Donau wird das nordiſche „Groß-Turnovo", das ſüdliche theſſaliſche aber „Klein-Turnovo" genannt. Zum Troſte vieler ſey es aber gleich voraus bemerkt, daß im Laufe der Zeiten und der Verwandlungen die griechiſche Rede in Klein-Turnovo zwar der Hauptſache nach die Oberhand gewonnen, aber nicht wenige Slavismen in die Familien- und Umgangsſprache aufgenommen habe. Hinter der nördlichen Abdachung des Olympus reden die „Römer", d. i. die Griechen noch diſtriktweiſe ſlaviſch; auf der ſüdlichen dagegen iſt nur noch ein ſchwacher Beiſatz geblieben, der in der Richtung gegen das freie Griechenland immer dünner wird; aber ſelbſt im Peloponnes und beſonders im Taygetos noch jetzt nicht gänzlich erloſchen iſt. Gleich in der erſten Nacht ſchwärmten junge Turnobiten ſingend durch die Straße an unſerm Haus vorüber:

Καθὲ χωριὸ καὶ ζαλύνη,
καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξι,

Jedes Dorf hat ſein Geſetz,
Jeder Flecken ſeinen Brauch.[1]

Die Stadt ſelbſt — denn ihre Geſtalt und Lage zu erforſchen war im Laufe des folgenden Tages das erſte Geſchäft — iſt auf dem der Tempeſchlucht entgegengeſetzten nordweſtlichen Saume der großen Ebene, auf ſpiegelflachem Terrain nur etwa 500 Schritte von dem nackten Steinhügel-Rand erbaut, der als Ausläufer vom Olymp herüberſtreicht und das erſte amphitheatraliſch über die Central-Ebene gegen den Pindus aufſteigende Stufenland vermittelt. Längs dem Nordrand der Ebene, ungefähr drei Wegſtunden von Turnovo, beginnen die mit Oleaſter und Grüneichen bewaldeten Halden und Vorberge des Olympus, deſſen kühner, lang gezogener, breiter Tafelkamm ſich rieſig über alle Berge des Ringbeckens hebt und im Winter den Glanz ſeiner Schneelager, im Sommer die erquickende Kühle ſeiner Alpenlüfte über die weite Ebene verſendet. Neben dieſem gewaltigen Bau ſpielt ſelbſt der waldige Oſſa-Kegel mit allen übrigen Rand-Kanten eine mehr als beſcheidene Figur.

Turnovo hat eine mehr dem europäiſchen Style nahende Bauart, wie man ſie unſeres Wiſſens in keiner Stadt des türkiſchen Reiches wieder findet. Die Straßen ſind meiſtens breit, gerade und durchſchneiden ſich mit Zierlichkeit in rechten Winkeln; ſie ſind oder waren vielmehr mit großen Kieſelſteinen kunſtreich

[1] Ζαχόνη iſt ſlaviſch und Μαχαλλᾶς türkiſch.

gepflaſtert, ſelbſt Hochpfade fehlen nicht und häufig laufen ſogar offene Kanäle in der Mitte. Im Ganzen iſt es etwa die Figur eines länglichten Vierecks, das mit ſeinem Oſtende an das breite, hier aber meiſtens waſſerloſe Bett eines wilden Stromes reicht, den die Einwohner Xeraï, die Gelehrten Saranta-Poros (40 Furten) und die europäiſchen Commentatoren des Alterthums Titareſios nennen. Er kommt aus den Schluchten des Olympus über die Hochebene Alaſona und hinter dem Steinhügelrand ſüdlich von Turnovo auf die Ebene heraus, macht eine raſche Krümmung nach Norden zum Fuß des Olympus zurück und fällt durch neue Zuflüſſe getränkt und perennirend weniger als eine Wegſtunde außerhalb der Tempe-Schlucht in den Peneios.

Wann der Schnee im Gebirge ſchmilzt oder Wetter niederrauſchen, wälzt er eine furchtbare Waſſerfluth mit donnerndem Gebrumm an Turnovo vorüber. Zur Nachtzeit hörten wir den dumpfen Ton der rollenden Wogen bis in den entlegenſten Theil der Stadt herein. Unter allen Umſtänden aber ſichert eine Steinbrücke von ſechzehn eleganten Bogen die Verbindung mit dem entgegengeſetzten Ufer und mit der Straße nach Lariſſa. Der Eindruck der Stadt Turnovo auf das Gemüth des Fremden iſt durchgehend luftig, heiter, leicht und offen, weil die Häuſer der Inſel-Vierecke meiſtens niedrig aber geräumig und durch Gemüſegärten, weite Höfe und lehmum-

mauerte offene Plätze mit großen Holzthoren von Nachbar und Straße geſchieden ſind. Ein erhöhtes Gelaß oder ein Stockwerk auf dem Erdgeſchoß iſt Regel der Turnobiten-Architektur. Romantiſch iſt das freilich nicht, denn auch an Schatten und Grün iſt in Turnovo kein Ueberfluß. Hie und da eine Gruppe weißer Maulbeerbäume, eine Rebe auf der Gartenmauer, ein Aprikoſenbuſch, eine Platane am Brunnen iſt der ganze Schmuck. Aber auch nichts beengt in Turnovo den Sinn, und der breite Olympus ſieht überall in die Straßen herein.

Um vor der Brücken-Mauth unbeläſtigt zu bleiben waren wir vorigen Abend im Mondlicht durch das trockene Strombett geritten und durch einen weiten Mauerbruch über öde Plätze in unſere Wohnung gekommen. Ein Drittheil der Häuſer, die im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts noch von wohlhabenden und gewerbfleißigen Griechen bewohnt waren, iſt ſeitdem verſchwunden und ganze Quadrate an der zum größern Theil geebneten Umwallung haben ſich in Kürbisfeld und leeren Weideplatz verwandelt. Doch klage der Leſer über dieſen Verfall nicht die Türken an! Turnovo, von der Natur zum ſtillen Glück des Landbaues angewieſen, ward durch die Umſtände ein Manufaktur-Ort und folglich war auch ſein Glanz nur ein erborgter, ſein Loos ein erkünſteltes und ſein Reichthum vom Wechſel der Zeit, der Mode und der Induſtrie bedingt. Die engliſchen

Spinnereien und der Fortſchritt der Chemie und ihre ſchwunghafte Anwendung auf die Künſte des Lebens im Occident haben die Blüthe von Turnovo, Ampelakia und Tſcharnitſchena in Theſſalien zerſtört. Jedermann kennt ja Ampelakia und das roth gefärbte türkiſche Baumwollengarn, mit welchem noch während des Continentalſyſtems dieſer zur höchſten Blüthezeit nur etwa 4000 Seelen zählende Flecken auf der Offa-Halde ausſchließlich nicht blos die benachbarten Provinzen der Türkei, ſondern auch die weſtlichen Chriſtenländer, beſonders aber Deutſchland verſorgte. Peſth, Wien und Leipzig waren die Hauptniederlagen und Mittelpunkte des „türkiſchen" Garnhandels und unglaubliche Summen floſſen aus den weſtlichen Landen nach Theſſalien.

Beaujour in ſeinem *Tableau du Commerce de la Grèce* und aus ihm Urquhart haben Art, Epoche, Blüthe und Verfall dieſer Ampelakia-Induſtrie weitläufiger beſprochen, beide aber den Antheil vergeſſen, welchen Turnovo und Tſcharnitſchena, jedes unabhängig und für ſich, am reichen Ertrag der Färbereien hatte. Der Vater des Hrn. ***, in deſſen Hauſe ich einen Theil des Winters verlebte, hatte auf dieſem Wege ein großes Vermögen erworben und die ſchöne Wohnung aufgerichtet, die unter Familienſtreit, Prozeß, Unglück und Zwietracht ſeiner Kinder, wie alles in Turnovo, ſchon wieder zu Grunde geht. Der Boden von Theſſalien hat ſich nicht geändert,

er gibt heute noch wie damals jährlich an 3000 Ballen Baumwolle. Auch die Liebe zu Arbeit und Gewinn iſt in Nord-Theſſalien mit der Hand-Manipulation in Weben, Spinnen und Färben dieſelbe geblieben wie ſie vor fünfzig Jahren war; aber „die Deutſchen kaufen unſer Garn nicht mehr, ſie färben es jetzt ſelbſt," ſagte ein Empiricus von Turnovo, der lange in Ampelakia gelebt und jetzt, verſteht ſich ohne Studien, die Heilkunſt übt.

In Tſcharnitſchena, wohin ich ſpäter kam, iſt dieſelbe Klage: „Die Deutſchen kaufen unſer Garn nicht mehr, ſie färben es ſelbſt, wir müſſen zu Grunde gehen, weil wir mit den Maſchinen und Zauberkünſten des Occidents nicht zu concurriren vermögen." In Theſſalien hat die Maſchine noch nicht den Menſchen vom Brod verdrängt wie in Europa; aber leider geht die Liebesgluth der Deutſchen, ob ſie gleich warme Philhellenen ſind, doch nicht ſo weit, um die theure Handarbeit der Theſſalier dem wohlfeilen Maſchinen-Produkt der Britten vorzuziehen. Nicht blos Deutſchland iſt dem türkiſchen Geſpinnſt verſchloſſen, brittiſche Induſtrie hat es ſogar in der Türkei ſelbſt vom Markt verdrängt. Maſchinengeſponnene Seide verkauft man in Lariſſa zu unglaublich niedrigen Preiſen, und doch weben ſie zu Ampelakia (*ὑφαίνουν, ὑφαίνουν ἀκόμη*) noch immer fort, färben in Turnovo und haſpeln Seide ab in Tſcharnitſchena, um den Triumph des ausländiſchen Nebenbuhlers wenigſtens auf eigenem

Boden noch ſtreitig zu machen. Kann man es dieſen Leuten übel nehmen, wenn ſie ſtreng conſervativen Prinzipien huldigen und ſich leidenſchaftlich gegen das maßloſe Fortſchreiten und ewige Verbeſſern der Künſte erklären? Nach den Vorſtellungen der Weiſen von Ampelakia hätten die öffentlichen Zuſtände den möglichſten Grad der Vollkommenheit erreicht, ſobald die Theſſalier allein das türkiſche Garn färben und die Deutſchen es zu ſehr hohen Preiſen bezahlen. In Turnovo ertragen ſie den Umſchwung mit Reſignation, weil die Verletzten bereits verkommen oder weggezogen und ihre Häuſer eingefallen ſind. Aber in den beiden andern Orten ſchmollen ſie auf den Trümmern ihres Glückes mit dem ganzen Occident in thörichter Empfindſamkeit; und namentlich werden zu Ampelakia fremde Europäer, kommen ſie nicht des Handels wegen, häufig geſchmäht und ausgetrieben. In Tſchar-nitſchena jagt man ſie zwar nicht fort, beſonders wenn ſie in guter einheimiſcher Begleitung kommen, begegnet ihnen aber allenthalben mit ſo viel Zurückſtoßung und beleidigender Kälte, daß ſie ſelbſt gerne ſo ſchnell als möglich weiter ziehen, wie es mir in einigen der beſten Chriſtenhäuſer des Orts begegnet iſt. Ein häßlicheres Amphibium als der europäiſirte Handels-Grieche auf ſeinem byzantiniſchen Boden beſteht in der Natur der Dinge nicht.

Im Grunde iſt es, wie ich mir zeigen und erklären ließ, der jetzo in Europa ſo allgemein ver-

breitete Krapp mit Ginſter und der Kalipflanze für Pottaſche, was lange fort das ausſchließliche Glück der benannten drei Gemeinden Theſſaliens machte.[1] Nur ſind dieſe Farbekräuter nicht ſeit undenklichen Zeiten, wie ich es dachte, ſammt der kunſtreichen Benützung auf theſſaliſchem Boden einheimiſch, ſondern erſt zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch die Türken ins Land gekommen, was man nirgend beſſer wiſſen kann als in Turnovo ſelbſt.

Die Stadt mit den weiten, geradwinklichten Straßen und der Färber-Induſtrie iſt ein Bauwerk des klugen Häuptlings Turchan-Beg, unter deſſen Anführung Theſſalien bleibend unter türkiſche Botmäßigkeit gerieth. Die Annaliſten beider Theile übergehen, wie allzeit wenn es ſich um ſtille Werke des Friedens und der bürgerlichen Wohlfahrt handelt, den Einzug der Osmanli in Lariſſa und die Koloniſirung der Centralfläche Theſſaliens durch ſeldſchukiſche Türken aus Ikonium ſammt ihrer aſiatiſchen Induſtrie mit Stillſchweigen. Aber das Andenken hat ſich unter den alten türkiſchen Familien durch mündliche Ueberlieferung und eine noch bei der Hauptmoſchee aufbewahrte Lebensbeſchreibung Turchan-Begs bis

[1] Nach Leake wäre es die auf den Bergen Kleinaſiens wildwachſende und von den Einheimiſchen Ἀλιζάρι genannte Wurzel, aus der man das ſchöne Roth gewinne. Dieſelbe Wurzel, wenn künſtlich angebaut, ſchade der Farbe und ſey, wie die erkünſtelte Andacht, ohne Kraft.

auf dieſe Stunde fortgepflanzt. Der alte, reiche, menſchenfreundliche und gerechte Türke Hadſchi-Oghlu von Turnovo erzählte oft und weitläufig wie Turchan-Beg mit ſeinen Begleitern von Lariſſa (Jeni-ſchehir) herausgeritten kam, wie er am Waſſerteich vom Pferde ſtieg, zuerſt ein Bethaus und dann die Stadt bauen ließ, die er von den Hechten des Teiches Turnavo,[1] d. i. „Hechtenheim“ genannt habe. Der Civilgouverneur des Ortes will aus derſelben noch aufbewahrten Biographie Turchan-Begs wiſſen, daß die bleibende Beſitznahme des Landes durch die Osmanli und die Erbauung Turnovos unter Sultan Murad II. dreißig Jahre vor der Eroberung Konſtantinopels (1453) Statt gefunden habe. Daſſelbe hat man Hrn. Urquhart zehn Jahre früher mit dem Beiſatze erzählt: die Osmanli wären nur auf Bitten der chriſtlichen Bewohner Lariſſa's gekommen, um das Land von der drückenden Herrſchaft eines ſlaviſchen (ſerbiſchen) Häuptlings zu befreien. Weil aber Turchan-Beg mit ſeinen 5000 Streitern das Land gegen die feindlichen Slavenſtämme im Pindus und der nördlichen Gebirge nicht zu beſchützen vermochte, habe er fünf bis ſechs tauſend ſeldſchukiſche Familien

[1] طورنه *turna* heißt auf türkiſch allerdings „Hecht“; aber der Ausgang des Wortes gehört einer andern Sprache an, und die Byzantiner nennen lange vor dem Uebergang der Türken nach Europa in dieſer Gegend den Ort Τύρναβος.

aus der Umgegend von Ikonium in Aſia Minor zur Auswanderung nach Theſſalien bewogen und ſie als Militär-Kolonien, mit der Fronte gegen den Olympus, in einer Reihe von zwölf neuerrichteten feſten Dörfern auf der Centralfläche nördlich von Lariſſa angeſiedelt. [1]

Im Rücken dieſer permanenten kriegeriſchen Linie ward gleichſam als Hauptquartier und Sitz des Oberbefehlshabers Turnovo errichtet und auf Turchans Bitte vom Sultan Murad mit großen Freiheiten ausgeſtattet. Turchan war ein kluger, billiger und duldſamer Mann, der alle Glaubensbekenntniſſe mit gleicher Gerechtigkeit behandelte und namentlich bedrängten Chriſten eine Freiſtätte in ſeiner neuen Stadt errichtete. Zehn Jahre bezahlten fremde Anſiedler keine Abgaben, und dann waren Kopfgeld und Zehnten die einzige Leiſtung, die ſie dem Stifter und ſeinen Nachkommen auf „ewige Zeiten" zu entrichten hatten. Kein Paſcha durfte in die Stadt, keinem türkiſchen Heerhaufen war der Durchzug geſtattet, auch Frohndienſte konnten nicht gefordert werden, und zu mehr Sicherheit wurden dieſe Privilegien unter den Schirm der Religion geſtellt und

[1] Zwei von dieſen ikoniſchen Koloniſtendörfern, Balamut und Dereli (Thalheim) fanden wir gleich beim Eintritt von Tempe auf die Ebene, Baba gegenüber. Durch Tatar, Kaſiklar, Tſchaier (Wieſen), Miſſalar und Karadſch-Oghlan ſind wir ebenfalls gekommen.

der Grundbesitz als Tempelgut, als Lehen (Vakuf) der islamitischen Metropolis von Mekka erklärt und so aller weltlichen Controle entrückt. Bis zum griechischen Aufstand und zu Sultan Mahmuds Reformen blieben alle diese Privilegien in der Hauptsache unangetastet, und die Nachkommen des Stifters sind heute noch im Besitz der ersten lokal-obrigkeitlichen Stelle. Aber Niemand würde jetzt dem Wesir Namik-Pascha den Eintritt verwehren, und die zuchtlose Soldateska hatte während des griechischen Freiheits-Kampfes oft in Turnovo Quartier genommen.

Turchan-Beg war aber nicht blos Soldat; er besaß die Kunst des Friedens, der Erhaltung, des Verwaltens und der Schöpfung bürgerlicher Glückseligkeit in nicht geringerem Grade. Er gehörte in die Zahl jener seltenen und bevorzugten Wesen, deren Trefflichkeit und geniales Wirken Jahrhunderte umfaßt, weil es unversiegbare Quellen des Segens und der Wohlfahrt auch den künftigen Geschlechtern öffnet. Nicht blos an Tapferkeit und kriegerischer Disciplin waren die Türken den byzantinischen Christen überlegen; die Türken übertrafen sie noch insbesondere in vielen nützlichen, einträglichen und das bürgerliche Daseyn verschönernden Künsten, die als altes Erbtheil des Orients zu betrachten sind. Am auffallendsten aber zeigte sich türkisches Uebergewicht, wenn man den genialen Blick, mit dem ihre Führer die praktische Seite des öffentlichen Lebens erfaßten, mit den

läppiſchen Concepten der blödſinnig im Labyrinth dogmatiſcher Spitzfindigkeiten herumfaſelnden Staatsmänner von Byzanz vergleicht.

Mit den Farbekräutern und ihrer kunſtreichen Benutzung brachte Turchan-Beg zugleich die übrigen Fertigkeiten nach Theſſalien, die mit gewinnreicher Verarbeitung der Seide, der Baumwolle und des gemeinen Vließes verbunden ſind. Und war Turnovo auch Mittelpunkt und gleichſam Lieblingsreſidenz der neuen Pflanzenwelt und der neuen Induſtrie, umfaßte der intelligente Eroberer und Bildner in ſeiner Sorgfalt doch das ganze Land. Brücken, Einkehrſtälle, Brunnen, Kaufbuden, Bäder, ſteinerne Garnwäſchen, Mühlen, Gotteshäuſer und Schulen, wovon das Meiſte heute noch beſteht, wurden mit ſicherm Takt inmitten der bankerotten Gräko-Slaven als friſche Lebensknospen am rechten Orte angelegt. Nur weiß ich nicht ob die Turnobiten nicht gar zu ſelbſtgefällig ſind, wenn ſie den weißen Maulbeerbaum mit dem Seidenblatt auf ihren Feldern für älter halten als die Anpflanzung deſſelben in Saloniki, um Adrianopel und ſogar bei Pruſa in Bithynien. Mit größerm Rechte vielleicht mögen ſie auf die Schönheit ihres Baumes eitel ſeyn; denn ſicherlich muß das ungewöhnlich breite, glänzende, dunkelgrüne Laub des theſſaliſchen Maulbeerbaums, beſonders auf den Feldern des von Turnovo etwa vier Stunden entlegenen Tſcharnitſchena, im Vergleiche mit andern

 15

jeden Fremden überraſchen. Auch kann man die Handfertigkeit im Spinnen und gewiſſe traditionelle Kunſtgriffe in Behandlung der Seidenraupe und ihrer Pflege, wie man ſie wegen der größern Weichheit und Vollendung ihres Produktes den Theſſaliern vor allen Gegenden der Levante von jeher zuerkannte, ſogar jetzt noch nicht läugnen.

Im Gegenſatz mit europäiſchem Brauch — man hatte es vor mir ſchon Hrn. Urquhart erzählt — werden in Theſſalien nicht die Blätter am Maulbeer-Baume gepflückt, ſondern die jährlichen Sproſſen abgeſchnitten, weil in dieſer Weiſe nach der gemeinen Vorſtellung das Blatt an Saft und Fülle gewinnt und auch die Raupen lieber auf die Zweige kriechen, deren Reinhaltung erleichtert, Trieb und Schwellung aber gefördert werde. Unter ſolchen Umſtänden iſt es gar nicht zu verwundern, wenn Turnovo um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nach dem Bericht des Engländers Brown, „eine große und luſtige Stadt mit achtzehn Kirchen und nur drei Moſcheen geweſen iſt,“ und ſogar Mohammed IV. bezaubert durch die Pracht der grünen Ebene, mit dem ganzen Gefolge ſeines aſiatiſchen Hofes wiederholt daſelbſt ſeine Reſidenz aufgeſchlagen und Turchan-Begs alte Lieblingsſchöpfung zum Tummelplatz der Serai-Intriguen, des Hoflurus, der Kranichjagd und der an der hohen Pforte unterhandelnden und hündelnden Diplomaten der Chriſtenheit verwandelt hat. Das Hoflager des

Padiſchah war zu jener Zeit noch Mittelpunkt der europäiſchen Dinge und die türkiſche Monarchie für ſich allein noch weit mächtiger als die Geſammtmaſſe der uneinigen, in gegenſeitiger Eiferſucht erbosten, geldarmen, zuchtloſen und ſchlecht regierten Staaten des chriſtlichen Occidents. Chriſtliche Ohnmacht war türkiſcher Kraft gegenüber ſo flagrant und die Rolle der ſtolzeſten Nationen des Evangeliums vor dem „Chaliphen der Gläubigen" ſo ärmlich und hülflos, zugleich aber ſo bettelhaft und zudringlich, daß ſie ein unaustilgbares heute noch fortlebendes Gefühl der Geringſchätzung und Verachtung gegen alles Chriſtenweſen im Herzen des türkiſchen Volkes zurückgelaſſen haben.

Ambassadeurs und *Ministres plénipotentiaires* des Imperators von Deutſchland, des Königs »de France et de Navarre«, und des Czars von Moskovien wurden an der hohen Pforte offiziell beohrfeigt und zur Thüre hinausgeworfen, kamen aber, nach der mündlichen Bemerkung eines Türken, wie gepeitſchte Hunde immer wieder ſchweifwedelnd gleichſam zu ihrem Gebieter und Brodherrn bei der andern Thür herein. Niemand wird vermuthen, Louis XIV. und die andern Potentaten der Chriſtenheit haben die Verübung ſolcher Unwürdigkeiten an ihren Repräſentanten aus Mangel an Selbſtgefühl verſchluckt. Es war Machtloſigkeit und die alte Gewohnheit Europas vor dem Padiſchah und dem Allah-Ruf ſeiner ſtreitgeübten

Miliz zu zittern, was ihren Arm lähmte und die verzagten Seelen der „Giaur" zu racheloſer Geduld ſchmachvollen Schimpfes zwang. Sogar ein dunkles Vorempfinden, als wäre die türkiſche Monarchie der Schlußſtein des neuern Staatenſyſtems, und würde mit ihrer ſchon damals geträumten Auflöſung zugleich das vermittelnde Element und der heilſame Damm zerſtört, der noch die giftigen Leidenſchaften der chriſtlichen Staaten in Schranken oder gleichſam in der Schwebe hielt, wollen kluge Beobachter in der europäiſchen Politik ſchon während der Herrſchaft Sultan Mohammeds IV. (1648 bis 1687) erkennen. Gilt Abd-ul-Medſchid für ſich und ſein Haus heute auch nur noch im gutmüthigen Glauben ſeiner Unterthanen, nicht aber dem Weſen nach wie ſeine Vorfahren im 17. Jahrhundert als Lenker und Mittelpunkt der politiſchen Bewegungen, ſo hat doch das byzantiniſche Reich objektiv von ſeiner univerſellen Bedeutung nichts verloren. Und könnte man, anſtatt mit einfältigen Projekten am todten Buchſtaben des türkiſchen Geſetzes zu rütteln, das regierende Haus zur alten Energie und Genialität erwärmen, ſo wäre auf dieſer Seite mit der kleinlichen Eiferſucht der Potentaten alle Noth der Zeit beſchwichtigt. Lieber noch als das Uebergewicht Seinesgleichen duldet man tyranniſche Laune, Druck und Schmach von fremder Gewalt, wenn ſie nur alle Rivalen mit gleichem Maße demüthiget und niederdrückt.

Kein Volk kann ſich mit größerm Rechte über ſeine Fürſten beklagen als die Türken, weil alle Schuld verlorner Herrlicheit des Reiches dem Abfall des regierenden Hauſes von der alten Sitte, Zucht und Energie beizumeſſen iſt. „Höre nicht auf die Einflüſterungen der Weiber; der Schatz ſey allzeit gefüllt, ſelbſt um den Preis der Volksbedrückung; der Sultan ſitze allzeit zu Pferd und das Heer ſey immer in Thätigkeit", war der letzte Rath des ſterbenden Groß-Weſirs Mustafa Köprili an eben dieſen Mohammed IV. den Kranichjäger von Turnovo. Zu Pferde ſaß er freilich das ganze Jahr, aber nicht an der Spitze der Heerſchaaren, die Wien und Candia ſtürmten; *Mohammed IV. regnoit et ne gouvernait pas.*

Das Andenken an jene Zeiten des Glanzes und der Pracht hat ſich durch mündliche Ueberlieferung in der jetzt ſo geräuſchloſen öden Stadt zum Theil noch immer fortgepflanzt und man erzählt noch vom großen ſtadtähnlichen Zeltlager des Padiſchah, von den vergoldeten Kugeln, vom Drängen der Falkeniere, Jäger, Diener, Segbane (Hundewärter), Paſchen und Geſandten ſämmtlicher Staaten der Chriſtenheit, von Raguſa bis zum römiſchen Imperator, mit ihrem Gefolge und in ihrer einheimiſchen Sitte und Tracht. Nur ſind die 18 chriſtlichen Kirchen in Turnovo jetzt auf zwei herabgekommen und dagegen die Moſcheen von drei auf ſieben angewachſen, obgleich der Ort heute wie damals überwiegend chriſtlich iſt.

So lange die hohe Pforte keine ernſthafte Gefahr von Seite der chriſtlichen Völker witterte und beſonders die Politik der Czare nicht kannte, war ſie gegen die griechiſchen Unterthanen viel nachſichtiger und duldſamer als man gewöhnlich glaubt. Die Verfolgung und Verkürzung alt verbriefter Freiheiten begann erſt mit dem Erſcheinen der Moskowiter auf der Bühne, bis endlich der große Aufſtand in unſern Tagen mit den Schöpfungen des langen einheimiſchen Friedens und der Induſtrie auch alle Verträge, Berate und Privilegien der frühern Zeiten in Theſſalien wie überall in der Türkei zerſtörte und zerriß. „Die Angli und die Nemtzii ſind Griechenfeinde und hindern uns die Türken aus Theſſalien zu treiben," ſagte der Empiricus und ſtellte auf meine Frage um den numeriſchen Belang der beiden feindlichen Volksſtämme das Verhältniß wie Eins zu Zehn bis Fünfzehn, indem er die theſſaliſche Türken-Bevölkerung auf etwa 25,000 Familien, die chriſtliche aber aufs zehn- bis fünfzehnfache berechnete, was eine offenbare Thorheit iſt. Denn in Theſſalien haben ſich die Türken nicht blos in den namhafteren Städten, wie es allenthalben ihre Sitte iſt, zum Nachtheil der alten Einwohner maſſenhaft zuſammengedrängt; ſie haben wegen der vorzüglichen Fruchtbarkeit und Schönheit des Bodens unter Anleitung des weiſen Turchan-Beg das offene Land, d. h. die fette Central-Gartenfläche des Ringbeckens in Beſitz genommen, ſo daß

den Chriſten nur die rauheren, zum Theil waſſerloſen und magern Berg- und Hügeldiſtrikte übrig blieben.

Am allerungünſtigſten ſtellt ſich das Verhältniß begreiflicher Weiſe in der Hauptſtadt Lariſſa heraus, wo man auf eine Bevölkerung von 36,000 bis 40,000 Türken-Seelen nur etwa 400 jüdiſche und beiläufig eben ſo viele griechiſche Familien zählt. Eben ſo, wo nicht noch ſchlimmer, iſt es zu Pharſalos beſtellt, das man mit gutem Gewiſſen eine rein türkiſche Stadt nennen darf. Bis zur Unterdrückung der Janitſcharen wurde von den trotzigen Moslimen dieſes nahe an 700 Haushaltungen faſſenden Ortes kein Chriſt in ihrer Mitte geduldet, jetzt haben ſich eine kleine Anzahl, wenn wir recht notirten, ſieben oder acht arme chriſtliche Familien der unterſten Volksklaſſe als Pächter, Krämer, Handwerker und Pferdevermiether am äußerſten Saum der Stadt und gleichſam in den abgelegenſten Schmutz- und Kothgaſſen eingeniſtet.

In den beiden Städtchen Thaumako am Südrande und Alaſona am Nordende Theſſaliens iſt die Bürgerſchaft nach übereinſtimmender Schätzung zur Hälfte griechiſch und zur Hälfte türkiſch; in Trikkala dagegen, der zweitgrößten Stadt des Landes, wohin ich aber nicht ſelbſt gekommen bin wie in die vorgenannten Orte, ſoll das griechiſche Element ſelbſt jetzt noch unbedeutend ſeyn. Ausſchließlich griechiſch iſt von bedeutenden Orten nur Ampelakia, dann das bulgariſche Tſcharnitſchena, beſonders aber das

Municipium der Halbinſel Trikkeri auf dem öſtlichen Abhange der Pelions-Kette, was dem alten Lande der Magneter entſpricht und jetzt die ſlaviſche Benennung Zagóri trägt, obwohl die Sprache, der dieſes Wort angehört, ſchon längſt erloſchen iſt. Selbſt im Hügelland zwiſchen Lariſſa und Pharſalus, was man im Alterthum die Hundsköpfe (Cynoscephalae) nannte, trafen wir ganz türkiſche Dörfer an. Das genaue Verhältniß beider Beſtandtheile herzuſtellen, iſt indeſſen für einen durchreiſenden Fremden nicht leicht möglich, weil die Fragen nach Maß und Zahl in ſolchen Dingen überall ſchwer zu beantworten, in der Levante aber häufig auch noch verdächtig ſind. Nur merkte ich bald genug, daß beide Parteien den Gegner verkleinern und nebenher ſich ſelbſt ſo hoch als möglich tariren. Für ſich ſelbſt kennt freilich jeder Ort die Zahl ſeiner Familien, die ganze Provinz umſchließende Angaben aber bleiben immer ſchwankend und zweifelhaft.

Wer die chriſtliche Bevölkerung Theſſaliens auf das Doppelte der türkiſchen ſtellt, hat ſie wahrſcheinlich überſchätzt. Hätte die Peſt im vorigen Jahrhundert nicht wiederholt und ausſchließlich die ikoniſchen Pflanzdörfer der Ebene heimgeſucht und das ſinnloſe Rekrutirungsgeſetz im gegenwärtigen die Reihen der theſſaliſchen Türken kläglich gelichtet, ſo würde das Verhältniß für ſie ein noch günſtigeres ſeyn. Vor hundert Jahren, ſagt die

Turnobiten-Tradition, wüthete die Seuche unter den „Koniarides" ſo ſtark, daß es ſchien als ſollten dieſe Kolonien völlig von der Erde verſchwinden. Mehrere Dörfer ſtarben faſt gänzlich aus oder konnten ſich bis heute von ihren Verluſten nicht erholen. Das große Koniari-Dorf Mati auf dem Weg nach Alaſona, unmittelbar am Fuße des Paßüberganges aus der Central-Ebene auf das Plateau, trägt die Spuren dieſer „göttlichen Züchtigung" in auffallenden Zeichen an der Stirne: kaum der dritte Theil iſt noch bewohnt, das Uebrige raſirt und mit Geſtrüpp unter altem Gemäuer bedeckt. Das größte Hinderniß der Volksvermehrung liegt bei den Türken in der unerbittlichen Strenge der öffentlichen Moral, die keine Baſtarden duldet und den Verkehr der Geſchlechter überhaupt nicht mit derſelben gegenſeitigen Geduld und Freiheit, und mit derſelben Rückſicht auf menſchliche Gebrechlichkeit behandelt wie die mildere Sitte der Chriſtenheit, wo nach der Lehre der Oekonomiſten Macht und Reichthum der Staaten im geraden Verhältniß mit der Volksmenge ſteht.

Ehrenhalber konnten die beſiegten Griechen hinter den Ueberwindern nicht zurückſtehen, und ſo ward türkiſche Herrſchaft, gegen die man in der Bücherwelt ſo mancherlei deklamirt, am Ende noch ein wahres Correctiv chriſtlicher Unſitte und Liederlichkeit. Nur kommt den Griechen der Umſtand zu Gute, daß ſie unter allen Umſtänden und ohne alle weitere Sorge

für Pflege, Nahrung und Zukunft eine möglichſt zahlreiche legitime Nachkommenſchaft zu erzielen ſich im Gewiſſen für verpflichtet halten. Im Grunde meinen ſie, wie die europäiſchen Glückſeligkeits-Krämer, Macht und Sieg liege in der Zahl. Der türkiſchen Bevölkerung Theſſaliens dagegen brachte die Freierklärung Griechenlands einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, da ſich die Reſte der albaneſiſchen Muhammedaner nach Uebergabe der Feſtungen mit den Trümmern ihres Vermögens in das nahe Gränzland zurückzogen. In Turnovo hatten ſich mehrere Familien aus Moraitiſch-Lala niedergelaſſen und angekauft. Es ſind lauter Albaneſen die, wie die Sulibewohner, neben ihrem Schkypi alle das Griechiſche reden, türkiſch aber erſt nach ihrer Vertreibung in der neuen theſſaliſchen Heimath gelernt haben. Ich ging mit den Leuten viel um und ſie redeten nie ohne Sehnſucht von den luftigen, kirſchen- und quellenreichen Höhen ihres Moraitiſchen Vaterlandes, welches jetzt zu ihrem größten Leidweſen „der Barbareſe" beſitze.[1]

Der Leſer, beſonders wenn er ein Gegner der neuen Theſis über die Verwandlung Griechenlands iſt, kümmert ſich vielleicht um die islamitiſchen Elemente Theſſaliens nur mittelmäßig und möchte lieber vom klaſſiſchen Alterthum hören und von unparteiiſchen

[1] Ὁ Βαρβαρέζος (ſtatt Βαναρέζος) τὸ ἔχει τώρα.

Augenzeugen vernehmen, was und wie viel von Theſſalien, wenn auch nicht der Iliade, doch wenigſtens des Strabo, des Plinius und des Lucian übrig geblieben iſt. Das Verhältniß des Alten zum Neuen iſt kurz und ſchnell anzugeben. Von den 75 Städten, die man zu Plinius Zeiten nur innerhalb des Ringbeckens oder Bergtheaters von Theſſalien zählte,[1] haben ſich nur die fünf Namen Lariſſa, Pharſalos, Thaumakos, Trikka und Olooſon (die letzten drei etwas verſtümmelt) erhalten, die übrigen ſiebenzig ſind alle verſchwunden.[2] Von den Bergen, deren die Alten in Theſſalien 34 kannten, hat nur der einzige Olympus, von den Flüſſen und Seen aber keiner ſeinen Namen auf unſere Zeiten gebracht. Auch über den kümmerlichen Reſt der fünf Stadtnamen, beſonders über Lariſſa und Pharſalos triumphire man nicht zu früh; denn es ſind von Türken und nicht von Griechen bewohnte Orte, die nur noch den antiken Namen tragen. Indeſſen iſt durch eine Ironie eigener Art ſelbſt der rieſige Götterberg der Profanation nicht entgangen und nennen die griechiſch redenden Theſſalier den See in einem Hochthal des Olympus noch immer Rezero, was

[1] Plin. H. N. lib. IV, cap. 15 der Pariſer Ausgabe von 1828.

[2] Selbſt das berühmte Pherä, der Sitz theſſaliſcher Intelligenz, Größe und Macht am Eingang der Pelions-Schlucht, iſt dem ſlaviſchen Veleſtina gewichen.

bekanntlich das ſlaviſche Appellativum für *lacus* iſt und auch im übrigen Griechenland, beſonders in Akarnanien, wiederholt gefunden wird.

Nach allem was über die Sache im gelehrten Deutſchland bereits verhandelt wurde, braucht man nicht erſt lange zu erklären, welchem Sprachſtamme Mezzovo, Kiſſova und Zagora, die heutigen Namen des Pindus, Oſſa und Pelion, angehören. Von Turnovo und Tſcharnitſchena war ſchon oben die Rede; Lipochovo, Lapovo, Strunitza, Gletſcheda, Klinovo, Gardichi, Selo und Kratzova aber werden eben ſo wenig angefochten als man den Wörtern Voliana, Dukliſta, Gunitza, Lepenitza, Smokovo, Meluna und Goritza ſlaviſche Form und Bedeutung ſtreitig macht. Da man die Ueberſchwemmung des griechiſchen Bodens durch eine Fluth ſlaviſcher Kolonien nicht mehr läugnen kann, ſo ſucht man das geſchichtliche Faktum wenigſtens ſo unbedeutend und wirkungslos als möglich hinzuſtellen. Hierin verfolgen die deutſchen und die griechiſchen Widerſacher zwei ganz verſchiedene Wege, indem die erſtern wohl das offene flache Land für ungriechiſch erklären, um wenigſtens die Städte und die Gebirge der alten Bevölkerung zu ſichern; die zweiten aber, wie es bei der türkiſchen Eroberung geſchah, den Eindringlingen ihrerſeits die Städte preisgeben, um das offene Land, d. i. den Kern des Volkes für ungemiſcht und rein zu halten. Unrecht zwar

haben gewiſſermaßen beide, doch ſtehen die deutſchen Hypotheſen der Wahrheit viel näher als die griechiſchen, weil ſich in der That größere oder kleinere Bürger-Complexe griechiſchen Blutes in einer namentlich zu beſtimmenden Anzahl von Städten inmitten des Sturms bis zur türkiſchen Invaſion erhalten haben. Das freiheitsliebende, landbauende Volk der Slaven zog das Leben auf Feld und Dorf überall dem Drängen und Treiben großer Städte vor. Daraus allein erklärt ſich die Unzahl ſlaviſcher Berg-, Fluß- und Dorfnamen auf der ganzen Oberfläche des griechiſchen Feſtlandes im Allgemeinen und Theſſaliens insbeſondere. Eben ſo richtig iſt es, daß Reſte der alten Bevölkerung hie und da in Gebirgsgegenden Rettung und Sicherheit gefunden haben.

Aber dieſes an ſich nicht unwichtige Argument ſtützt meine Theſis eben ſo kräftig als ſie dem Satz der Gegner dient; nur iſt nicht zu vergeſſen, daß der zuletzt Spielende den Preis gewinnt. Wie ſich beim Andrang der ſlaviſchen Horden griechiſches Volk in die Gebirge flüchtete, in derſelben Weiſe ſuchten feldbautreibende Slaven der Ebene auch ihrerſeits das Heil in den Bergen, ſobald ſich die chriſtlichen Heere von Konſtantinopel erobernd und bekehrend über das byzantiniſcher Hoheit und Sitte entfremdete Hellas ergoſſen. Aus dieſem wohlzuerwägenden und ja nicht zu überſehenden Grunde ſind die ſlaviſchen Namen ſogar jetzt noch gerade in den rauheſten und

der Kultur ungünſtigſten Gebirgsgegenden Theſſaliens und Moreas am dichteſten gedrängt. Man vergleiche den Taygetus in Lakonien, den Gebirgsſtock in Nord-Arkadien, Pindus mit Oſſa und Pelion in Theſſalien. Läugnen, klügeln und deuteln helfen hier nichts, Formen und Worte ſind unerbittlich. Der Schlüſſel zu dieſem ethnographiſchen Problem liegt in den beiden Thatſachen, die erſt in unſern Tagen durch Verbeſſerung der byzantiniſchen Studien zur Kunde des gelehrten Occidents gekommen ſind: wir meinen die zum Theil friedlich, zum Theil gewaltthätige Beſetzung des griechiſchen Bodens durch ſlaviſche Volksſtämme und die allmählige Bändigung und Gräciſirung derſelben durch die chriſtlichen Autokraten von Konſtantinopel. Das ſlaviſche Theſſalien ward gleich dem ſüdlichen Griechenland durch die Byzantiner in der Periode wiedererwachter Reichskraft recoloniſirt und dadurch die byzantiniſch redende Miſchung erzielt, die unter dem Schatten türkiſcher Zucht auf unſere Zeiten herabgekommen iſt. In Theſſalien, ſcheint es, iſt die ſlaviſche Sprache bald nach der Unterwerfung und Chriſtianiſirung der eingeſiedelten fremden Stämme der byzantiniſchen Redeweiſe gewichen. Einige Andeutungen über die Conſtruktion dieſes theſſaliſchen Griechiſch, d. i. des im Munde des gemeinen Volkes lebenden Dialektes, ſo wie über die Namen und Sitze der weiland im Lande hauſenden Slavenſtämme hat man in einem beſondern Fragment ſammt einer

gedrängten Ueberſicht der ganzen Lehre über das ſlaviſche Element in Griechenland zu geben verſucht.

Die Angriffe der chriſtlichen Imperatoren auf dieſen Getreideboden der benachbarten Länder und Inſeln begannen ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts und wurden mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit und Ausdauer ſo lange fortgeſetzt bis man endlich die fetten Triften der Peneus-Ufer, bis man das ſchattige Tempe und die traubenvolle Halde des Oſſa wieder gewonnen hatte. Fragt aber ein Eiferer und Widerſacher, warum das Slaviſche in Theſſalien ſo ſchnell verſchwand, da es doch im benachbarten Macedonien zu zwei Drittheilen des Landes noch jetzt als Mutterſprache gilt und im Mainatiſchen Gebirge erſt ſeit etwa 300 Jahren gänzlich ausgeſtorben iſt, ſo darf man um die Antwort nicht verlegen ſeyn. Wie nach der Beſitznahme Theſſaliens durch die Osmanli ſich in kurzer Zeit zahlreiche Türken-Kolonien bildeten, eben ſo drängten ſich nach der Reſtauration der byzantiniſchen Monarchie durch die beiden energiſchen Dynaſtien der Iſaurier und der Slaven unter Baſilius dem Makedonen, wegen der günſtigen Lage zum Handel und wegen der ausnehmenden Ertragbarkeit des Bodens ſchnell eine neue Chriſtenbevölkerung in das zwar von ſlaviſchen Barbaren beherrſchte und angebaute, aber von Griechiſchredenden ohnehin niemals ganz verlaſſene Land. Jedoch hat ein anderes Fragment der

alten Bevölkerung Theſſaliens, der Volksſtamm der Wlachen ſeine Sprache und ſeine althergebrachten Sitten mit mehr Standhaftigkeit als die im hohen Grade aſſimilationsfähigen Slaven vertheidigt und bis auf unſere Zeiten bewahrt, ſo daß neben Turko-Albanen und Gräko-Slaven heutzutage noch ein drittes von den beiden genannten gleich verſchiedenes Element in Theſſalien beſteht.

Die Wlachen Theſſaliens nennen ſich wie ihre Sprach- und Stammgenoſſen in den Donau-Fürſtenthümern ebenfalls „Romanen", ſprechen ein verderbtes Italieniſch und haben ihren Hauptſitz auf dem Kamm und den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellſchluchten des Peneios und ſeiner Nebenflüſſe, wo die byzantiniſche Geſchichte des eilften Jahrhunderts ihrer zum erſtenmal gedenkt. Ob ſie Reſte römiſcher Militär-Kolonien oder die latiniſirten Ur-Barbaren des Gebirges ſeyen, iſt für unſern Zweck gleichgültig. Auch können wir weiland ihre Verzweigungen längs der Gebirgskette durch Ober-Macedonien bis in den Balkan hinauf, ſo wie den einſtigen Zuſammenhang mit ihren Landsleuten auf dem nördlichen Donau-Ufer, hier nicht umſtändlicher berühren. Sie hüten und beherrſchen die Thore zwiſchen Theſſalien und Albanien; und Mezzovo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig tauſend Häuſern auf dem Scheidekamm zwiſchen den in entgegengeſetzter Richtung hinabſteigenden Paßengen, kann als

Hauptort der theſſaliſchen Wlachen gelten. Malacaſſi, Leſinitza, beſonders aber Kalarites, Kalaki und Klinovo mit einigen und zwanzig Dörfern in und an den Pindus-Schluchten gehören ebenfalls dieſem Volke, das ſich wegen der rauhen Lüfte ſeiner Heimath nur ſpärlich mit Ackerbau beſchäftigt, aber mit deſto größerem Erfolge Viehzucht und Alpenwirthſchaft im größten Style treibt und durch den Reichthum ſeiner Schafheerden in ganz Rumelien Bedeutung erworben hat. Zur Winterzeit, wenn Schnee die Gebirgshöhen deckt, werden die grasreichen Ebenen des milden Tieflandes ſelbſt bis in's freie Griechenland hinein nomadiſch abgeweidet, bis der wiederkehrende Frühling die ſchwarzen Zeltdörfer der wandernden Wlachi-Schäfer zurück auf die Alpen treibt.

An Nüchternheit, häuslichem Sinn und Induſtrie ſind die Wlachen den Griechiſchredenden eben ſo weit überlegen als ſie an Geſchliffenheit der Sitten, an Geiſt und Pfiffigkeit im Allgemeinen hinter den Gräko-Slaven zurückſtehen. Indeſſen haben dieſe einfachen und groben Viehhirten doch ein vorzügliches Geſchick in Metall-Arbeiten. Die mit Gold und Silber eingelegten Waffen und Rüſtungen, die wir an den Arnauten und Palikaren bewundern, gehen aus den Werkſtätten der Wlachen hervor, wie die unter den Namen Capa, Greco und Marinero in den Seeſtädten des Mittelmeeres wohlbekannten waſſerdichten

Kapuzenmäntel dem größern Theile nach als ein Erzeugniß wlachiſcher Woll-Induſtrie zu betrachten ſind. Wlachiſche Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäiſchen Türkei, und ſogar nach Ungarn und Oeſterreich führt ſie die Liebe zum Gewinn. Daß ſie aber auch das Geſchäft im Großen verſtehen, beweist der reiche Sina in Wien, der ein geborner Wlache aus Klinovo, wenn wir nicht irren, oder doch aus einem der vorgenannten Orte im Pindus iſt. Aus dieſem Wanderleben erklärt ſich auch die allgemeine Vertrautheit der wlachiſchen Männer mit der neugriechiſchen Redeweiſe, der ſie jetzt auch kirchlich angehören und die bekanntlich als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenartigen Volksſtämme zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres dient. Die Weiber dagegen verſtehen in vielen Dörfern nur das Wlachiſche, wie ſie auf Hydra früher auch nur das Albaneſiſche verſtanden. Wie die Gebirgsbewohner überhaupt kann auch der Wlache im fernſten Lande ſeine Heimath nicht vergeſſen, und ſehr häufig kehrt er im Alter mit den Früchten der Lebensmühe in den Pindus zurück um in gleicher Erde mit ſeinen Vätern zu ruhen.

Das jetzt ſo friedliche und nur auf Arbeit und Gewinn bedachte Wlachen-Volk war indeſſen nicht jederzeit vor ſo ruhigem Geiſte beſeelt oder auf ſeine gegenwärtigen Sitze in der weſtlichen Gebirgsmark

Theſſaliens eingeengt. Die theſſaliſchen Wlachen hatten wie ſpäter ihre Nachbaren, die Albanier, auch ihre Periode des Glanzes und der politiſchen Größe, die zwar kurz und vorübergehend wie die Herrlichkeit der Thebaner, aber im byzantiniſchen Zeitalter nicht ohne Bedeutung war. Neben den heute noch beſtehenden Gemeinden *Vlacho-Libadi* und *Vlacho-Jani* in den ſüdlichen Ausläufern der cambuniſchen Berge unweit Turnovo nennt Anna Comnena (1082) einen Wlachiſlecken Exebas in den Gebirgsthälern des Pelion am Oſtrande Theſſaliens, und nach Benjamin von Tudela, der im zwölften Jahrhundert durch Griechenland zog, war Zitun im Süden Gränz- und Eingangsſtadt des „Wlachi-Landes.“[1] Wie der Peloponnes hatte im Mittelalter auch Theſſalien in der gemeinen Sprache des illyriſchen Dreiecks den alten Namen verloren und ward eine Reihe von Jahrhunderten nur als *Μεγάλη-Βλαχία*, „Groß-Wlachei“ bekannt, im Gegenſatze von Akarnanien und Aetolien, die man nach einer Unterſcheidung beim Byzantiner Georg Phrantzes „Klein-Wlachien“ hieß. Georg Pachymeres, Hofhiſtoricus des erſten Paläologen Michael, ſagt es ja deutlich: Die vor Alters Hellenen genannten und von Achilles befehligten Theſſalier habe man zu ſeiner Zeit „Groß-

[1] והוא תחלת בלכיא i. e. Haec est Blachiae initium. Tafel l. c. p. 473.

Wlachiten" genannt.[1] Dagegen beſchränkt Nicetas von Chonä den Begriff *Μεγάλη-Βλαχία* hauptſächlich auf den Gebirgsring und das über die Ebene emporſteigende Hügelland, während er die von verzagten und unkriegeriſchen Gräko-Slaven bewohnte Centralfläche noch gerne Theſſalien nennt. Sagt aber nicht auch der benannte Rabbi Benjamin ausdrücklich, die Wlachen wohnen auf den Bergen und ſteigen in die Region der Gräken herab um zu plündern? An Gelenkigkeit vergleicht ſie derſelbe Wanderer mit den Gazellen; ihr kriegeriſcher Muth ſey unbezähmbar und kein König habe ſie noch zu bändigen vermocht.

Der Mann aus Tudela hatte die Eindrücke ſeines Zeitalters richtig aufgefaßt. Denn kurze Zeit nach der Durchreiſe des Rabbi Benjamin (1186) erhoben ſich im Bunde mit den beſiegten und mißhandelten Bulgaren ſämmtliche Wlachen längs der Pinduskette bis in die Thäler des Balkan hinauf unter ihren Führern Peter und Aſan wider die drückende, unredliche und diebiſche Herrſchaft des byzantiniſchen Hofes und errichteten das ſogenannte zweite Bulgaren-Reich mit der Hauptſtadt Groß-Turnovo am Nordabhang der

[1] *Τυὶς γὰρ τὸ παλαιὸν Ἕλληνας, οὓς Ἀχιλλεὶς ἦγε, Μεγαλο-Βλαχίτας καλῶν (καλουμένους) ἐπεφέρετο.* G. Pach. in Mich. Palaeol. I, 30. Citate von Tafel, pag. 491, wo auch die übrigen Stellen aus Nicetas, Acropolita, der Frankenchronik, aus Cantacuzenus und Phrantzes geſammelt ſind.

Hämuskette (Balkan). Die südlichste Landmark dieses wlacho-bulgarischen Reiches waren die theſſalischen Berge mit einem unabhängigen Häuptling, der sich „Groß-Wlach", *Μέγα-Βλάχος* nannte und als solcher in den gleichzeitigen Chroniken der Franken und Byzantiner glänzt.

Allen diesen ehrgeizigen Bestrebungen, Gährungen und Unabhängigkeitsgelüsten der einzelnen Volksstämme des illyrischen Continents hat die klug und nachdruckvoll hereinbrechende Türkengewalt im 14ten und 15ten Jahrhundert endlich Stillschweigen auferlegt. Die Kunst, eine compakte politische Einheit als Kardinalpunkt des Occidents am Bosporus zu schaffen, wie es die christlichen Imperatoren von Byzanz mit allen Hülfsmitteln des Evangeliums niemals oder doch nur vorübergehend und sporadisch vermochten, haben die Fürsten aus dem Hause Osman bleibend und nachhaltend mit Takt und Energie mehr als 400 Jahre lang allein verstanden und durchgeführt, bis es endlich moskowitischer Standhaftigkeit gelungen ist, den Hebel der Zwietracht einzusetzen und das feste Bauwerk im Grunde zu erschüttern.

Die Nothwendigkeit einer großen illyrischen Einheit und Kraft liegt, wie jedes höhere Gesetz, im Instinkt der abendländischen Staatskunst; nur wird sie durch Kurzsichtigkeit und Privatverblendung in der Erkenntniß gehindert, daß diese illyrische Einheit

und Kraft, wenn ſie nicht länger eine osmaniſche zu ſeyn vermag, nothwendig und geſetzlich eine moskowitiſch-ſlaviſche werden muß. Das Illyriſch-Eine, ſcheint es, wollte man im gegebenen Falle plan- und ordnungslos durch ein Illyriſch-Vieles erſetzen und die Ironie hat ſchon ihr Spiel begonnen, da ſie den Europäern das ſonderbare Privilegium verlieh, mit koloſſalen Mitteln im Orient kleine Wirkungen hervorzubringen und allerhand luftigen in ſich ſelbſt zerrinnenden Spuck für ſchön gegliederte, nervenſtraffe Schöpfungen anzupreiſen. Erlaubt iſt es allerdings ſich gegen das Schickſal zu ſträuben, aber der Kampf muß würdevoll und tragiſch ſeyn. Ob aber die Nachwelt über das Auftreten der Occidentalen auf byzantiniſchem Boden ein beſonders günſtiges Urtheil fällen werde, ſcheint jetzt ſogar in dem tief betheiligten Deutſchland ſchon Vielen zweifelhaft. So unwiderſtehlich drängt ſich die Erkenntniß hervor, daß man Inſtrumente in die Hand genommen, ohne deren Wirkung und Gebrauch zu kennen.

Die politiſch gänzlich verfaulten und nur im Dogma lebendigen Chriſtenſtämme von Byzanz haben keinen Central-Lebenskern, aus dem ſich, wie man mit mehr Phantaſie als wahrer Kunde im Occident wähnte, je ein organiſch ſelbſtſtändiges und den Hauch der politiſchen Atmoſphäre ertragendes Gebilde entwickeln könnte. Die griechiſchen Volksreſte ſind nur Material, nicht „*Causa finalis*“ (Zweckbegriff) der

künftigen Ordnung der alten Welt. Und in ſo weit hat auch der Empirikus von Turnovo nicht Unrecht, wenn er ſich über die Hinderniſſe beklagt, welche die Angli und die Nemtzi der Vertreibung der Türken aus Theſſalien entgegenſtellen. Nur konnte ich nicht recht begreifen, wie die „Nemtzi“ zur Ehre kommen, irgend etwas in der Welt zu hindern; es müßte denn der theſſaliſche Politikus die Bemühungen Oeſterreichs für Aufrechthaltung türkiſcher Gewalt, oder die ſecundären Hemmſchuhe bezeichnen, welche auf Andeutung genannter Kabinete die deutſche Dynaſtie von Athen der eingelernten Bewegung der Gräken unterlegte. Daß übrigens Unterhandlungen im Gange ſeyen und durch zwei der griechiſchen Sache beſonders gewogene Mächte mit Eifer betrieben werden, um Theſſalien entweder auf dem Weg der Güte oder der Gewalt von der Pforte loszureißen und an das freie Griechenland zu knüpfen, ließ man ſich in Turnovo um keinen Preis ausreden. Man ſpekulirte ſchon auf das Steigen der Realitäten, der Häuſer, der Aecker, der Weinberge, und mancher Kauf ging zurück oder ward aufgehoben, weil man erſt den Regierungs-Wechſel und die neue Ordnung erwarten wollte. Selbſt Türken fingen im Vertrauen auf den Beſtand ihrer Sache zu wanken an und Redſchib-Beg, einer der reichſten Landbeſitzer Theſſaliens, deſſen prachtvollen Palaſt ich in Lariſſa beſah, hielt das Ereigniß ſo wenig für unmöglich, daß er ſchon auf Wege

ſann, wie er ſich den reichen Beſitz auch unter der neuen Herrſchaft bewahren möge. Redſchib-Beg iſt gegen die chriſtlichen Colonen ſeiner Ländereien viel humaner und freigebiger als die übrigen Gutsherren, beſonders die chriſtlichen, die an Begehrlichkeit, Wucher und ſchonungsloſer Härte gewöhnlich noch die Türken übertreffen. Der byzantiniſche Chriſt — das darf man ihm nachſagen — weiß nichts von Mitleid und Barmherzigkeit gegen den Mitmenſchen. Der Türke empfindet und übt beides ſogar gegen die Widerſacher und Nebenbuhler ſeines Glaubens und ſeiner Politik.

„„Aber Dimitri, du ſchuldeſt mir den Pachtzins ſchon ſeit ſo vielen Jahren; es wäre doch einmal Zeit zu kommen““! *„„Pek eji, Pek eji Efendim, birazdan gelirim* (ganz gut, ganz gut, mein Gebieter! nächſtens werde ich kommen).““ So lautete das Zwiſchengeſpräch des alten freundlichen Hadſchi-Oghlu mit einem ſeiner chriſtlichen Pächter, der uns auf der Straße begegnete und mit 3000 Gruſch ſeit Jahren im Rückſtand war. „Der Mann iſt gar ſo ſaumſelig“, fuhr der Türke ſich zu mir wendend fort, „doch man muß mit den armen Leuten Nachſicht haben, die Zeiten ſind hart, die Laſten groß und wenn er kann wird er wohl bezahlen.“ Der alte reiche Hadſchi-Oghlu kennt zwar den Buchſtaben des Evangeliums nicht, lebt aber im Geiſte deſſelben und übt die milden Gebote der Nächſtenliebe, aus der man nach

dem Spruch des Apoſtels hauptſächlich Chriſti Schüler erkennt, beſſer als der Chriſt. Gewiß iſt Hadſchi-Oghlu der Türke vor Gott ein Gerechter und vielleicht weit angenehmer als der orthodoxe, für ſein anatoliſches Bekenntniß glühende Archont***, der ſeine Pächter bis zum Verhungern preßt, und ſein Geld auf 180 Procente bringt.

Die griechiſche Revolution, der man im Occident ſo ſchöne Farben leiht, ſo claſſiſch erhabene und philoſophiſch tiefe Motive unterlegt, ſchrumpft in der Nähe beſehen zur gemeinen und rohen Balgerei eines nach Urtel und Recht der Weltereigniſſe von Haus und Hof getriebenen, aber durch fremde Worte und Kräfte aufgehetzten Bankerottirers um das verlorene Gut herab. Von Kunſt, Wiſſenſchaft, Alterthum und Philoſophie, wie man in Europa meint, iſt und war nie die Rede. Auch um Herſtellung einer gerechten Ordnung, um Hebung und Beſſerung der untern von Jedermann gedrückten und geplünderten Volksklaſſen handelte es ſich nicht; am allerwenigſten aber blies Wahrnahme dogmatiſcher Intereſſen die Flamme des Aufruhrs an. Oeffentliche Verwaltung, Druck und Plünderung, Verderbniß und Käuflichkeit der Juſtiz, Monopol und Privilegium ſollten bleiben wie in der Türkenzeit; nur ſollten Raub und Profit und ungerechtes Gut ihre Strömung in andere Taſchen nehmen. Die Sympathien der europäiſchen Politik gingen über den Tumult in Theile auseinander.

Das kühle und beſonnene Staats-Element war dem gegenwärtigen Beſitzer hold; Phantaſie, Schwärmerei und Edelſinn taumelte für die Inſurgenten; die Klugen und Feinen aber betrogen beide und lachten am Ende die einen und die andern aus. Alle Verſuche den gefährlichen Hader durch Vergleich zu ſchlichten haben fehlgeſchlagen, weil die einen ſtolz auf ihr Recht keinerlei Zugeſtändniſſe machen wollen und ohne Gefahr das Ganze zu verlieren auch nicht machen können, die andern aber brutal durch ſichern Hinterhalt mit weniger als mit *restitutio in integrum* nicht zu befriedigen ſind.

Wenn man die Türken hört — und hören muß man ſie doch, — fällt die ganze Schuld des glimmenden Streites und des gefährdeten Levantefriedens auf die Chriſtenheit zurück, und wären alle Bemühungen die Parteien durch billiges Nachgeben zu verſöhnen nicht durch türkiſchen, ſondern durch chriſtlichen Fanatismus fruchtlos geblieben. Wenn es ohne Aergerniß chriſtlich-andächtiger Leſer geſchehen könnte, wollte ich die Bemerkung eines ſehr hochgeſtellten Türken über dieſen Gegenſtand wortgetreu ſo hieherſetzen, wie ich ſie im Tagebuch (Konſtantinopel, 12. April 1841) verzeichnet finde. Der gegenwärtige Scheich-ul-Islam (Groß-Mufti) ſagte bei Gelegenheit der traurigen Scenen, die im Frühjahr 1841 um Leskowatz und Niſſa in Bulgarien vorgefallen, zu zwei beſuchmachenden Europäern die merkwürdigen Worte:

„Wir kennen die chriſtliche Religion recht gut, wir reſpektiren ihre Moral und wiſſen, daß ſich das ganze Gebäude derſelben gerade wie der Islam auf den Moſaismus ſtützt. Unſer Widerwillen gegen die chriſtlichen Unterthanen ſo wie die Verweigerung gleicher Rechte mit den Moslimen haben ihre Quelle nicht in religiöſem Fanatismus, wie man in Firengiſtan glaubt; der Grund iſt ganz und gar politiſcher Natur. Wir fürchten das „materielle“ Umſichgreifen der „Pfaffen“, deren blinde Werkzeuge die chriſtlichen Raja ſind. Die Fanatiker unter euch (es iſt ein Türke, ein Ungläubiger, der da redet) erklären Chriſtus für einen Gott, während ihn die Mäßigen (?) doch nur für einen Menſchen halten. Rußland und Frankreich wirkt durch dieſe Pfaffen (man verzeihe dem blinden Heiden) um Stellungen, Einfluß und Macht inmitten unſeres Reiches zu erlangen. Da wird eine Mühle, dort ein Acker, hier ein Haus, ein Weingarten moslimiſcher Beſitzer unter allerlei Vorwänden angeſprochen, bis ſie uns im Namen ihres „Gottes“ nach und nach außer Beſitz bringen. Heute noch geben wir den Raja gleiche Rechte mit den Moslimen, wenn ſie ihrem Ruſſen- und Franzoſenſchutz entſagen und ſich als loyale Unterthanen der Pforte ohne alle ungerechte Prätenſion geriren. Der Moslim-Prophet ſey ein Lügner, der ihrige aber ein Gott, folglich gehöre Land und Herrſchaft nicht den Türken, ſondern ihnen, ſagen ſie, und

wie könnten wir bei ſolchen Geſinnungen dieſen Chriſten-Leuten gleiche Rechte mit uns bewilligen?“

Auf dieſe Argumentation Sr. moslimiſchen Heiligkeit war nichts zu erwiedern; und wer immer mit Sinn und Treiben der chriſtlichen Raja und ihrer Lenker in der Türkei nicht ganz unbekannt geblieben iſt, oder in blinder Partei-Leidenſchaft nicht alles Gefühl für Billigkeit verloren hat, muß die Wahrheit dieſer Beſchuldigungen vielleicht mit unbedeutender oder vielmehr mit gar keiner Beſchränkung anerkennen. Das chriſtliche Byzanz war verfault und durch die in genialer Friſche aufkeimende Türkenherrſchaft nach dem Geſetze des natürlichen Pflanzentriebes überwuchert und verdeckt. Solche Eroberungen ſind nicht wie die vorüberbrauſenden Weltſtürme eines Timur und Napoleon; es ſind Verwandlungen der Gattung, die kein Zauber löſen kann. Die Türken ſind in natürlicher Progreſſion nach demſelben Geſetze an die Stelle der Byzantiner getreten, wie die Ruſſen den Platz der gänzlich verwitterten Tataren eingenommen haben, und kein Verſtändiger wird an die Möglichkeit einer politiſchen Auferſtehung des Chans der goldenen Horde glauben. Eben ſo thöricht wäre es von einer Wiedergeburt der Comnenen und der Paläologen zu träumen.

Auch war das Gefühl der Sicherheit, der Dauer und des unzerſtörbaren Uebergewichts türkiſcher Nationalität und Macht bei der hohen Pforte ſo lebendig

und feſt begründet, daß ſie die überwundenen Chriſten zwar als Weſen geringerer Art behandelte, ſie aber in voller Freiheit und Duldung gewähren ließ und kein Moslim ſich ärgerte, daß zu Turnovo, an den Thoren der Hauptſtadt Theſſaliens, achtzehn Chriſten-Kirchen und nur drei Moſcheen waren. Erſt die Entdeckung, daß die Mächte der Chriſtenheit, nicht zufrieden ihre Grenzen gegen das Anſchwellen türkiſcher Gewalt zu ſchirmen, im Innern des türkiſchen Reichs ſelbſt Einverſtändniſſe zu gründen und die erſtorbenen Reſte der Byzantiner durch Reſtaurations-Ideen einer chriſtlichen Monarchie zu erwärmen ſuchten, gab den Dingen eine andere Geſtalt und ward die fruchtbare Mutter von Auftritten, die Europa abwechſelnd zu Zorn und Mitleid reizten. „Uns hat der Boden ehmals gehört und wir wollen ihn wieder haben“, ſagen die aufgehetzten Chriſten griechiſchen Bekenntniſſes. „Uns aber gehört er jetzt, wir haben ihn erobert und wollen ihn auch in Zukunft beſitzen“, anworten die Osmanli. Sultan Mahmud, im letzten Decennium ſeiner Herrſchaft ohne Zweifel der liberalſte und billigſte Mann im Lande, hätte vollkommene Rechtsfreiheit gewährt; aber beide Parteien widerſetzten ſich ſeiner Verſöhnungstheorie, und namentlich nannten die griechiſchen Primaten das Programm von „Gülhane“ eine Maskerade, ἵνα μασκαραλύκι, über die man lachen müſſe. „Nicht friedlich nebeneinander und mit gleichen Rechten

wollen wir mit den Türken leben; nein, unſere Knechte ſollen die Türken ſeyn, wie unſere Hunde wollen wir ſie halten.“ [1] So lautet das Gegenprogramm der auf fremde Macht und die Apokalypſe pochenden, für ſich allein aber verzagten, ohnmächtigen und ganz hülfloſen Pfortenunterthanen anatoliſcher Glaubenslehre.

Noch weit unwürdiger aber und peinlicher, wenn man ohne Aergerniß den ganzen Gedanken ertragen kann, iſt die Rolle des römiſchen Katholicismus im Orient. Zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe durch den Genius und den Heldenmuth des Islam bei Hittin und Ptolemaïs vollſtändig erdrückt; auf Cypern, Rhodus und Candia aber nacheinander in rieſenhaftem Streite überwunden und gänzlich aus dem Orient getrieben, ſucht er ſich durch Liſt auf dem alten Boden wieder einzuſchleichen und gleichſam auf landſtreicheriſchen Umwegen wenigſtens einen Theil des verlornen Gutes wieder zu gewinnen. An und für ſich ohnehin überall in der Minderzahl und vom ſchwachgläubigen Occident auch lange ohne allen Beiſtand gelaſſen, ſank er auf die unterſte Stufe der Ohnmacht und Verachtung herab, bis endlich glücklichere Umſtände im Heimathland der zwar eingeſchrumpften, aber doch unzerſtörbaren Lebenswurzel in unſern Tagen wieder friſchen Trieb verlieh. Nur

[1] Wörtliche Aeußerung eines griechiſchen Kloſtervorſtandes auf der ſyriſchen Küſte, vom Jahre 1831.

Schade, daß man die gute und heilige Sache der Religion ſelbſt durch imbecille Niederträchtigkeiten fördern zu müſſen glaubt! Einerſeits den Griechen auf ihrem eigenen Boden in Verſchmitztheit, Hartnäckigkeit, Rabuliſterei und abgefeimten Künſten den Vorſprung abzugewinnen und andererſeits die eiferſüchtigen Bedenklichkeiten der islamitiſchen Obrigkeit zu beſchwichtigen und am Ende beide zu übervortheilen iſt im Allgemeinen die weitausſehende, verzweiflungsvolle Aufgabe der römiſch-katholiſchen Levantemiliz, für deren Schirmvögte die Fürſten des Hauſes Bourbon gelten. Dieſes Spiel der religiöſen Parteien in der Nähe beſehen, verurſacht jedem friedlichen, geraden Manne Ekel und Unwillen zu gleicher Zeit, und nichts fand ich — man verzeihe den Ausdruck — natürlicher und gerechter als den mit Verachtung gepaarten Trotz, welchen türkiſches Regiment ſelbſt in ſeiner Ohnmacht noch ſämmtlicher Chriſtenheit, beſonders der abendländiſchen, entgegenhält. Eingreifend und ſyſtematiſch thätig ſind im türkiſchen Orient nur die lateiniſch-katholiſchen Franzoſen und die griechiſch-katholiſchen Ruſſen; doch letztere mit ungleich mehr Cohäſion, Geſchick, Erfahrung und Erfolg als ihre Nebenbuhler. Die übrigen Großmächte thun nichts, wollen nichts und werden auch deßwegen als Freunde nicht ernſtlich in Rechnung gebracht. Wenn man etwa glaubt, Oeſterreich genieße in den Staaten des Padiſchah und insbeſondere bei den katholiſchen

Christengemeinden daselbst bedeutendes Ansehen und übe großen Einfluß aus, so hat es mit diesem Glauben in Beziehung auf die türkischen Behörden seine volle Richtigkeit. Die Oesterreicher handeln ja wie sie sprechen, und zeigen sich unabänderlich als die redlichen, wohlmeinenden und standhaften Bundesgenossen, Rathgeber und Nothhelfer der Türken in allen Verhältnissen, unter allen Bedingungen und um jeden Preis. Selbst schmachvolle Beleidigungen von Seite der Osmanli können ihr deutsches Phlegma nicht in Bewegung setzen; sie ertragen alles, sogar das äußerste, natürlich blos des gemeinen Friedens und der Gerechtigkeit wegen, mit einer Uneigennützigkeit und Seelengröße, die selbst den fanatischen Musulman der türkischen Hauptstadt in Erstaunen setzt.

Um so frostiger dagegen lauten die Hymnen bei der katholischen Prälatur, am apostolischen General-Vikariat des Orients, in den Katholiken-Gemeinden der türkischen Monarchie. Denn die Oesterreicher geben nichts, schicken kein Geld, versagen selbst bei großen Calamitäten hülfreiche Hand, reißen auch keine türkischen Provinzen an sich und wollen insbesondere von Errichtung eines katholischen Kaiserthums im Orient weder etwas wissen noch für dieses phantastische Ziel das geringste thun. Statt zum Vortheil der katholischen Kirche zu intriguiren, mahnt Oesterreich überall zu guter Aufführung, zur Ruhe, zur

Unterwürfigkeit und zu christlicher Geduld: „es soll schon einmal besser werden, wenn auch nicht hienieden, doch in der andern Welt, wo alles ausgeglichen wird.“

Von alle dem thun die Franzosen publice und besonders privatim das Gegentheil, weil sie noch immer nicht vergessen können, daß sie einmal Könige von Jerusalem, Großherren von Athen und Imperatoren von Byzanz gewesen sind. Sie haben beständig die Hände offen und sind im rechten Moment auch zum Handeln bereit. Aber leider ist ihr Kampf ein doppelter und verzehren ihre Sendlinge und geistlichen Milizen den besten Theil der Kraft, um erst Boden und Menschenmaterial für ihre orthodoxen Projekte zu schaffen, was ihre christlichen Nebenbuhler in so reichem Maße schon besitzen. Daher die unglaubliche Rührigkeit, der nimmersatte Gewerbfleiß und Heißhunger der römischen Stationen den armenischen, syrischen, griechischen und chaldäischen Lehrbegriff zu befehden, schismatische Seelen individuell oder in ganzen Gemeinden zu gewinnen, überall neue Rechte, erweiterten Besitz, Consular-Einflüsse und künftige Hoffnungen und Aussichten zu erwerben und zu gründen durch Andacht, Lehre, Bestechung, falsche Versprechungen und — wenn es angeht — auch durch mittelbaren oder unmittelbaren Zwang. Doch wie weit ist man noch vom Ziel, und wie viele Generationen werden noch verrinnen, bis man die

Maske wegwerfen, Aufruhr predigen und der Centralgewalt am Bosporus offen Trotz bieten kann, wie die vom nordiſchen Koloß geſchirmten Chriſten von Byzanz! Denn das iſt doch am Ende bei den apoſtoliſchen Bemühungen im Morgenland *ratio sufficiens* und Hintergrund. Verſtändige Leute müſſen lachen, wenn die römiſche Kirche über moskowitiſche Tyrannei, über ſchismatiſche Propaganda und teufliſches Umſichgreifen häretiſcher Wölfe jammert und öffentliche Gebete anſtellt, um die Donnerkeile des Himmels auf das Haupt des neuen Diocletianus an der Newa herabzulocken.

Die Ruſſen thun jetzt nur was die abendländiſche Kirche ſchon oft gethan hat, zu thun das Recht hat und auch wieder thun wird, ſobald ſie Kraft und Mittel hat. Das größte und unverzeihlichſte Verbrechen der Ruſſen beſteht darin, daß ſie ihr Handwerk beſſer verſtehen und es im Orient mit glänzenderm Erfolge betreiben als ihre geiſtlichen und weltlichen Nebenbuhler im Occident. Wollt ihr den Ruſſen das Spiel verderben und das „Handwerk" legen, ſo macht ihnen im eigenen Lande bleibend zu ſchaffen. Vermögt ihr aber dieſes nicht, ſo laßt dem Verhängniß ſeinen Lauf und wißt vor allem, daß öſterreichiſches Dulden und Verhätſcheln ſammt den hochtoryſchen Katecheſen eines Aberdeen den Osmanli eben ſo wenig zur Humanität und Energie verhelfen als fromme Saalbaderei andächtiger Pedanten im Bunde

mit germano-galliſchen Phantaſiegebilden den alten Geiſt von Byzanz in ein neues Rinnſal leiten. Und eben weil ich auf der einen Seite nur Schwäche und fehlerhaftes Beſtreben mit Schmach und Niederlage, auf der andern aber Kraft und richtigen Sinn bemerke, hat man ſich ſeine eigene von engherziger Andacht eben ſo freie als von ſpekulirendem Eigennutz entfernte Vorſtellung über die byzantiniſche Frage gebildet. Ein trauriges Geſchäft iſt es freilich in einer ſo großen Angelegenheit bei ſeinen eigenen Glaubens- und Staatsgenoſſen überall nur Thorheit und Irrthum zu ſehen; Sieg, Klugheit und wahres Verſtändniß dagegen nur auf Seiten des Nebenbuhlers zu entdecken und anzupreiſen.

Man iſt aber auch deßwegen noch kein „Slavophilos" und blinder Sektirer für eine mit Recht verhaßte Politik. Ich frage ſogar, ob die Entwicklung der byzantiniſchen Dinge, in wie ferne ſie ſich heute jedermann offen vor Augen ſtellt, die Anſichten der germaniſchen Adepten oder die herbe Kritik ihres Gegners zu beſtätigen ſcheine? Haben auch Einzelne der Gräko-Slaven den Occidentalismus (man verzeihe den Ausdruck) in ſich aufgenommen und als buhleriſches Symbol ihren Volksgenoſſen anempfohlen, ſo iſt er deßwegen noch nicht in den öffentlichen Geiſt Illyrikums eingedrungen, um lebendige Frucht zu bringen. Der Occidentalismus wird, kann und darf aber auch nicht eindringen; ein höheres Geſetz,

nnere und äußere Gewalt hindern seinen Gang und tödten seine Kraft. „Die Ataktoi," sagte der Empirikus von Turnovo, „sind für uns Griechen besser als die Taktikoi." Das heißt: „mit eurer europäischen Ordnung in Krieg und Politik können wir uns nicht bewegen, können wir den Kampf gegen die Fremdlinge nicht durchfechten, unsere Bestimmung nicht erfüllen; wir sind ein anderes Volk als ihr, haben andere Geistes- und Seelenbedürfnisse, andere Meinungen, Wünsche und Ansichten als ihr, ihr und eure Sache paßt nicht für uns, zwischen uns und euch herrscht keine Sympathie." — In diesem Turnobiten-Spruch ist ein ganzes System, eine Zukunft, ein Schicksal vorausgesagt. Zur Zeit der Freistaaten, meinte derselbe Zwischenredner, habe das alte Hellas gegen das Ausland nichts Erkleckliches zu leisten vermocht; kaum hatten aber die Griechen an Philipp und Alexander von Macedonien tüchtige Archistrategen und monarchischen Zwang, als sie in kurzer Zeit die Herrschaft über die Welt gewannen. Wo die Gräken unserer Tage ihre Archistrategen, ihre Alexander und Philippe sehen und von wo sie jetzt den „monarchischen Zwang" erwarten, braucht man verständigen Lesern nicht erst zu sagen. Gewiß ist nur so viel, daß sie von uns, von unserer Protokollar-Schirmvogtei, von unserm politischen Hermaphroditismus und unserm provisorischen Schatten-Königthum am Ilissus für ihre Zukunft nichts

erwarten und daß ihre Hoffnungen anders wohin gerichtet ſind.

Die Gräko-Slaven glauben heute ſelbſt nicht mehr, daß ihr Stamm durch eigene Kraft und auf eigene Rechnung je in der Welt noch etwas bedeuten könne. Geheimſter, innerſter Gedanke und gleichſam der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen der National-Hoffnungen und Ideen zuſammenlaufen, iſt die zwar langſam aber feſt und ohne Pauſe anſchwellende große Einheit der anatoliſchen Katholiken unter Archiſtrategie der verbrüderten Moskowiten zu Schutz und Trutz gegen das verhaßte Lateinerthum. Inzwiſchen nehmen ſie unſer Geld, greifen nach dem ſtützenden Arm, entlehnen auch etwa eine nützliche, d. h. gewinntragende Einrichtung, lachen aber unter ſich weidlich über das Don-Quixotiſche Europa und ſeine unpraktiſchen Ideen, beſonders über die „einfältigen Deutſchen", die ſich einbildeten, ſie könnten durch Compendien, Collegien-Hefte und weintrinkende Präceptoren die Zeiten der helleniſchen Mythologie und des Heroenthums heraufbeſchwören und nebenher doch lateiniſchen Sauerteig an das Ikonoſtaſium der anatoliſchen Kirche legen. — Schön wäre es freilich, wenn die humanen, chriſtlichen und verſöhnenden Ideen des Occidents auf griechiſchem Boden keimen und lebendig würden und zu politiſcher Bedeutung ſich aufzuſchwingen vermöchten, wie es unſere Staatsmänner hoffen und unſere Publiciſten als gewiß

vorausſetzen, ja ſchon als bereits geſchehen annehmen, ich aber im Angeſicht aller Dorologien von Athen und allen philhelleniſchen Jubels der Occidentalen über die vollendete Conſtitution ohne alle Scheu vor brittiſch-galliſcher Staatsweisheit entſchiedener und herzhafter als je für eine praktiſche Unmöglichkeit und ſchülerhafte Täuſchung erkläre. Deßwegen ſage ich aber keineswegs, man hätte nicht thun ſollen was man that; ich lobe ſogar und preiſe die theoretiſche Weisheit der Concepte, die Reinheit der Abſicht, die Uneigennützigkeit der Ausführung, ſage aber nur, daß eure Bemühungen vergeblich und eure Rechnungen irrig ſind. Das eben iſt das Tragiſche in der Sache, daß ſich der lateiniſche Occident auch mit vollem Bewußtſeyn und klarem Erkennen in Niederlage und Irrthum ſtürzen muß, das gräkoſlaviſche Moskowitenthum aber dem Sieg und dem Ruhm nicht entfliehen kann, weil das Fatum den einen treibt und das andere hält.

Ohne Zweifel werden die deutſchen Gegner den Vorwurf phantaſtiſcher Weltanſchauung auf mein eigenes Argument zurückſchleudern und beſonders das Geſchrei über Verrath vaterländiſcher Sache und angeſtammten Glaubens nicht ſparen. Aber man gebe wohl Acht, die Conſequenz der That wie die Logik des Gedankens iſt auf meiner Seite und ich zeihe die Staatskunſt des Occidents eines Fehlers wider die Matheſis der politiſchen Scheidekunſt, da ſie

wider die Natur der Dinge mittelſt dogmatiſcher Reagentien das moslimiſch Eine in ein chriſtlich Vieles zerfällen und dieſes chriſtlich Viele dem Prinzip ſeiner eigenen Geneſis feindlich gegenüberſtellen will, während doch nach allen Geſetzen der Natur das chriſtlich Viele nur aus dem chriſtlich Einen zu erzielen iſt und dieſes Eine zuerſt ſein volles Stadium durchlaufen und auf den Punkt der Reife gelangen muß. Dieſes chriſtlich Eine aber iſt der leitende Gedanke des illyriſchen Continents, den weder brittiſche Dreidecker noch kosmopolitiſch-helleniſch-germaniſche Phantasmagorien in Athen erſticken können. Unter dieſen Umſtänden ſchien mir die Frage eines turnabitiſchen Osmanli, „ob und wie viel die Niemetz (die Oeſterreicher und ſämmtliche Deutſchen) an Moskovien Tribut zu zahlen und Rekruten zu ſtellen haben“, viel weniger abgeſchmackt als ſie vielleicht einem deutſchen Leſer ſcheinen wird, der ſeine Meinungen über byzantiniſche Zuſtände nicht aus unmittelbaren Anſchauungen und Erfahrungen ſchöpfen kann, ſondern aus den übrigens höchſt achtbaren Dr. Kindiſchen Kritiken der Berliner Jahrbücher entlehnen muß.

Nicht genug an Tribut und Rekruten, fragte der freundliche alte Türke auch noch „ob die Deutſchen ſehr große Furcht vor den Moskof haben.“ Ich erſchrack nicht wenig über die ſonderbaren Vorſtellungen, die in Theſſalien über die deutſche Nation und ihr Verhältniß zu Rußland umliefen, und ſuchte mit

patriotiſchem Sinn richtigere Begriffe von deutſcher Größe und Majeſtät aufzuſtellen und ſo das Thörichte levantiniſcher Begriffe nach Möglichkeit zu beſeitigen und zu verbeſſern. Erſt nach längerem Verkehr mit den Völkern des byzantiniſchen Reichs merkte ich, daß man uns Deutſche allgemein zwar für gute und redliche, aber für wenig zahlreiche, ja für einfältige, unkriegeriſche und verzagte Leute halte, die den Betſch-Tſchaſari (dem Cäſar von Wien) als ihren Gebieter erkennen und übrigens in der Welt nicht viel zu bedeuten haben. Man wollte mir gar nicht glauben, als ich von 40 Millionen Niemetz redete mit dem Bemerken, daß unſer Land mehr Leute habe als das Padiſchahlik von Stambul, mehr als die „Inkilis Adaleri" (brittiſchen Inſeln), ſogar mehr als das Reich des Bunabarde. Erſt wie ſie hörten daß Deutſchland nicht ſo wie Moskovien, wie Frankreich und das „Döblet Alije" (die hohe Pforte) einem einzigen Oberhaupte gehorche, ſondern durch 38 Köpfe von verſchiedenſter Größe, vom Koloß bis zur kleinſten Dimenſion herab, geleitet werde, war ihnen alles klar. „Da kann bei euch freilich nicht viel zuſammengehen" meinten die guten Osmanli und ſtrichen ungläubiger als je die Bärte über meine Verſicherung, daß man in Deutſchland allgemein dafür halte, in den 38 Nemtſche-Köpfen herrſche allzeit ein und derſelbe Sinn. Nur das Verhältniß dieſer vielen Köpfe zum größten und oberſten, den

es ja doch geben müſſe, konnte ich den Leuten nicht verſtändlich machen. Mehemed Alis neuere Poſition und die alten Dere-Bege (Thalfürſten) Anatoliens ſchienen die Sache noch am beſten zu verſinnlichen.

Ich erzählte — verſteht ſich kurz und dem Ideenkreis der Zuhörer angemeſſen — wie es bei uns vor 1000 Jahren ſtand, welche Rolle einſt Deutſchland geſpielt und wie und durch wen wir hauptſächlich aus dem Einen ein Vieles und aus einem ſtarken Volke ein ſchwaches geworden ſind. Denn in Theſſalien hat man in ſolchen Dingen volle Freiheit zu reden und die Sachen bei ihrem rechten Namen zu nennen ohne Anſtoß, ohne Hemmniß, ohne Bedenklichkeit. Rohe Umriſſe an der Wand über Lage, Größe, Abſtand und Macht der Landſchaften in Beziehung auf Stambul als Mittelpunkt alles ſtaatlichen Lebens der alten Welt halfen den Worten nach und gaben allerlei Gedanken. Türken, die früher niemals ein Chriſtenhaus beſuchten, kamen zu uns und ſaßen ſtundenlang auf dem Divan, um von den Zeitläuften reden zu hören und Fragen zu thun. Am meiſten Freude machte ihnen die Nennung der ganzen Folgenreihe ihrer Sultane von Osman I. bis Abd-ul-Medſchid herab, welcher als Urquell aller Herrſchergewalt noch immer — wie die guten Osmanli glauben — Krone und Inveſtitur an die „ſieben Kral“ der Chriſtenheit verleihe.

Selbſt eine Berichtigung dieſes tröſtlichen Vor-

urtheils ertrugen ſie geduldig und ein Mekka-Pilger machte am Ende den traurigen Epilog: er ſehe wohl, wie es jetzt ſtehe, *Schimdi Padischah dejildür Top schimdi tadsch verir*, d. i. „jetzt verleiht nicht mehr der Padiſchah, jetzt verleiht die Kanone das Diadem.“

In dieſer Weiſe entſtand nach und nach — wenigſtens mit einigen Türken — eine gewiſſe Annäherung und Vertraulichkeit des Umgangs, wobei man ſich nicht ſelten den letzten Gedanken ſagte und beſonders über die gegenſeitigen Nationalſitten weitläufig verhandelte. Als höflicher Gaſt erkannte ich den Osmanli in nicht wenigen Dingen den Vorzug vor uns Chriſten zu und richtete einmal gleichſam als Neubekehrter die Taſchenuhr in ihrer Gegenwart nach morgenländiſcher Tagesrechnung, was den Kredit noch weit ſchneller hob als ſelbſt die politiſchen Lektionen mit Schattenriß und Nomenclatur der Padiſchahe. Dieſer „Niemetſch,“ hieß es mit Verlaub, iſt ein Menſch von Geiſt, er weiß das Beſſere ſchnell zu unterſcheiden und ſich anzueignen.

Herabgewürdigt und ohne Zuverſicht iſt in der Türkei nur die Regierung; das Volk hat weder von ſeiner fanatiſchen Energie noch von ſeinem Selbſtvertrauen etwas verloren und fühlt ſich dem meuteriſchen Sinn der chriſtlichen Raja ohne fremde Dazwiſchenkunft ſogar in der europäiſchen Hälfte des Reichs vollſtändig gewachſen. Bei uns denkt man ſich die chriſtliche Bevölkerung der Olympus-Halden,

der Pelion-Abhänge, der Pindus-Schluchten ſo gern als ein Geſchlecht antiker Helden, voll Kraft und hoher Geſinnung, als eine Gattung gefeſſelten und gebannten Prometheus, deſſen Zauber man nur zu löſen brauche, um in Hellas eine neue Welt zu ſchaffen. Unglücklicher Weiſe rechtfertigten dieſe „Helden des Nordgebirges“ unſere ſchwärmeriſchen Hoffnungen zur Zeit des großen Aufſtandes eben ſo wenig als die unkriegeriſchen Bewohner der ſüdlichen Diſtrikte. Unregelmäßige Haufen albaneſiſcher Milizen und türkiſchen Landſturms der Ebene dämpften die Bewegung im erſten Anlauf, plünderten und verbrannten der Reihe nach die für unzugänglich gehaltenen Dörfer und Städtchen im Gebirge, das ſich bis heute noch nicht vom Ruin völlig zu erholen vermochte. Dieſer Menſch — denkt ſich vielleicht der Leſer — mit ſeiner proſaiſchen Nüchternheit zerſtört uns noch alle Träume, verwüſtet alle Poeſie! Warum nicht auch etwas helleniſch-patriotiſche Metaphyſik und ſcholaſtiſche Schwärmerei wie bei dem liebenswürdigen, talentvollen und ſcharfſinnigen Cyprian Robert und in den Parlamentsreden eines Palmerſton und Guizot zu leſen iſt? Zwei Dinge ſcheinen mir heute unmöglicher als je: einmal daß ſich im großen illyriſchen Dreieck irgend ein chriſtlich-byzantiniſcher Staat durch ſich ſelbſt zu erheben und politiſch ſelbſtſtändig zu conſtituiren, durch eigene innere Kraft ſich frei zu erhalten und fortzuleben

vermöge; zweitens, daß irgend eine bleibende Schöpfung genannter Art durch den Occidentalismus in jener Gegend zu erwarten ſey. Die eine Hälfte dieſer Theſis wird durch die Wendung der Dinge in den Süd-Donauländern nach und nach auch den verblendetſten europäiſchen Gemüthern klar, die Richtigkeit der andern aber muß ſich erſt in der Folge zeigen. Das Ganze ſoll ſich ohne alle Kränkung und Verunglimpfung anderer Anſichten lediglich auf beſſere Kenntniß der Seelenzuſtände jener Völker, ſowie auf ſchärfere Wahrnehmung der Kräfte ſtützen, die ſich feindſelig und nebenbuhleriſch auf jenem Boden gegenüberſtehen.

Während meiner Anweiſenheit in Turnovo befand ſich der Gemeinderath in großer Bedrängniß und hielt wiederholte Sitzungen, weil er auf Befehl des Statthalters Namik-Paſcha plötzlich und in kürzeſter Friſt über Verwendung der Gemeindegelder und über die eingehobenen Steuern Rechnung legen ſollte, ſolche Rechnungen aber in Turnovo, wie an vielen andern Orten äußerſt ſchwer zu ſtellen ſind. Die Bürger — offenbar etwas turbulente und von St. Simoniſtiſchen Ideen angebrannte Köpfe — hatten eine Klagſchrift eingereicht, der Gemeinderath lege mehr Steuer um als die Regierung verlange; auch verwende er die Armenfonds nicht gerade jeder Zeit zum Troſt der Dürftigen und die Gemeindetaren nicht für öffentliche Zwecke, ſondern habe beides in eine Quelle eigenen Vortheils und

ſelbſtſüchtigen Privatvergnügens umgewandelt. Leider war auch der Erzbiſchof von Lariſſa in der Sache betheiligt, weil er aus natürlicher Abneigung gegen die hauptſächlich von Türken bewohnte Metropole einen großen Theil des Jahres in dem nur drei Stunden entfernten und beinahe ganz chriſtlichen Turnovo lebt, wo er eine ſchöne Kirche, eine bequeme Wohnung nebenan und reichliches Einkommen beſitzt und folglich nach der Conſtitution der morgenländiſchen Kirche zugleich das große Wort im Verwaltungsrath zu führen hat. Aus Achtung für die hohe Würde des Prälaten ließ ich mich auch vorſtellen und kam ſpäter mit Herrn ** einige Male, um Sr. Heiligkeit meine fortwährende Ehrfurcht zu bezeugen, in das Haus. Die Wohnung iſt nur ein Erdgeſchoß dicht an der Kirche und ſammt dem weiten, maulbeerbaumbepflanzten Hofraum durch ein Mauerquadrat von Straße und Blick der Ungläubigen abgeſchieden. In ſibiriſches Pelzwerk eingehüllt ſitzt der Erzbiſchof, wie ein Paſcha, mit untergeſchlagenen Beinen im Divanswinkel, das ſtrenge Antlitz gegen den Eingang gewendet, um jeder Bewegung Meiſter zu ſeyn.

Langes Reden und vieles Fragen iſt nicht im Geſchmacke des hochwürdigſten Prälaten; er hat dem Anſchein nach andere Sorgen und iſt immer aufs Ernſtere bedacht, beſonders auf Förderung des Seelenheils durch Mehrung irdiſcher Schätze und Schlichtung böſer Händel und verwickelter Intriguen, die auf

dem dornvollen Pfade der Tugend in Theſſalien ſelten fehlen. Gebürtig aus Mitylene und Mönch von Profeſſion ſitzt Se. Heiligkeit jetzt auf dem dritten Thron, für welchen ohne die Gaben an Kanzleiperſonale und türkiſche Patrone nur an den Patriarchen allein die Summe von 20,000 Gruſch (2000 Gulden C. M.) zu erlegen war. Einen vierten noch einträglichern Sitz zu erſtehen erlauben die canoniſchen Geſetze nicht, und ſo muß ſich der ehrwürdige Kirchenfürſt zu nicht geringem Herzeleid für den Reſt des Lebens mit der Archiepiskopal-Tiara von Lariſſa begnügen und durch Fleiß, Gebet und geiſtliche Induſtrie die Lücken auszufüllen ſuchen, welche das magere Vließ ſeiner Schäflein jährlich in den apoſtoliſchen Taſchen läßt.

Im Allgemeinen wiſſen ja die Leſer, daß ſich der orthodoxe Klerus in der Türkei, wie der katholiſche in Irland, nach der Confiskation des Kirchenguts und nach Verdrängung des Chriſtenthums vom Rang einer Staatsreligion nur mit den Stolgebühren, Gemeindeumlagen und freiwilligen Beiträgen der Gläubigen behelfen muß. Ohne Zweifel wäre die Lage noch weit ärmlicher, wenn die Oberprieſter nicht zugleich an der Spitze der Civilverwaltung ihrer Religionsgenoſſen ſtünden. Der Erzbiſchof von Lariſſa iſt zugleich oberſter Polizeichef, erſte richterliche Inſtanz in Rechtsſtreitigkeiten über Mein und Dein, Vorſitzer bei Steueranſätzen, bei Verwendung des

Armengeldes, bei Vertheilung außerordentlicher Spenden wohlthätiger Chriſten, ſo wie bei allen Teſtaments-Exekutionen ſeiner Heerde. Und wer wollte es den frommen vielgeplagten Hirten übel nehmen, wenn ſie ihr kümmerliches Loos zu verbeſſern ſuchen und für ihre große Mühe hie und da etwas auf die Seite legen oder vielmehr in brüderlichem Einverſtändniß mit den weltlichen Primaten etwas mehr „Wolle ſcheeren" als eigentlich nöthig wäre. Das hat freilich mitunter auch ſeine Schwierigkeiten, weil man jetzt ſogar im Lande der Osmanli rechnen lernt, die Verordnungen kennt und den Gemeindevorſtehern ſchärfer als weiland auf die Finger ſieht.

Ein ſtehender Poſten in den Communalrechnungen ſind die „geheimen Ausgaben zum Nutzen der Gemeinde", und wenn dies alles noch zu wenig iſt und den Heißhunger der Verwalter nicht zu ſtillen vermag, ſo fehlt am Tag der Steuerablieferung an die türkiſchen Kaſſen zufällig ein gewiſſes Quantum, worüber natürlich ungeſäumt die Mahnung der Oberfinanz-Behörde erſcheint. „Fünfzehntauſend Gruſch (1500 Gulden Conv.-Mz.) fehlen an der Summe der katholiſch-chriſtlichen Gemeinde[1] und Don***, der für Alles haſte, möge das Mangelnde heute lieber als morgen nachſenden, bei Vermeidung der Exekution." — Das war nun freilich eine verdrießliche Nachricht

[1] Nicht zu Turnovo in Theſſalien.

auf dieſ
menſcher
von Tu
chan-Be
ſchehi
vom P
Stadt .
Turn
Civilg
aufbew
die ble
manli
Murad
ſtantin
hat m
dem P
Bitten
das L
ſchen
Turch
gegen
der n
habe

aber
an, v
der
Typ

Grüberigungen beſtritten
maleſſen pflegt man alle
ter, auch wenn ſie nicht
ſind, aus Höflichkeit und
ei dieſer Gelegenheit Jemand
auch unter die Leute von Be-
zu großen Unannehmlichkeiten
arnovo wirklich kurz vor meinem
geſchehen iſt. Denn wirklich hatte
n alten Garnfärber, einen etwas
len Mann, beim Herbſtſchmaus
eggelaſſen. Das war nun groß
va weil die Gemeinderäthe das „Brod
ſen, ſondern weil ſie es ohne Pan-
n Garnfärber, eſſen wollten. Die Zu-
war in einem einſamen, unweit der
n Cypreſſen und Maulbeerbäumen
verſteckten Klöſterlein, und eine äußere
Orte aus dem lehmummauerten Hof zum
elzimmer hinauf, wo die Primaten mit
Hof an der Spitze voll guter Dinge

n vielen Arbeiten und Sorgen hat Se.
gewöhnlich ſcharfen Appetit und findet ins-
, daß ein guter Schluck Gebranntes ſeiner
on noch am beſten zuſage. Doch muß man
zur Wahrheit bemerken, daß Se. Heiligkeit
as ertragen kann und Vormittag allerm-

und als ſorglicher Wächter ſeiner Heerde häufig ſogar auch Nachmittag vollkommen bei Troſt und nüchtern iſt. Mit weggelegtem Ueberwurf und aufgeſtülpten Aermeln ſaß der ehrwürdige Prälat am Ehrenplatz und ermunterte ſeine Mitgäſte zur Frömmigkeit, gab ihnen geiſtliche Lehren und machte ſie unter Lob und Preis auf die Allmacht Gottes aufmerkſam, die in Theſſalien ſo guten Wein, ſo kräftiges Brod, ſo ſüße Kräuter und ſo fette Schöpſenkeulen wachſen laſſe. Auch fand Se. Heiligkeit, daß es bei aller menſchlichen Unzulänglichkeit und Schwäche im Grund genommen an Gottesfurcht, an frommen und chriſtlichen Gedanken zu Turnovo und Lariſſa noch nicht gebreche und daher die beſte Hoffnung vorhanden ſey, der gute Gott werde ſeiner Heerde in Zukunft vielleicht noch milder und gnädiger gedenken als bisher geſchehen. Der fromme und gottesfürchtige Prälat war beſonders heiterer Laune und man hatte vor dem geiſtlichen Gelage aus den Communal-Erübrigungen Gaſtgeſchenke in türkiſchen Goldmünzen an die Zechenden vertheilt, wobei der Antheil des hochwürdigſten Pontifex natürlich nicht der geringſte war. Aber ſieh da! inmitten der geiſtlichen Luſtbarkeit geht die Zimmerthüre auf und Pandaſy der alte Garnfärber tritt herein.

Wie ein zweiter Ulyſſes im Saal der Freier ſtand der Mann aus Turnovo mit einem mächtigen Kurbatſch unter der Thüre und hinter ihm ein handfeſter

Genoſſe als Stützpunkt in etwaiger Noth. Das aufgedunſene dunkelblaue Geſicht war noch dunkler gefärbt, die kleinen grauen Augen ſprühten Zornesfunken unter ſtruppigen Brauen hervor und ein Strom von Schmähungen ergoß ſich über die verblüfften Zecher und den hochwürdigſten Vorſitzer des Mahles. Gewiſſenloſigkeit, Schelmenſtücke, Diebeskniffe und derlei verfängliche Dinge warf er ihnen vor, und „ob ſie ſich nicht ſchämten den Armen das Brod vom Munde wegzunehmen und ſchwelgeriſche Gelage zu halten, während ſo viele chriſtliche Familien in Turnovo am Hungertuche nagen?“ Niemand antwortete in der erſten Ueberraſchung, man war ja ungerüſtet und ſah den mit einem Knotenſtock bewaffneten Helfer vor der Thüre. Der Raſende vergaß ſich völlig; wie vom Dämon fortgeriſſen ſchritt er zum Tiſch heran und ſchwunghafte Peitſchenhiebe klatſchten ſauſend auf den gottgeweihten Prälaten nieder. Aber geſtärkt durch Speiſe und Trank ſprang der beleidigte Oberprieſter auf und packte den ruchloſen Färber mit feſter Hand. Es entſtand wüthendes Gemenge, es regnete Hiebe, Püffe, man kratzte, ſpie einander ins Geſicht; Pandaſy faßte den Gegner am ehrwürdigen Mönchsbart, und am Ende kamen die Ringenden bei der Thüre hinaus und rollten ineinander verbiſſen und verſchlungen über die Holzſtiege in den Hof hinab, wo man ſie endlich nach erſchöpfter Wuth auseinander brachte.

Der alte Pandaſy und ſein Begleiter ſchwangen ſich aufs Pferd und ritten in die Stadt zurück, der Erzbiſchof aber ging wieder in den Saal hinauf. Ein Blitz, möchte man glauben, ſey aus den Wolken auf den verruchten Frevler niedergefahren, der ſeine Hand wider den Geſalbten des Herrn aufgehoben hatte. Die unerſchöpfliche Langmuth Gottes, welcher ohne Zweifel ſeinen Diener prüfen wollte, kam aber bei dieſer Gelegenheit wieder deutlich ans Licht; denn nicht nur iſt der Blitz nicht herniedergefahren, die Gemeinde konnte auch die Entfernung ihres mißhandelten Erzbiſchofs auf wiederholtes Begehren nicht erwirken. Die türkiſchen Behörden nahmen für den Garnfärber Partei; man vermittelte, ſuchte auszuſöhnen, „es ſey nur momentanes Aufwallen der Leidenſchaft, des Affektes, des gekränkten Selbſtgefühls ohne alle nachhaltige Bosheit geweſen, das man gegenſeitig vergeſſen müſſe.“ Zu nicht geringer Schmach des chriſtlichen Namens blieb der Garnfärber unbeſtraft und behielt Se. erzbiſchöfliche Heiligkeit ihre Schläge wie ihren Sitz bis auf den heutigen Tag. Ein Augenzeuge hat mir alles erzählt. Jeder aufrichtige Freund der Religion muß das Loos der byzantiniſchen Prieſterſchaft beklagen, weil ſie im Schmutz irdiſcher Intereſſen befangen, nirgend jenen achtunggebietenden Grad von Unabhängigkeit und jenen höhern reinen Glanz beſitzt, den nur Uebergewicht geiſtiger Vorzüge und ſozialer Stellung gewähren kann.

Die byzantiniſche Kirche iſt die Magd ihrer Gläubigen, die ihrerſeits Knechte eines fremden Eroberers ſind. Durch Sittenreinheit und ſtrenges Exempel die Heerde erbauen und zur Tugend führen, wäre ſchön; aber auch durch geiſtliche Cenſuren das moraliſche Uebel bekämpfen, wäre für das Allgemeine ſchon Gewinn. Das erſtere iſt in Theſſalien eben ſo ſchwer als überall, das andere aber in den politiſchen Verhältniſſen der anatoliſchen Kirche nicht praktikabel, weil es Uebertritte zur herrſchenden Staatskirche das Islam erzeugt. „Willſt du leben und deine Einnahme nicht verlieren, ſo laſſe mich gewähren", ſagt der vornehme reiche Grieche. „Drückſt und verfolgſt du mich, ſo werde ich Türke und räche mich", ſpricht der Arme und Geringe. An ſittliche Veredlung und Beſſerung durch Zuthun der *Ecclesia militans* iſt unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken; ſpontane Gewiſſensregungen und innere Erleuchtung führen hier allein zur Beſſerung. Deſto leichter wird man ſich die ſpekulative Gewandtheit erklären, mit welcher der griechiſche Pope und Erzprieſter vor allen Geiſtlichen der Chriſtenheit, Geldgeſchäfte zu leiten und geiſtlichen Erwerb überhaupt zu betreiben verſteht. „*Tabu*" nennen die Götzenpfaffen auf den Südſee-Inſeln jedes ihnen anſtändige irdiſche Gut, um es vor den Griffen der Laien ſicher zu ſtellen. Erſt in Turnovo erfuhr ich zufällig, daß der byzantiniſche Klerus ein ähnliches Erwerbsmittel ausgedacht und

jährlich bedeutende Werthe als „Gut des heiligen Grabes“ (τοῦ ἁγίου τάφου) in seinen Gewahrsam bringt.

Wie man in der lateinisch-katholischen Kirche für „*propaganda fide*“ sammelt, wirkt und spekulirt man in der griechisch-katholischen, um das heilige Grab vollends den „abgöttischen“ Lateinern zu entwinden. Nicht etwa nur Baares wird angenommen; auch seidene Stoffe, Brokate, Teppiche, kostbare Möbel, Stickereien in Gold und Silber, Perlenschnüre und diamantengeschmückte Heiligthümer werden bei den Kirchen hinterlegt und als „Heiliggrab-Gut“ aller Reklamation, ja nicht selten den Ansprüchen legitimer Erben enthoben. Denn Papa-Chilio, des Erzbischofs Vikar zu Turnovo, versichert die reichen Wittwen, „nichts sey Gott gefälliger und führe sicherer zum Himmel als Bereicherung des heiligen Grabes selbst auf Kosten der eigenen Kinder.“ Geld, sagt der fromme Pope, führt zu Müssiggang und Sünde; die Jungen sollen sich nur selbst bemühen, sollen arbeiten, sparen, sammeln, die Matronen aber sollen fleißig fasten und an gebotenen Tagen außer Teig mit Feldgras nichts genießen und ihm das Erübrigte bringen, damit er es beim heiligen Grab auf geistliche Zinsen lege.

Der äußerste, letzte, allgemeinste und immanenteste Gedanke der byzantinischen Kirche ist das heil. Grab. Byzanz ist centripetal und nur innerhalb der Gränzen thätig; das universelle centrifugale Rom dagegen, sinnt zu gleicher Zeit wie es den Buddhaisten von

China und den Anthropophagen auf Rukahiwa und Tonga-Tabu das ſanfte Joch chriſtlicher Geſittung und geiſtlicher Herrſchaft auf den Nacken lege. Ein byzantiniſcher Taſſo würde die Befreiung Jeruſalems von den Lateinern zum Thema ſeiner Geſänge wählen. Die abenteuerlichſten Sagen über Mirakelkämpfe und Siege der orthodoxen Biſchöfe in der heiligen Stadt wider den abendländiſchen Erbfeind cirkuliren unter den gläubigen Garnfärbern von Turnovo, und der Titel eines Heiliggrab-Pilgers verleiht dem anatoliſchen Chriſten nicht geringern Ruhm als die Wallfahrt nach Mekka dem Mohammedaner gibt.

Was der abendländiſchen Kirche nie ganz gelingen wollte, oder ſchnell wieder verloren ging, hat die morgenländiſche vollſtändig durchgeſetzt: ſie iſt eine compakte Einheit in Sinn und Beſtrebung und ihre größte Stärke liegt in der Mäßigung mit der ſie erſt nur um Anerkennung gleicher Rechte ringt. Nach dem Siege wird ſie ihrerſeits zum Angriff übergehen.

Dieſe einzelnen Sittenzüge aus dem Leben der Theſſalier unſerer Tage mögen manchem Leſer vielleicht kleinlich, ja unbedeutend und ſogar langweilig ſcheinen und man fände es vielleicht unterhaltender und viel lehrreicher, wenn ich mit Uebergehung geiſtiger und materieller Zuſtände der byzantiniſchen Jetztzeit mehr das Alterthum in Angriff nähme und gewiſſe äußerſt wichtige, aber noch immer unentſchiedene Streitfragen der Archäologie zu löſen und z. B.

akademiſch-gründlich herzuſtellen ſuchte, ob Jaſon die linke oder ob er die rechte Sandale verloren, wo und aus welchem Geſchirr eigentlich Achilleus das Bärenfett gegeſſen und welchen Weg der verzauberte Eſel Lucians auf ſeiner empfindſamen Reiſe aus Theſſalien nach Macedonien genommen habe; item zu welcher Klaſſe die von Pyrrha und Deukalion nach der Fluth hinter ſich geworfenen und in Menſchen verwandelten Pindusſteine gehörten? ob es Granit, Glimmerſchiefer, Feldſpath-Porphyr, rother Sandſtein oder Dolomit geweſen ſey? An alle dieſe Fragen und noch an viele andere dachte ich oft genug in Turnovo. Ich war ja mitten auf dem Schauplatz der älteſten Mythenwelt und der Uranfänge des helleniſchen Volkes, ſah täglich den niedrigſtreichenden Pindus, das Oetagebirge, den Pelion, den Oſſa und die vielwipflige, breite, maſſige, hohe Wand des nahen Olympus mit dem fetten Wintergrün der lariſſäiſchen Ebene vor meinem Auge prangen und hielt mit den Centauren von Wlachojani, wie mit den Giganten der ſpindelreichen Ampelakia freundlichſten Verkehr. Nicht wie die Leute, welche Phthia und Schönhellas bewohnten und Myrmidonen, Hellenen und Achäer hießen,[1] vor dreißig Aeonen waren oder nach dreißig Aeonen etwa ſeyn könnten und ſollten, ſondern wie ſie heute ſind, wie ſie jetzt denken und

[1] *Οἳ τ' εἶχον Φθίην, ἠδ' Ἑλλάδα καλλιγύναικα, Μυρμιδόνες δὲ καλοῦνται καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί.*

handeln, was ſie gegenwärtig ſuchen, hoffen und fürchten, iſt dieſen Skizzen als Ziel vorgeſteckt. Mögen andere vom „Lanzenſchwinger Epiſtrophos", von Selepias, Proteſilaos und Philoktetes reden und das „ſchöngebaute Jolkos" und die lariſſäiſchen Tänzerinnen preiſen; ich erzähle von Selbſchuken, Wlachen und Gräko-Slaven, von Krappwurzeln, Weberſchifflein und Metropoliten, von Papa-Chilio und Garnfärber Pandaſy, vom breiten dunkelgrünen Maulbeerblatt und vom melancholiſch-lieblichen Klageruf des „Gkjon" durch die mondſtillen, heiterfriſchen Sommernächte von Turnovo. Wem das Gemälde verzerrt und widerlich ſcheint, der klage die Menſchen an, daß ſie nicht beſſer ſind. Es iſt hier vielleicht etwas mehr als Menander; doch nicht ganz die Ungebundenheit der alten Komödien, die

Siquis erat dignus describi, quod malus aut fur
Quod moechus foret aut sicarius aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.

Nach einwöchentlicher Raſt und ſattſamer Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen Theſſaliens überhaupt und Turnovo's insbeſondere ward ein Ausflug nach der Hochebene Alaſona unternommen, um das Land auch im Einzelnen kennen zu lernen. Ich wollte wiſſen warum Homer der Stadt Olooſon (heute Alaſona) den Beinamen λευκήν, „die weiße" gibt.[1] Auch hatte ich ſchon zu

[1] .... πόλιν τ' Ὀλοσσόνα λευκήν. Iliad. II, v.. 739.

Theſſalonich gehört, ein Mann von Tſcharnitſchena auf derſelben Hochebene ſey im Beſitz von mehr als zwei Pfund neugefundener Münzen des Alterthums, unter denen ſich vielleicht *inedita* aus den Zeiten der theſſaliſchen Republiken finden könnten. Nach den europäiſchen Landkarten wäre Alaſona wenigſtens 12—15 Stunden von Turnovo entlegen; der wirkliche Abſtand beträgt aber nur vier Stunden im gewöhnlichen Karavanenſchritt. Außer dem Hausherrn und dem oft bemelbten Empirikus Konſtantin ſchloß ſich Ali-Beg, der Sohn eines reichen Albaneſen aus Lala, mit ſeinem Diener, der ehmals Räuber war, der Geſellſchaft an. Vermuthlich war Ali-Begs Vater als Polizeichef von Turnovo begierig zu wiſſen, was ein Franke um dieſe Zeit in Tſcharnitſchena für Geſchäfte haben könnte.

Der Leſer erinnert ſich noch, daß Turnovo nur etwa 500 Schritte vom ſanft anſteigenden Uferrand der großen Ebene liegt. Dieſer Rand, wie zum Theil auch ſchon früher bemerkt wurde, iſt eine vom Fuß des ſchieferreichen Olymp auslaufende, dürre, gerundete Hügelkette aus nackten Marmorfelſen ohne Baum, ohne Quelle, ohne Grün und nur mit einem ſtaubigen, ſalbeiähnlichen Kraut aus dem Geſchlecht der Sideritis, wenn wir nicht irren, traurig und dünne bewachſen, während der „ſmaragdgrüne Raſen und das dunkle Grün der Binſen, Geſträucher und Bäume“ auf der von Quellen und Bächen reich getränkten

Fläche das Auge ergötzt und das Gemüth erheitert. Wir ritten etwa anderthalb Wegstunden am Fuß der dürren Hügelkette bis zum Punkt, wo sie, unmittelbar hinter dem Koniaridorfe Mati stumpfwinkelig mit dem Granit der Olympuswurzel zusammenrinnt. Ein krystallheller wasserreicher Bach, wir sahen es nicht ohne Entzücken, quillt unmittelbar unter dem ausgebrannten Gestein hervor und hat sich dicht am Ursprung ein tiefes (die Eingebornen sagen bodenloses) Becken mit hellgrünem Wasserspiegel und einem Kranz hohen Schilfes gegraben. Ein Platanendickicht von riesigem Wuchs gibt dem Wanderer Schattenkühle und aus dem überströmenden Born zieht durch Gebüsch und Grün der lange Silbersprudel zwischen den Seldschuken-Dörfern in der Richtung gegen Tempe zum Bett des Sarantaporos und mit diesem in den welligen Peneios hinab. Im Gegensatze mit dem periodisch rauschenden Wildstrom von Turnovo möchten Neuere in diesem schönen Bache den „lieblichen Titaresios" der Iliade erkennen.[1]

Um die Sterblichen für das reiche Gut einer so üppigen Strömung und einer so erquickenden Schattenfülle gleichsam zu bestrafen, und das große Gesetz der Contraste aufrecht zu erhalten, liegt unmittelbar hinter dem Raume des dürren Hügelrandes, beinahe eine Wegstunde vom Brunnen der Glückseligkeit

[1] *Οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο,*
ὅς ῥ' ἐς Πηνειὸν προΐει καλίῤῥοον ὕδωρ.

entfernt, ein Chriſtendorf ohne einen einzigen Baum und ohne alles Waſſer, ſo daß der tägliche Bedarf für die ganze Gemeinde, für Menſch und Vieh, in Fäſſern vom Born der Ebene heraufzuſchaffen iſt. Und doch bleibt das Dorf von Geſchlecht zu Geſchlecht auf dem undankbaren Grunde! Der Menſch, ſcheint es, lebt um jeden Preis, und Gewalt und Natur mit allem Muthwillen tyranniſcher Laune ſind noch ſchwächer als ſeine Geduld.

Theſſalien iſt mehr als jedes andere Land der türkiſchen Monarchie treues Sinnbild des Islam und des Evangeliums. Der Islam mit ſeiner Grundlage des Hochmuths und der Sinnlichkeit beſitzt alles Labſal der grünen fetten Trift; das Evangelium dagegen als Religion der Demuth, der Armuth, der Entbehrung und des beſtändigen innern Kampfes hat in Theſſalien überall nur die ausgebrannten, ſchatten- und waſſerloſen Schieferhalden des großen Uferrandes als Erbtheil erhalten. Die Weiber dieſer „Waſſerloſen" hüten den Herd und weben, die Männer ſuchen als Handwerker, Taglöhner, Schnitter, Säemänner und Spekulanten Brod und Erwerb in der Ebene, in großen Städten, auf fernen Küſten, und kommen im Winter oder Zeitweiſe mit dem Erübrigten in ihre traurige, aber doch theure Heimath zurück. Dieſe Gemeinden ſind ſicher, weil niemand ihren ertragloſen Boden begehrt. Doch ſind Heldenmuth und nachhaltiger kriegeriſcher Ungeſtüm, wie ihn die

Romantik des Abendlandes den Dürr-Halbenbewohnern des großen Ringbeckens leiht, in neuern wie in ältern Zeiten nicht ſonderlich zum Vorſchein gekommen. Sind Albanier und reine Slaven, wie z. B. der Tſchernogorze (Montenegriner) herausfordernd und kriegeriſch, ſo iſt der Gräko-Slave und der Gräko-Wlach eher kleinmüthig, geduldig und verzagt.

Von dem ſlaviſch benannten, aber ikoniſch bewohnten Dorfe Mati kamen wir in einer Stunde ſanften Rittes in anſteigender Schlucht auf die Höhe des Paſſes, wo ein albaneſiſcher Soldhaufen zur Hut des Uebergangs unweit eines iſolirten Wartthurms am Bivouakfeuer lag und uns erſt nach ſcharfem Examen und gehörigem Ausweis, als wären wir Klephten, vorüberließ. Der Paß wird Meluna genannt und gewährt einen überraſchend ſchönen Rückblick auf die große „pelasgiſche“ Ebene, die ſich wie ein grüner, von Silberfäden durchwirkter Teppich weit über das im Dunſtkreiſe ſchwimmende Minaret-Gewirre von Lariſſa und die deutlich zu erkennenden Salambria-Windungen in prachtvollem Panorama auseinanderzieht. Eine kürzere und weniger ſteile Schlucht führt auf der andern Seite des Bergſattels auf die kleine Hochebene von Alaſona hinab, die ein vollkommenes Ebenbild der großen Centralfläche in verjüngtem Maße iſt. Bei einem Durchmeſſer von etwa anderthalb Stunden mag ſie deren fünf im Kreiſe zählen und hat, wie man es ſchon vor mir bemerkte, ganz

das Anſehen eines plötzlich zum Feſtland erſtarrten Sees mit ungleichem Küſtenrand. So ſpiegelglatt, nivellirt und feingebürſtet iſt der früchtenſchwangere humusreiche Grund.

Die Schluchten des Olympus und der Cambuniſchen Berge, die mit ihren Ausläufern die ganze Umwallung der lieblichen Fläche bilden, ſpenden ihre Waſſer theils perennirend, theils periodiſch und treiben die Pappel, den Maulbeerbaum, die Weinrebe und den Maisſtengel in ſtrotzender Fülle empor. Kaum waren wir vom Bergſattel herabgeſtiegen, als vom entgegengeſetzten Rand der Ebene Stadt und Felſenkloſter Alaſona mit den weißlichen Klippen herüber leuchteten und uns das Räthſel des Homeriſchen Epithetums erklärten. Rechts am Fuß der Olympushalde, wo aus breitem Schlunde der Wildbach hervorrauſcht, hing die „Maulbeerſtadt“ [1] und neben ihr ein anderes Kloſter lieblich unter Baumgruppen und dunkelm Laubwerk verſteckt. Hier war unſer Ziel. Aber die Münzen, das hörten wir gleich nach unſerer Ankunft im Einkehrhauſe von Tſcharitſchena, hatten bereits ihren Weg nach Athen genommen und die Scheu vor dem Bölük-Baſchi-Sohn, den man in unſerer Begleitſchaft ſah, hemmte allen weitern Verkehr. Kaum ein und anderer Chriſt wagte es insgeheim ſeine ärmliche Waare anzubieten. Arm

[1] Das iſt Tſcharitſchena, auch Tſcharnitſchena und Tſcheritſchani geſprochen.

ſeyn und doch jedesmal die Steuer pünktlich zahlen, iſt die einzige Tugend, die man von türkiſch regierten Unterthanen fordert.

Noch ehe wir uns recht niedergelaſſen und den Ort beſehen hatten, waren die Geſchäfte auch ſchon abgethan, und wir hätten leicht noch denſelben Abend nach Hauſe reiten können. Wir blieben aber doch die Nacht und einen Theil des folgenden Morgens, um einige Primaten der Maulbeerſtadt heimzuſuchen und den Rückweg über das etwa eine halbe Stunde entlegene „weiße" Alaſona zu nehmen. Tſcharitſchena, ſagt man uns, hat zwiſchen 700 und 800 Wohnhäuſer mit breiten vorſprüngenden Dächern und häufig mit einem viereckigen Zinnenthurm aus Stein wegen der Olympusklephten, in deren unmittelbarem Bereich am Eingang der tiefklaffenden, wildtoſenden, friſchathmenden Bergſchlucht, zum Theil auf ſanft anſteigender Halde die Ortſchaft liegt. Der dreiarmige Wildbach, die vielen Brücken und Stege, die laufenden Rohrbrunnen, ſelbſt die Unebenheiten des Bodens, beſonders der Reichthum an Quellen, hellgrünem ſaftreichem Graſe und Geſtrüpp innerhalb der Stadt, und das breite dunkelgrüne Laub der über die Dächer ragenden Terraſſenbäume vermehren die Lieblichkeit der Lage und zugleich die Schuld der Menſchen, daß ein ſolcher Ort nicht Sitz des Friedens, des Ueberfluſſes und des allgemeinen Glückes iſt. Noch ſtehen zwar einige Häuſer leer und mehre ſind ganz einge-

fallen; doch hat ſich keine Ortſchaft Theſſaliens von den wiederholten Plünderungen und Bedrückungen durch Klephten und Albaneſen während des Aufſtandes ſo ſchnell erholt als dieſe Maulbeerſtadt Tſcharitſchena, die, wie ſchon früher geſagt, zugleich mit Turnovo und Ampelakia ſo lange Zeit das gewinnbringende Seiden- und Garnmonopol mit dem Occident beſaß.

Wie in beiden genannten Plätzen iſt auch hier von der alten guten Zeit nur ein Schatten mit reichem Maße übler Launen zurückgeblieben. Europäern begegnet man in den weiland vornehmen und reichen Primaten-Häuſern von Tſcharitſchena mit zurückſchreckender Kälte, wo nicht gar mit ausgeſuchter Unhöflichkeit. Die Generation der beglückten Garn- und Seidenhändler, die einſt jahrelang in Ungarn, in Wien, in Leipzig wohnten und deutſch lernten, iſt noch nicht ausgeſtorben; von den großen Summen aber, die weiland aus dem „witzloſen Nemzilande" nach Theſſalien rannen, ſind leider nur die Erinnerung noch geblieben und der Verdruß über das verlorne Glück. Egoiſtiſch zurückſtoßende Kälte des Occidents gepaart mit der allen byzantiniſchen Chriſten angebornen Herzloſigkeit gibt an ſich ſchon keine beſonders liebenswürdigen Charaktere. Fügt man zu dieſer ſaubern Miſchung noch eine tüchtige Doſis des herabgekommenen und bankerotten Handelsorten überall eigenthümlichen Tones ſchmollender Bitterkeit und

kleinlich boshaften Sinnes hinzu, ſo hat man fürwahr die Elemente einer neuen, bei den Phyſiologen noch nicht aufgezählten Menſchenſpecies, deren ſchönſte Exemplare in Tſcharitſchena und Ampelakia ſind. Dagegen waren wir dem Biſchof des Ortes ein willkommener Beſuch, und der freundliche Prälat dankte meinen einheimiſchen Begleitern ausdrücklich für die Ehre einen „Franken" in ſein Haus geführt zu haben.

Der Mann war ein noch junger, ſchwarzköpfiger, rüſtiger Bulgaro-Slave, der neben der Mutterſprache geläufig griechiſch und türkiſch verſtand, aber gegen die Gewohnheit ſeiner Standesgenoſſen die Kalogeros-Mütze weggelegt, und das rabenſchwarze Haar in zierlicher Toilette zuſammengerichtet hatte. Die anſtändigen Fragen des Biſchofs, ſobald er wußte woher der Fremdling komme, über bayeriſche Staatsverfaſſung, über Gemüthsart und Geiſt des Königs, ſo wie über Macht und Kraft der einzelnen Fürſten Germaniens und über kirchliche Ordnung insbeſondere verriethen ſchnell, daß wir zu einem der begabteſten, geiſtvollſten und hellſten Köpfe des byzantiniſchen Clerus gekommen waren. Der Mann hatte Ideen und könnte unter günſtigen Umſtänden bei ſeinen Glaubensgenoſſen eine bedeutende Rolle ſpielen.

Nicht ohne etwas Selbſtgefälligkeit über die geräumige, zwei Stockwerke hohe und ganz gemauerte Wohnung und den reinlichen, eleganten „Hausſtand"

fragte Monſignore, ob die Biſchöfe im Frankenlande auch dergleichen Herrlichkeiten beſitzen? Um die innere Glückſeligkeit des Mannes nicht zu trüben, aber auch der Wahrheit nichts zu vergeben, ward dem Biſchofhaus von Tſcharitſchena vor allen mir bekannten geiſtlichen Reſidenzen byzantiniſcher Lande der erſte Rang zuerkannt, jedoch beigefügt, daß es beſonderer Umſtände wegen die Franki-Biſchöfe in allen dieſen Dingen noch viel weiter zu bringen wiſſen. Man beſchrieb Form und Ausſchmückung geiſtlicher Fürſtenburgen, wie ſie in Deutſchland vor der Revolution waren und zum Theil auch jetzt noch ſind und, ſo Gott will, bald wieder werden ſollten. Ich erzählte in Kürze vom Pomp biſchöflicher Aufzüge, vom geſegneten Einkommen der fränkiſchen Oberhirten, von der Größe ihrer Diöceſen, ſo wie vom andachtsvollen Luxus und vom großen Nutzen ſolcher Dinge für das Seelenheil.

Der Sprengel dieſes in ſeiner Vorſtellung ſo gewaltigen und glücklichen Slaven-Pontifex beſteht eigentlich nur in den beiden Städtchen Tſcharitſchena und Alaſona, von denen das eine nicht ganz, das andere aber auch nur zur Hälfte chriſtlich iſt. Die beiden Bauerndörfer am entgegenſtehenden Rand der Spiegelebene ſind ausſchließlich von Mohammedanern bewohnt. Und doch genießt er alle Vorrechte des byzantiniſchen Epiſkopats, trägt am Altar die Kaiſerkrone auf dem Kopf und wird — nach unſern

Begriffen — mit dem Titel „Königliche Hoheit" angeredet.[1] Als König und „Despot" gebührt ihm die morgenländische Adoration Seitens seiner Glaubensgenossen und ich sah oft genug, und sah namentlich auch hier wie der gläubige Empirikus von Turnovo jedesmal vor Sr. Hoheit von Tscharitschena auf alle viere niederfiel und mit der Stirne den Fußboden berührte. Bei den starrköpfigen Franken, wie man weiß, ist so viel Andacht und Demuth nicht üblich. Auch klagen die griechischen Bischöfe nicht selten über das straffe, irreligiöse und hochmüthige Benehmen derjenigen ihrer orthodoxen Schäflein, die eine Zeitlang im Occident waren und vom wahren Glauben „abgefallen sind".

Im byzantinischen Orient, bei Gräken und Türken, — man kann es nicht oft genug wiederholen, — gelten wir Abendländer ohne Ausnahme für eine Horde zuchtloser Libertins, die alle Bande göttlicher und menschlicher Disciplin abgestreift und in der Praxis keine Grenzscheide zwischen Gut und Böse anerkennen. Nicht genug! Uns Deutsche hält man überdieß noch allgemein und insgesammt für stupid und verzagt. Wenn man die erste und allgemeine Hälfte dieser Levante-Meinung im Selbst-

[1] Δεσπότης ist nach deutlicher Bestimmung des byzantinischen Staatsceremoniels der zweite Grad souveräner Fürstenwürde und ward namentlich den Königen von Serbien, Bosnien und Bulgarien amtlich zugestanden.

gefühl ſeiner Vorzüge auch noch ertragen und nöthigenfalls ſogar erklären kann, ſo muß doch der zweite und beſondere Theil dieſer Nationalkritik in Betreff der Deutſchen einiges Befremden erregen, beſonders wenn man in Rechnung bringt, daß ſich die Byzantiner ihr Urtheil nicht etwa a priori nach Diktaten und Randgloſſen irgend eines eben ſo unweltläufigen als tiefſinnigen capadociſchen Metaphyſikers und Katheberhelden, ſondern aus eigener Erfahrung und unmittelbarem Verkehr mit den Deutſchen der neueſten Zeit gebildet haben. Von ſich ſelbſt eine gute Meinung zu haben iſt bei jedem Volke üblich, und ſelbſt das Uebermaß der Eigenliebe wird verziehen; aber erſt die Anerkennung durch die Fremden ſchafft jene innere Befriedigung und jenen vollen Ruhm, auf den die Nationen mit Recht ſo eiferſüchtig und empfindlich ſind. Und dieſe Anerkennung ſoll uns Deutſchen, die wir jährlich zehntauſend Bücher drucken laſſen, von Leuten verſagt werden, die bisher weder etwas Verſtändiges zu ſchreiben, noch etwas Kluges zu thun vermochten!

Oft habe ich bei mir ſelbſt unter dieſen Umſtänden nachgedacht, warum etwa das große deutſche Volk im Byzantiniſchen ſo geringen Credit genieße und dort weniger als z. B. bei unſern chriſtlichen Nachbaren in England, Frankreich und Moskovien ob ſeiner Weisheit und Stärke geprieſen ſey? Manchmal glaubte ich freilich den Grund entdeckt zu haben,

ſcheue mich aber doch mit dem Gedanken herauszurücken, den der Kluge von ſelbſt erräth, der Thörichte aber doch nicht begreifen, noch viel weniger aber loben würde. Soweit ich in den byzantiniſchen Landſchaften herumgekommen bin, habe ich überall gefunden, daß man ſich Deutſchland unter der ſlaviſchen Benennung „*Niemetz*“ (türkiſch *Nemtsche*, griechiſch *Νεμίτζιος*) als eine compacte politiſche Einheit mit einem einzigen zu Betſch (Wien) an der „Tuna“ reſidirenden allgewaltigen Oberhaupte denkt, wie etwa die Staaten von Stambul, Moskov, Frendſch und Inkilis. Wie ich aber das Irrthümliche dieſer Vorſtellung berichtigte und von den achtunddreißig an Umfang und Macht höchſt ungleichen, von einander völlig unabhängigen, durchaus eigenſinnigen, nach der gewöhnlichen Behauptung aber doch in gleichem Takt ſich bewegenden und wenn es darauf ankomme, einſinnigen Staaten der Niemetz erzählte, ſahen ſie mich mit Augen an, in denen ich deutlich las: „Jetzt begreifen wir, wie und warum ihr ſeyd, für was wir euch halten.“

Der Biſchof von Tſcharitſchena, der noch niemals einen Niemetz geſehen hatte und natürlich auch unſere politiſchen Einrichtungen nicht kannte, äußerte ſeine Verwunderung über eine Ordnung beſagter Art mit Höflichkeit und ſchien auch die ideale Harmonie der achtunddreißig Selbſtändigkeiten weniger ſchwer zu begreifen als die türkiſchen Zwiſchenredner beim

Souper des Weſires von Lariſſa, bei dem wenige Tage nach unſerer Heimkehr von Alaſona derſelbe Gegenſtand verhandelt wurde. Voll Beſchämung muß ein Deutſcher die Augen niederſchlagen, weil man wenige Schritte jenſeits der Gränzen von dem großen deutſchen Vaterlande ſchon nichts mehr weiß. Den byzantiniſchen Völkern wenigſtens ſind wir heute noch eben ſo fremd als uns Europäern Tombuktu und die Negerſtaaten Inner-Afrika's. Ohne alle Ruhmredigkeit ſey es geſagt, ich habe gleichſam die erſten Begriffe über unſer politiſches Daſeyn in den Orient gebracht und eine Menge neuer Vorſtellungen auf der weiten Strecke zwiſchen Kolchis und den Pindusſchluchten in Umlauf geſetzt.

Das Verhältniß der Theile zum Ganzen, der ſouveränen Getrenntheit zur ungetrennten Einheit konnten die guten Osmanli nicht begreifen. Hätte ich den Leuten freimüthig geſtehen können, das Einsſeyn des deutſchen Staatencompleres ſey nur ein im abſtrakten Denkvermögen, nicht in der Realität Beſtehendes, ſey gleichſam nur ein idealer Begriff, der in der Wirklichkeit keine Anwendung finde, ſo wäre Allen alles gleich anfangs klar geworden. Aber wie könnte man ſo etwas behaupten und im Byzantiniſchen herumerzählen? Aus Patriotismus blieb ich verworren und unverſtändlich. „Aha!“ ſagte endlich ein weiſer Osmanli, „jetzt verſtehe ich das Verhältniß der Theilfürſten zum Ganzen: es iſt daſſelbe wie

weiland der Dere-Bege Anatoliens zum Padiſchah.“ Wie ſie aber hörten, daß der gewaltige Kral von Tranbabul [1] auch ein Theil des deutſchen Ganzen ſey, war alles Verſtändniß wieder dahin. Am Schluſſe ſolcher Unterredungen kamen wir meiſtens ſtillſchweigend in dem Gedanken zuſammen, „eine politiſche Verfaſſung, welche die Ausländer nicht begreifen und die Einheimiſchen ſelbſt nicht allemal verſtehen, eine Deutſche oder eine „Niemetzverfaſſung“ zu nennen.“

Mit dem Weſir Namik-Paſcha, Statthalter von Theſſalien, konnte man ſich freilich leichter verſtändigen. Der Mann hat in Paris ſehr gut Franzöſiſch gelernt, London und St. Petersburg beſucht, Deutſchland durchzogen, europäiſche Kulturbegriffe aufgenommen und ſogar Abbé Millots Univerſalgeſchichte geleſen. Zur Zeit der Reform hatte man ihm mit dem Rang eines Ferik (Generallieutenant) das große und wichtige Paſchalik Makedonien anvertraut. Wie aber mit dem jungen Sultan die alttürkiſche Partei wieder ans Ruder kam und das Reaktionsſyſtem nach und nach überwog, verſetzte man den wegen ſeiner Reiſen und ſeiner Erſtrebniſſe des „Giaurthums“ verdächtigen Namik auf den geringern und weniger ergiebigen Poſten Lariſſa. Sein Nachfolger in Salonichi kann nicht einmal die eigene Sprache leſen und ſchreiben, unterhält aber ein wohl-

[1] Unter dieſem Namen verſteht man in der Umgangsſprache der Türken das preußiſche Königreich.

beſetztes Harem beider Geſchlechter, verachtet Europa und ſeine Wiſſenſchaft, plündert die Provinz und ward ob ſeiner großen Verdienſte zum Rang eines Muſchir (Marſchall) erhoben. Von alle dem iſt Namik-Paſcha das Gegentheil, und ſeine Verwaltung nennen ſelbſt die chriſtlich-griechiſchen Raja Theſſaliens eine gerechte.[1] Eben deßwegen kann er es unter den gegenwärtigen Umſtänden zu nichts bringen, und der ſchon vor zwei Jahren nicht ohne Sehnſucht und Zuverſicht erwartete Muſchirtitel iſt heute noch immer nicht nach Lariſſa gekommen. In der Türkei muß man „Verdienſte" haben, um vorwärts zu kommen!

Hr. von Mihanowitſch, zu deſſen Conſular-Sprengel auch Theſſalien gehört, hatte mir ein Schreiben an Namik-Paſcha anvertraut und wir ritten — der Weg beträgt nur drei mäßige Stunden — eigens nach Lariſſa hinein um es dem Weſir zu übergeben. Leute, die in der Welt herumreiſen, ſtellen gerne Vergleichungen der einheimiſchen und der fremden Sitten an. Und wenn man hier bemerkt, daß der Zutritt zu einem türkiſchen Großbeamten mit viel weniger Umſtänden und Gefahren verbunden iſt als bei den Weſiren deſſelben und oft noch weit geringern Ranges in der Chriſtenheit, ſo ſoll es kein Tadel, ſondern eine leere Beobachtung ſeyn, die ſich von

[1] *δὲν τρώγει ὁ βεζύρις, πολλὰ ὀλίγο τρώγει ὁ Πασιά* hörte ich von Leuten der gemeinen, Vorgeſetzte meiſtens hart beurtheilenden Volksklaſſen.

ſelbſt ergibt. Am Hofthor des Regierungsgebäudes, wo die oberſte Civil- und Militärgewalt der Provinz reſidirt, fanden wir keine Schildwacht. Im Erdgeſchoß, zum Theil in ärmlichen Schoppen auf zwei Seiten des innern Platzes, ſind die Kanzleien. Im erſten Stockwerk, wohin man aus dem Hof auf einer hölzernen Außenſtiege gelangt, iſt ein offenes Veſtibulum, wo ſich die Cavaſſen und unmittelbaren Diener der Gewalt aufhalten und der Privatſekretär ſeine Stube hat. Dieſem erklärt man ſeine Abſicht mit dem Weſir zu ſprechen, der unmittelbar am Veſtibulum ſeinen Divan hat. Die Stelle der Zimmerthüre, die den ganzen Tag offen bleibt, vertritt ein Vorhang aus gefärbtem Tuch, das man ohne weitere Meldung auf die Seite ſchiebt oder, wenn man von Bedeutung iſt, durch einen der Diener heben läßt.

Das alles iſt aber ſo einfach und zugleich den engherzigen Begriffen und Satrapenlaunen des Occidents ſo widerſtreitend, daß es einem disciplinirten Deutſchen beinahe an der nöthigen Kühnheit gebricht ohne alles Zögern, Zagen, Fragen, Beſorgen und Verneigen vorwärts zu gehen. „Geh nur hinein! was zögerſt du?“ rief ein Albaneſe aus dem Veſtibulums-Trupp dem Fremdling zu. Ich hob das Velum weg und ſieh da! Namik Paſcha in ſeinem kaffeebraunen Paletotſack, das kübelförmige dichtwattirte rothe Fes auf dem Kopfe, ſaß mit untergeſchlagenen Beinen wie eine Pagode an der Divansecke. Ich hielt meinen

Sermon, so gut es ging, auf türkisch und übergab zugleich das Schreiben des Hrn. von Mihanowitsch. Der Wesir erwiederte den Gruß in derselben Sprache, that einige Fragen, lud zum Sitzen ein und las den Brief, während der Diener schweigend und leisetretend den Kaffe und die Ambrapfeife brachte. Inzwischen traten immer mehr Leute in den Saal, denn es war um die geschäftigste Zeit des Tages und wir wurden im Gespräche über den Inhalt des Briefes, über die Grenzververhältnisse des benachbarten Griechenlands, über die Londoner Konferenz, über Personalien ꝛc. beständig unterbrochen und der Pascha fragte, ob ich Eile habe und nicht einen Tag in Lariſſa bleiben und nach Sonnenuntergang mit ihm essen wollte, wir könnten dann in Ruhe weiter reden.

Obwohl ich lieber nach Turnovo zurückgeritten wäre, hatte ich doch nicht den Muth nein zu sagen. Zugleich sandte der Pascha Befehl in ein angesehenes Christenhaus, man soll mir Quartier bereiten, und der Hausarzt, ein Grieche aus Volo, der etliche Jahre in Wien gewesen ist, wurde beauftragt, den Gast zu unterhalten, in der Stadt herumzuführen, ihn auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen und Abends bei gehöriger Zeit in das Seraï zurückzubringen. Natürlich erhob niemand Widerspruch, denn des Wesirs Wille ist hier Gesetz. Unter den Eintretenden war auch ein ganz ärmlicher in Lumpen

gekleideter bejahrter Türke, der wo nicht geradezu ein Bettler, doch jedenfalls in den geringſten und niedrigſten Umſtänden war. Drei albaneſiſche Bimbaſchi in vergoldeten Bruſtſchuppen und glänzenden Gewändern, und neben dieſen ein mohammedaniſcher Landedelmann mit ſeinem elegant gekleideten, kokett geſchniegelten Sohn machten dem Paſcha zu gleicher Zeit ihre Cour. Der Mann in Lumpen trat aber ohne die geringſte Verlegenheit, vielmehr in ungebeugter ſtolzer Haltung vor den Paſcha hin, legte eine kleine Feldblume als Gabe auf das Divankiſſen, nannte ſeinen Namen und fragte, „wie es mit ſeiner Sache ſtehe? er habe auf ſeine vor mehreren Tagen eingereichte Bittſchrift noch immer keinen Beſcheid erhalten und komme nun ſelbſt zu ſehen, was der Paſcha für ihn zu thun gedenke, denn es habe Eile, er könne nicht mehr leben und es müſſe ihm geholfen werden.“ Der Weſir antwortete mit der größten Sanftmuth: „Dſchianum (mein Gemüth), ich habe deine Bittſchrift geleſen und kenne deine Lage recht gut und nur der Drang der Geſchäfte, der jetzt beſonders heftig iſt, hat mich verhindert die Sache vorzunehmen; man wird dir helfen, man wird das Mögliche thun, deine Lage zu erleichtern, nur mußt du dich noch einige Tage gedulden; beruhige dich nur und geh in Allahs Namen, deine Sache iſt nicht vergeſſen.“ Der Mann dankte, bat aber noch einmal, der Paſcha möge ihn nicht zu lange warten

laſſen „denn das erſte und nothwendigſte Geſchäft der Obrigkeit ſey dem Bedrängten beizuſtehen und dem Nothleidenden Rath zu ſchaffen.“ Und ſo ging der Mann in Lumpen mit derſelben Zuverſicht, mit welcher er hereingetreten war, zum Saal hinaus.

Denke man ſich eine ſolche Scene in der Chriſtenheit und ſtelle man die Leutſeligkeit des Weſirs von Lariſſa neben die hochmüthige Härte hin, mit der man Armen und Geringen in den Paſchaliken der chriſtlichen Länder begegnet. In der Türkei gibt es keinen höhern Rang als „Moslim“ zu ſeyn, und auf dieſen Titel iſt der Bettler nicht weniger ſtolz und zuverſichtlich als der Weſir. Ich hatte dem Auftritt mit dem größten Intereſſe zugeſehen und ging dann mit dem Medicus in das angewieſene Chriſtenhaus.

Zu ſehen iſt in Lariſſa nichts. Es iſt eine Türkenſtadt ohne die geringſte Spur als hätte hier jemals das kunſtreiche Volk der alten Hellenen gewohnt. Selbſt die Feſtungswerke der byzantiniſchen Periode ſind verſchwunden ſammt Thor und Burg, in welcher noch Mohammed IV. während ſeines Aufenthalts in Theſſalien (1669) reſidirte. Lange grasbewachſene Erdlinien mit verfallenen Holzthoren und halbgefüllten Gräben über leere Felder ſtreichend, verrathen ſtreckenweiſe die Richtung der alten Mauer und die verſchwundene Größe von Lariſſa. Die Stadt iſt offen und zieht ſich, wie Pruſa am Olymp, bei einer Viertelſtunde Breite faſt eine Stunde Weges in der

Länge dicht am rechten Stromufer des Salambria fort.[1] Der Fluß ging um dieſe Jahreszeit (6. Januar) voll und ſchlammig und trat in den Niederungen des linken Ufers häufig aus. Die mit Hochpfaden verſehene, zwei Wagen breite, 320 Fuß lange, aus breiten Quadern erbaute Brücke mit neun ſaraceniſchen Spitzbogen iſt das unvergängliche Werk des erſten türkiſchen Eroberers, jenes vielgenannten Turchan-Begs aus der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Wohl ſtrichen wir durch die Bazare von Jeniſchehir,[2] um zu ſehen wie viel und welcherlei einheimiſches und fremdes Gut in den Magazinen liege und zu welchen Preiſen man hier verkaufe. Auch einige Stadtviertel wurden durchzogen, der Erzbiſchof und das neue Pracht-Seraï eines reichen Begs beſucht, aber aus Zufall hörten wir nirgend ein verſtändiges Wort, nirgend einen neuen klugen Gedanken und ſaßen bis gen Abend hin im Kaffehauſe auf dem langgezogenen ſanft anſchwellenden Hügelkamm, wo weiland Citadelle und Theater von Alt-Lariſſa ſtanden. Von beiden bringt an vielen Stellen altes

[1] Salambria iſt der alte einheimiſche Flußname für das ſpätere helleniſche Peneios. Die heutigen Theſſalier accentuiren durchaus Σαλαμβριά.

[2] *Jenischehir* heißt „Neuſtadt" und iſt der officielle bei den Mohammedanern allein übliche Name von Lariſſa, welch letzteres Wort nur die Chriſten und die griechiſch Redenden gebrauchen.

Gemäuer zu Tag. Dieſe milde, im Verhältniß zum wagrechten Lariſſa-Grund nicht unbedeutende Schwellung des rechten Salambria-Ufers macht den ganzen Reiz der Stadt. Ein Segment der weiten bergumſchloſſenen Ebene mit den langen Bogenwindungen des reichen vollen Stromes in der Richtung gegen den Oſſa und Olymp lag im Glanz des Abendgoldes vor unſerm Blick.

Wohl einige Stunden ſaß ich auf dem freien Platz vor der Thür und ſchaute bald in die blauen ſtillen Lüfte hinaus, bald in die langſam wogende Strömung des Peneios und auf den einſamen Platanen Cherſones — Sonntagsluſt der Lariſſa-Jugend — an der nahen Uferkrümmung hinab. Am Abhang des Citadellenhügels in der Richtung gegen die Bazare ſteht ein iſolirter Thurm mit einer Glockenuhr, und weithin über das Häuſermeer tönte in abendlicher Stille der Stundenklang. Wir warteten bis die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Gipfeln des Olymp erloſchen und kamen bei anbrechendem Dunkel in das Seraï zurück.

Namik Paſcha ſaß noch auf derſelben Stelle und in derſelben Haltung wie wir ihn vor mehr als ſechs Stunden verlaſſen hatten. Namik Paſcha reitet ſelten aus und ſitzt, wenn er nicht in Geſchäften ſeiner weiten Provinz von der Hauptſtadt abweſend iſt, Tage, Wochen, Monate lang, von Morgen bis Abend gleichſam bewegungslos und mit allzeit gleicher

Miene in der Divansecke, um Gerechtigkeit zu spenden, Fragen zu lösen, Bedenken zu heben, Streite zu schlichten, Huldigungen einzunehmen, Befehle zu ertheilen und sich von jedermann Gehorsam und unterwürfiges Entgegenkommen leisten zu sehen. Geschäft oder kein Geschäft, Divane menschenvoll oder leer macht keinen Unterschied; der Pascha sitzt unverrückt und wartet bis es etwas zu befehlen gibt. Erst mit Untergang der Sonne steht er auf und geht langsam ernsthaft über die Stiege in den zweiten Stock hinauf, wo Harem und Familie mit dem übrigen Labsal der Tagesmühen seiner harrt. Gewiß liegt im Regieren ein eigenthümlicher Reiz und ist das Geschäft im Grunde vielleicht nicht gar so langweilig und qualvoll als es bisweilen Uneingeweihten scheinen mag. Auch hat man ja schon dem Diener des weisen Ritters von der Mancha gesagt: „wer einmal die Hände am Steuerruder habe, wolle nicht mehr loslassen, weil Befehlen und Gehorsam zu finden gar so süße Dinge seyen," *„por ser dulcissima cosa el mandar y ser obedecido."* Sollte es mit diesem Axiom richtig seyn, so hatte Namik Pascha dieses Mal ganz gewiß einen Tag der Sättigung und des glücklichsten Uebermaßes, denn meiner Rechnung nach saß er wenigstens vierzehn volle Stunden machtübend auf seinem Divansplatz.

Bald nach uns traten noch zwei Gäste ein, der Mufti von Thessalien und der Kadi von Lariſſa,

nach dem Weſir die angeſehenſten Perſonen der Provinz. Klugheit verlangte die Gegenwart dieſer beiden hohen Funktionäre aus der Klaſſe der Ulema, um Zeuge zu ſeyn, daß der Weſir einem Ungläubigen gegenüber den Geſetzen muſelmaniſcher Orthodoxie und Herrſchaft in keinem Punkte etwas vergeben habe. Namik Paſcha war ja wegen ſeiner Reiſen und Studien in Europa bei der jetzo wieder mächtigen Kaſte der Eiferer des Abfalls vom Glauben verdächtig. Alle Anſtalten und das ganze Benehmen des Weſirs während der mehr als vierſtündigen Abendgeſellſchaft verriethen ſorgfältiges Beſtreben vor den beiden gefährlichen Beobachtern gerecht zu ſeyn.

Wie vorhin der Erzbiſchof beim Erübrigungs-Mahle zu Turnovo das Evangelium, ſo citirte der Paſcha einen Spruch des Propheten und hatte auch die Mahlzeit nach altmuſulmaniſchem Brauch ohne Teller und Beſtecke angeordnet. Die Stelle der einen vertraten friſche weiche Brodſcheiben, die man am Ende auch noch ißt, die Stelle der andern aber, wie männiglich bekannt, die Finger der rechten Hand. Nur für die Suppe, die in einem ſchön verzierten Topf aus Bronze im Centrum der Kupferſcheibe ſtand, hatte man anderthalb Fuß lange Löffel aus Buchsbaumholz herumgelegt. Und doch hatte der Weſir vollſtändiges Tafel-Service aus Europa in ſeinem Schrank! Vielleicht iſt der vielen Berichte ungeachtet mancher Leſer dennoch neugierig zu erfahren wie man

bei einem türkiſchen Großbeamten in ſeinem orthodoxem Styl zu Abend ſpeist.

Für Geſtalt und Einrichtung des Zimmers gibt es im Orient, wie jedermann weiß, eine einzige unüberſchreitbare Norm. Ein Divans- oder Selam- (Empfang-) Zimmer kann nur ein Viereck ſeyn und iſt unfehlbar in zwei Räumlichkeiten von ungleicher Größe geſchieden. Die erſte und allzeit kleinere Abtheilung iſt ebenen Trittes gleich am Eingang, ohne Sitz und Bequemlichkeit und der Boden nur mit geringen Matten bedeckt; die zweite und größere iſt um einen Tritt höher und häufig durch hölzerne, zierlich geſchnitzte und ungerufen von geringeren Leuten nicht zu überſchreitende Schranken von der untern abgeſondert. Hier ſind farbenreiche Fußteppiche und läuft auf drei Seiten mit breiten und bequemen Kiſſen der Divan. Die Wände ſind weiß getüncht oder höchſtens mit leichten Arabesken flüchtig und matt verziert. So war unſer Geſellſchaftsſaal in Lariſſa beſchaffen. Als Mittelzimmer hatte er nur nach vorne Fenſter, aber dieſe mit ſchmalen Zwiſchenräumen und in zwei Reihen übereinander, von denen die obere und allzeit kleinere Reihe Scheiben von matt gefärbtem Glaſe hatte. Seitwärts auf dem Fußboden, nicht weit von den ſchön geſchnitzten Schranken des Presbyteriums lag eine große, ſchwach gerandete, maſſive Silberplatte und auf ihr ſtand ein vier Fuß hoher Leuchter aus demſelben Metall mit einem

Kerzenlicht. Ein zweites Licht in einem Meſſingbehälter von gewöhnlicher Größe und Form ſtand am Eckfenſter rechts und in einer Niſche des untern Raumes brannte eine zierliche Glaslampe mit Oel gefüllt. Das war Beleuchtung und Schmuck des aromatiſch duftenden Speiſeſaales. Von Tiſch, Seſſel, Commode, Schreibpult, Secretär, Conſol, Tabouret, Fußſchemel und anderm europäiſchem Firlefanz ſah man keine Spur. Auf der Fenſterſeite des Divans nahm für ſich allein der Mufti Platz, ihm links an der Seitenwand hatte ſich der Kadi geſetzt, dieſem gegenüber am Divans-Ende der rechten Wand ſaß der Weſir und ihm zur Seite auf einem Frankenſtuhl der Gaſt aus Nemtſchelaud. Der griechiſche Arzt als des Paſchas beſoldeter Diener und des Sultans geborner Unterthan hatte zwar links vom Kadi einen Sitz, aber ohne Lehne, und wenn er auch vor dem Eſſen gleich den übrigen Gäſten den Kaffe erhielt, ſo ward ihm doch nach unverbrüchlicher Vorſchrift türkiſcher Sitte die Ehre der Pfeife nicht vergönnt; auch ward ihm bei der Ceremonie des Händewaſchens vor und nach dem Eſſen nicht wie den Uebrigen ein goldgeſticktes, ſondern ein einfaches Handtuch zum Abtrocknen vorgehalten. Solche Unterſchiede wären in Europa entehrend und unerträglich, hier aber fallen ſie Niemanden auf, weil ſie im religiöſen Geſetz begründet ſind, das jedermann kennt und dem ſich kein Menſch entziehen kann.

Als es Zeit zum Eſſen war, ſtellte der Diener ein mit Perlmutter eingelegtes, hohles, unterhalb mit Spitzbogen rundgeziertes Achteck im Divanswinkel zwiſchen dem Mufti und Weſir auf den Fußteppich und legte darauf die große Kupferſcheibe mit dem dampfenden Suppennapf, den Buchslöffeln, den Brodkuchen, verſchiedenen Tunken, Süßigkeiten und einer Schale friſcher Trauben (6. Januar), die während des ganzen Eſſens zum Belieben der Gäſte ſtehen blieben. Zwölf bis fünfzehn Speiſen hintereinander, Süßes mit Saurem, Geſottenes mit Geſchmortem und Gebratenem, Ragout mit ganzen Stücken in wundervollem Wechſel; nur zu trinken gab man nichts; nicht einmal Waſſer ſtand zur Verfügung. Ich hatte Vormittag auf dem Bazar außer Weintrauben eine gute Doſis mit Butter und Honig bereiteten Khadaif verzehrt und litt während des Mahles empfindlich Durſt. Zwar holt der Diener auf leiſes Verlangen das Waſſerglas; weil es aber niemand begehrte, fehlte mir auch der Muth. Der Tiſch ward ſo in den Winkel geſchoben, daß die drei Muſulmanen auf dem Divan bleiben konnten, die beiden „Ungläubigen" aber auf ihren mit den Divanskiſſen gleich hohen Stühlen den offenen Raum beſetzten.

Das Eſſen ſelbſt dauerte etwa eine Stunde und die Unterhaltung mußte ſchon aus Reſpekt für die beiden hochwürdigen Ulema, die als orthodoxe Muſulmanen nicht Europäiſch verſtanden, in türkiſcher

Sprache gehalten werden. Nur ſelten fiel eine franzöſiſche Phraſe des Weſirs dazwiſchen und die beiden Geſetzesleute, ſobald ſie merkten, daß man ihrer Rede in etwas kundig ſey, konnten ſich das Vergnügen an den nach ihrer Vorſtellung ſo weit herkommenden Fremdling ihres Glaubens und ihrer Sitte Fragen zu thun nicht verſagen. So lange es nur Perſönliches betraf und in kurzem Dialog über Heimath, Nationalität und Reiſen durch islamitiſche Länder, über Sitte und Brauch moslimiſcher Völker, über Aufenthalt in Stambul, über Zeit und Methode türkiſcher Studien und über den allgemeinen Eindruck osmaniſchen Staatslebens auf mein Gemüth Beſcheid zu geben war, ging alles gut und ich kam in bedeutenden Kredit, hauptſächlich weil die Antworten durchgehends nach dem Sinn byzantiniſcher Höflichkeit bemeſſen waren. Wenn aber dann ihrerſeits Weſir und Ulema fanden, daß der Gaſt für ſo kurzen Aufenthalt im „glückſeligen Stambul" merklich viel gelernt und beſonders den wahren Accent ſich angeeignet habe, ſo kann hierin der Leſer mit mir ſelbſt auch nur die Gegenwirkung byzantiniſcher Geſchliffenheit erkennen. Für fremdes Lob iſt ja keine Nation empfindlicher als die türkiſche und nirgend wird das Verdienſt die Landesſprache zu reden ſo hoch geachtet wie im Reiche der Osmanli.

Nach dem Eſſen ging jeder auf ſeinen vorigen Sitz zurück und wie der Diener mit unnachahmlicher

Grazie die Ceremonie des Händewaſchens verrichtete und wie natürlich zuerſt wieder zum Mufti kam, nahm dieſer die Ehre nicht mehr an und wies den Kannenträger mit dem Worte: „*Müsafiré*,“ d. i. „zum Gaſt“, auf die andere Seite hinüber.[1] Das war eine Sache von großer Bedeutung und ich ſäumte keinen Augenblick mit der ſtambuliniſchen Erwiederung: *Chajir, Efendim, ben dschümlenin ednasi im*, „Nein, mein Gebieter, ich bin unter allen der Letzte.“[2] *Aferim* (Bravo) ſagte hierauf halblaut der hochwürdige Mufti und blickte mit ſelbſtgefälliger Miene den Kadi an. Die eigentliche Soirée oder türkiſche Akademie im höheren Styl begann erſt jetzt und dauerte noch mehr als drei volle Stunden. Beim Reichthum und bei der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die während einer ſo langen Zeit verhandelt wurden, und zugleich bei dem ſichtbaren Streben des Muſti ſeine arabiſch-perſiſche Gelehrſamkeit ſpielen zu laſſen, kam ich wenigſtens anfangs wiederholt aufs Trockene. Allein was ich uncorrekt ausdrückte und unvollkommen

[1] مسافر *müsafir*, Fremdling, Reiſender, Gaſt. Vox arab.

[2] خير افندم بن جملهنك ادناسى ايم Ein mit türkiſcher Redeweiſe nur in etwas vertrauter Leſer wird empfinden, um wie viel das arabiſche *dschümle* und *edna* das tatariſche *kepsi* und *kütschük* an Würde und Eleganz übertrifft.

verſtand, oder gar nicht ausdrücken konnte und gar nicht verſtand, dolmetſchte kundig der Weſir.

Grammatik, Länderkunde, Geſchichte und Staatsverhältniſſe lieferten unerſchöpflichen Redeſtoff. Und nachdem man die gegenwärtige Conſtitution des Nemtſchelandes zu nicht geringer Verwunderung der Geſellſchaft beſchrieben hatte, ward türkiſche Neugierde über Urſprung und Wachsthum des Hauſes Oeſterreich befriedigt und auf die ſonderbare Frage des Weſirs „Warum die deutſche Kaiſerwahl ſo lange auf Prinzen von Oeſterreich fiel“ eine Antwort gegeben, die man hier nicht wiederholen will. In einer zu Konſtantinopel wöchentlich einmal erſcheinenden türkiſchen Zeitung, die ſich zur Belehrung türkiſcher Leſer hauptſächlich mit Ueberſetzungen aus europäiſchen Werken über Oekonomie, Naturgeſchichte und Technologie beſchäftigt, ging auch vom Zuſtande des Ackerbaues im „Kralyk Baviera“ mit großem Lob die Rede und der Paſcha fragte, ob es in unſerm Lande wirklich ſo fruchtbare und ſorglich kultivirte Strecken gebe, welche durch 40 bis 60fältigen Segen die Mühe des Bebauers vergelte, wie unglaublicher Weiſe im beſagten Journal zu leſen ſey? Ich merkte wohl, daß hier der ſogenannte Donaugrund zwiſchen Regensburg und Straubing verſtanden werde und ſtellte, ohne von der Sache eigentlich ſelbſt etwas genaueres zu wiſſen, aber eingedenk des perſiſchen Spruchs, die Frage eines Großen niemals mit „*ne mi- danem*“

(ich weiß es nicht) zu beantworten, den Ertrag irrthümlich genug auf höchſtens 16 bis 20 Samen, was dem Paſcha im Vergleich mit der als Getreideboden berühmten Ebene von Lariſſa zwar noch immer viel, aber am Ende doch glaublicher ſchien.

Namiks Urtheil über die neugriechiſche Wirthſchaft in Athen, ſo wie über die Grenzverhältniſſe und über das Benehmen der helleniſchen Behörden und ihrer Patrone überhaupt will ich des Friedens wegen lieber gar nicht erwähnen. Man kann ſich ja ſelbſt vorſtellen, daß ein türkiſcher Paſcha und Gränz-Woiwode „bei den alten Erinnerungen und täglich friſchen Reibungen mit empörten und hochbeſchützten Sklaven in der helleniſchen Sache" weniger ſchwärmt und kokettirt als ein myſtiſch-trunkener Präzeptor aus Berlin. Dieſer Theil der Unterredung wurde aparte und ganz in franzöſiſcher Sprache zwiſchen dem Weſir und ſeinem Gaſt gehalten, während die beiden entferntſitzenden Ulema mit einem dritten erſt nach dem Eſſen hereintretenden Kollegen in eifrigem Geſpräche befangen waren.

Ich benützte dieſe Gelegenheit dem Weſir die neue Anſicht auseinanderzuſetzen, die ſich in Europa ſeit Jahren über die Nationalität der heutigen Griechen geſtaltet hat. Welches Gewicht in dieſer Doctrin für Aufhellung und Begründung gewiſſer Ereigniſſe liege, ward dem intelligenten Osmanli auf der Stelle klar. „Gebieter!" ſagte er ſich an die Geſellſchaft

wendend, „eine neue und wichtige Sache! Höret nur was der Gaſt von den Griechen erzählt; ſie ſind nicht nur dem Glauben ſondern meiſtens auch dem Blute nach Brüder der Bulgaren, Sirben und Ruſſen.“ Zugleich gab er einen kurzen Umriß der Begebenheiten wie er ſie eben vernommen hatte und ich ſie noch weiter zu ergänzen und zu bekräftigen ſuchte. Verſchiedene Eigenheiten der höhern türkiſchen Umgangsſprache lernte ich erſt bei dieſer Veranlaſſung kennen. So lautete z. B. meine etwas pedantiſche Phraſe: *Eski Urum kilidschdan getschirildi* (die alten Griechen ſind vernichtet worden) im Munde des Weſirs viel einfacher und eleganter *„Junani spathi oldu“* (die Jonier ſind dem Schwert verfallen).[1]

Bei der Nähe von Ferſala (Pharſalos) fiel die Rede natürlich auf das berühmte Treffen zwiſchen Cäſar und Pompejus. Namik Paſcha erzählte den drei andächtigen und ſolcher Dinge ganz unkundigen Ulema das Ereigniß mit der größten Genauigkeit;

[1] Wie die Europäer zwiſchen Alt- und Neugriechen, Ἕλληνες und Ῥωμαῖοι, ſo unterſcheiden auch die Türken zwiſchen Jonier und Oſtrömer (Urum), wenigſtens, wenn ſie unterrichtet und des höhern Styles kundig ſind. Nur erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, ob der Paſcha „Junani“ oder „Jaoni“ ſagte. Letzteres wäre nicht nur dem uralten Ἰάων des Homeros, ſondern auch dem Jaunoio der altſyriſchen Chronik des Abulfaradſch, an die ich bei Anhörung des Wortes augenblicklich dachte, in der Form noch entſprechender als das erſte.

auch der Circumvallationslinien von Dyrrhachium wurde gedacht, wobei der wahre einheimische Name „Drasch" (Duras, Durazzo, Dyrrhachium) zum Vorschein kam.[1] Gewiß gibt es wenige Türken, die eine europäisch geschriebene Universalgeschichte gelesen haben oder nur zu ertragen vermöchten. Auch fand der gute Pascha in Abbé Millots Composition gar zu viele und gar zu unerträgliche „Pfaffereien" (man verzeihe einem Türken diesen Ausdruck) als daß er nicht eine seiner Vorstellungsweise näher liegende Darstellung wünschen sollte. Ich nannte ihm Comte Segur, hätte aber sicherlich aus Patriotismus und zu gründlicher Belehrung des wißbegierigen Wesirs irgend ein deutsches Compendium von etwa 48 dicken Quartanten empfohlen, wenn der Wesir unsere Sprache verstünde. Die langen Erzählungen über Vergangenheit und gegenwärtigen Bestand der Westländer machten auf den Mufti — das sah ich wohl — einen von Neugierde und Betroffenheit gemischten, im Ganzen aber patriotisch-peinlichen Eindruck, weil ihm türkisches Wesen und Uebergewicht im Gegensatze christlicher Ländergröße und Gewalt von nun an weniger majestätisch und weniger sicher scheinen mochte.

Wie es so oft geschieht, hatte Wissen und Erfahren auch bei ihm in kurzer Zeit den alten Glauben

[1] In vielen byzantinischen, d. i. gräko-slavischen Eigennamen ist die wahre Orthographie nur aus dem Türkischen zu erlernen.

zerſtört und Bedenklichkeiten an die Stelle feſter Zuverſicht geſtellt. „Ich ſehe wohl," ſagte er, „daß ihr Chriſten, während wir in ſtolzer Sorgloſigkeit und Selbſtgenügſamkeit nicht achteten was im Abendland vorging, uns über den Kopf gewachſen ſeyd." Um auch ſeinerſeits Beleſenheit und Weltkenntniß zu zeigen, lenkte er die Rede auf Kahira, auf die Schönheiten von Damascus und auf die wundervollen Scenen ſeines Schattenwaldes zurück. Nachdem er über dieſe Gegenſtände nach türkiſchen Begriffen zierlich und gelehrt, das iſt mit reichlicher Anwendung arabiſcher und perſiſcher Ausdrücke geſprochen hatte, kam er auf das Lob der „Niemetz" zurück und bemerkte, um unſere alte Größe und Weisheit zu beurkunden, daß ſchon der jüdiſche König Salomo eine deutſche Prinzeſſin zur Frau genommen hatte.

Der ſpäter eingetretene Ulema ſchien ein Philologus zu ſeyn und ſich vielleicht etwas mit vergleichender Sprachenkunde zu beſchäftigen; denn ſeine Fragen betrafen alle nur den grammatiſchen Bau der deutſchen Rede, und er wollte unter andern wiſſen, ob wir im Singular des zweiten Perſonal-Pronomens (du) für das Femininum [1] eine eigene Form haben wie die Araber? Aus allen am wenigſten redete der magere, etwas düſter und mohammedaniſch

[1] مؤنّث *muennes*, iſt der techniſche, aus dem Arabiſchen entlehnte Ausdruck für Femininum.

ſorghaft blickende Kadi. Beſonders gut gelaunt, geſprächig und heiter war dagegen der Weſir, er herrſchte ja unbedingt und jedermann war bemüht ſeine eigene Weisheit der ſeinigen unterzuordnen. Dafür ließ er aus ſeinem Schatz die maſſiv goldene, auf vier Füßen ruhende und mit großen Brillanten reich verzierte Doſe herunterbringen und zeigte ſie dem Gaſt mit der Bemerkung, daß es ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland ſey. „Jetzt ſey er zwar nur erſt Ferik (General-Lieutenant), aber der Muſchirtitel werde, *insch allah*, auch bald von Stambul kommen.“

In ganz gleichen Zwiſchenräumen wurden Erfriſchungen gereicht, Scherbet, Backwerk, Süßes ꝛc. Endlich ward ein albaneſiſcher großer Apfel von vorzüglichem Aroma mit Meſſer und Handtuch jedem der Sitzenden beſonders in einen Teller auf den Schooß gelegt, zum Schluſſe aber noch einmal Kaffe herum gegeben, was in mohammedaniſchen Abendgeſellſchaften das Zeichen zum Aufbruch iſt. Etwa um die fünfte Stunde Nachts erhoben wir uns, grüßten nach der Reihe den Weſir; der Aufwärter hielt das Velum und wir gingen mit türkiſcher Ordnung und Gravität zum Divan hinaus. Der Ulema harrten im Hofe ihre Maulthiere und Diener, mich aber führte der Medicus durch die finſtern und holperichten Straßen der Stadt in das chriſtliche Quartier zurück.

Des andern Morgens hatten wir noch kleine

Geſchäfte in den Bazaren und ritten endlich mit einer Ladung friſcher Trauben vom Oſſagelände, noch ehe es an der Glockenuhr Mittag ſchlug, über die ſaraceniſche Bogenbrücke gegen Turnovo hinaus.

Mehr für meine eigene Belehrung als für Berichtigung angeblicher Irrthümer der Zeitgenoſſen bin ich nach dieſen Scenen noch einen vollen Monat in der freundlichen Stadt der Garnfärber geblieben. Feſtbeſuche, vorübergehende und alltägliche, folglich eingelernte, berechnete und gleichſam ſtereotype Dialoge lehren ſelten den wahren Charakter und Sinn der Menſchen kennen. Man muß ſie unvorbereitet überraſchen und ſo lange unter ihnen weilen, bis ſie des Selbſtzwanges müde werden und gleichſam vergeſſen, daß ſie ein Fremder ſieht. Ich wollte die Ultima ratio der byzantiniſchen Gemüther erſpähen und den Schlüſſel zum Verſtändniß öffentlicher Zuſtände finden, welche den Occident ſo enge und ſo peinlich berühren und einer eben ſo folgenreichen als unerwarteten Entwickelung entgegeneilen. Wenn mich das Roman- und Schülerhafte meiner eigenen Begriffe endlich anekelte und ich nach beſſerer Erkenntniß ſtrebte, ſo wird das hoffentlich keine Kränkung für andere ſeyn.

Der Satz, daß die politiſchen Zuſtände der Nationen ihren letzten Grund in den moraliſchen haben, läßt ſich bei einer Nationalität, in welcher der Individualismus ſo vollſtändig vernichtet iſt, wie in der byzantiniſchen, weniger beſtreiten als anderswo.

Jedoch gibt es Theſen, in welchen der Irrthum beinahe ſchöner als das richtige Erkennen iſt. Oder ſoll man ſich dem humanen, philoſophiſchen, für Autokratie des individuellen Geiſtes und für helleniſche Tugend ſo warm fühlenden Deutſchland gegenüber nicht ſchämen, ſeinen Glauben an die Majeſtät des Occidentalismus und beſonders an die Tugend von Byzanz ſo früh und ſo vollſtändig verloren zu haben? Das Schlimme iſt nur, daß allen occidentaliſchen Theorien zum Trotz die Byzantiner ſelbſt nicht an byzantiniſche Tugend glauben. Doch dürfen ſich wohl nicht viele Fremde rühmen, das vollgültige Geſtändniß der abſoluten und unheilbaren Bösartigkeit des griechiſch-byzantiniſchen Volkscharakters aus nationalem Munde ſelbſt vernommen zu haben.

Ein turnobitiſcher Kodſchiabaſchi (Gemeinde-Verwaltungsrath oder Oberälteſter) Namens Caloſſo rückte endlich nach vielen Analyſen und herkömmlichen Phraſen über die gegenwärtigen und künftigen Geſchicke der „römiſchen Nation“ mit dem melancholiſchen Geſtändniß heraus: „„Wir ſelbſt zwingen die Türken durch unſere Schlechtigkeit zu drückenden und ungerechten Handlungen. Unſere Großen ſind wie die Bojaren in Moldo-Wlachia, ſie tyranniſiren das Volk, ſind unerſättlich und ohne menſchliches Gefühl. Daher die Unmöglichkeit der Arbeit und der Bodenbeſtellung, daher die Oede Griechenlands und das traurige Schauſpiel aus dem freien Hellas fliehender

und beim Sultan Zuflucht ſuchender Familien, ja ganzer Gemeinden. Was Wohl und Wehe des gemeinen Volkes betrifft, trat man in Hellas geradezu und ohne alle Verbeſſerung in die Fußtapfen der Osmanli."

Den erklärenden Text zu dieſem Bilde gibt die Geſchichte der Byzantiner alter, mittlerer und neueſter Zeit. Eine kraftvolle Autokraten-Natur des zwölften Jahrhunderts wollte das byzantiniſche Erbübel durch Ausrottung ſämmtlicher Primatialgeſchlechter heilen. Es wäre aber ſicherlich eine falſche Rechnung geweſen, weil die aus den untern Volksclaſſen Heraufrückenden noch jedesmal mit den Plätzen auch die Verderbtheit der Vorgänger übernommen haben. Man iſt weder kleinmüthig noch Timon; aber hier iſt das Uebel größer als alle Medicin. Und wenn unverzeihlicher Fehler ungeachtet doch nicht jedermann berechtigt iſt, die Menſchen überhaupt und die politiſchen Geſchäftsleute mit ihren Praktiken insbeſondere geringe zu achten, ſo hat ſich doch der Glaube an die Ohnmacht abendländiſcher Recepte allmälig ſogar der verblendetſten Adepten ſelbſt bemächtigt. Europäiſche Weisheit und Energie, von der man glaubt, daß ſie alles bewältige, hat auf byzantiniſchem Boden ihren Meiſter gefunden. Fehlte dieſen Völkern ein Louis XI.? oder hat ihnen die Natur jene Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüths verſagt, die den Europäer vorzugsweiſe lenkſam und

politiſcher Ordnung empfänglich machen? oder liegt die Urſache noch tiefer und iſt hier gar eine andere Welt, die wir nicht verſtehen können? Ein Volk, das ſeinem eigenen Blute warmes Gefühl, Liebe und Erbarmen verſagt, das mit unerſättlicher Gier Mittel des Genuſſes ſammelt und ſich doch allen Genuß verſagt, iſt aus andern Elementen zuſammengeſetzt als wir. Vaterlandsliebe, Selbſtverläugnung und uneigennützige Aufopferung für das gemeine Beſte würde man da vergeblich ſuchen. Ein ſterbender Turnobit weigerte ſich ſtandhaft ſeinem eigenen Sohn und Erben den Ort zu nennen, wo ſein Geld vergraben liege: „ich habe es mühevoll erworben und will nicht, daß du dich des leichten Beſitzes erfreuſt; erwirb ſelbſt und mach dann was du willſt.“ Alles Suchen war vergeblich und ich ſah es ſelbſt, wie der Erbe des reichen Mannes das Haus demolirte, um den verſteckten Mammon des Vaters aufzufinden.

Gewiß iſt der griechiſche Boden an gemünztem Gelde und an vergrabenem Schmuck der reichſte in der Welt. Familienhäupter, welche in dieſer Weiſe Körbe voll ſpaniſcher Thaler beſitzen, ſchlafen auf harter Erde und glauben Verſchwender zu ſeyn, wenn ſie mit Knoblauchſtängeln, ſüßen Zwiebeln und eingemachten Oliven ihren Hunger ſtillen. Mehr als Eine warme Speiſe des Tages verzehrt in ſeiner Familie ſelbſt der reichſte und liberalſte Byzantiner nicht. Feuer wird in den wenigſten Haushaltungen

angezündet. Das Haupt der Familie ſetzt ſich in den Laden des Bakkal, d. i. Früchten- und Lebensmittelhändlers und verzehrt dort ſein Byzantiner Mahl, unbekümmert um Weib und Kind, die nach Thunlichkeit ſelbſt für ſich zu ſorgen haben. Um etliche Pfennige eſſigſaure Kohlblätter, aus dem nächſten Laden geholt und roh mit trocken Brod einmal des Tags verzehrt, müſſen in ſolchen Fällen Ueppigkeit und Wohlgeſchmack deutſcher Bürgerkoſt erſetzen. Bei aller Aermlichkeit iſt aber auch der jedem Einzelnen zugemeſſene Theil ſo geringe, daß ein reichlich eſſender Abendländer nicht begreifen kann, wie ein menſchlicher Körper mit ſo wenig Nahrung beſtehen und wachſen könne. Freilich iſt aber auch Hunger im weizenreichen Theſſalien wie in Aegypten eine der vorzüglichſten Urſachen frühzeitiger Verſiechung und Sterblichkeit.

Schon früher ward bemerkt, daß in nicht wohlhabenden Chriſtenfamilien die Knaben nur bis Zurücklegung des zehnten Jahres im väterlichen Hauſe Nahrung erhalten, dann aber für ſich ſelbſt ſorgen müſſen ſo gut ſie es verſtehen. Man kann wohl denken, in welche Unordnung und Selbſtvergeſſenheit unter ſolchen Umſtänden mancher Junge verfällt. Erwachſene, ſo lange ſie ledig ſind, thun ſich häufig truppweiſe zuſammen, kaufen gemeinſchaftlich ihre Lebensmittel auf dem Markt und kochen und verzehren ſie im Bäckerladen.

Dieſe Sittenzüge ſind etwa nicht Ausnahmen, einzeln vorkommende Fälle, oder bei den Leuten in

Turnovo allein zu finden: ſie ſind Regel und allgemeines, bleibendes Ergebniß der bürgerlichen Zuſtände aller Chriſtengemeinden im byzantiniſchen Reiche. Und doch ſind dieſe Länder beim größten Elend der untern Volksklaſſen von der Laſt des gemeinen europäiſchen Bettlerweſens ſo zu ſagen völlig frei, nicht etwa in Folge weiſer Geſetze, ſondern durch Sitte und Gewohnheit, die ſtärker ſind als jedes Geſetz. Kein griechiſcher Chriſt bettelt einen Griechen an, weil er weiß, daß keiner etwas gibt. Wird aber dennoch angeſprochen, wie es in den von Europäern beſuchten und bewohnten Stapelorten geſchieht, ſo betrachtet der Grieche den Bittenden mit kalter Ruhe, philoſophirt wohl mit dem Nachbar über die Wirkungen des Hungers im Antlitz und über die Lumpen am Kleide des Elenden, die Gabe wird aber doch verſagt, was auch Niemand übel nimmt.

In der Türkei erträgt der reiche Chriſt den Druck der Gewalt, der arme aber ſeine Noth mit gleicher Reſignation; beide rechnen mechaniſch auf ein beſſeres Jenſeits und ſind hienieden ſtolz ein byzantiniſcher Chriſt zu ſeyn. Oft beneidete ich bei aller eigenen Wärme und Andacht dieſe Leute um ihren feſten Glauben und um ihre zweifelloſe Zuverſicht. Wahrhaft, die Europäer wiſſen Preis und Segen des Chriſtenthums nicht genug zu ſchätzen! Muß man denn aber auch unterdrückt, Helot, hungrig, Ignorant und Bettler ſeyn, um das volle Gewicht der

göttlichen Doktrin zu fühlen? Beinahe möchte man Chriſten und Moslimen von Byzanz entſchuldigen, wenn ſie von uns nichts wiſſen wollen und wenn ſie Bücherplage, Projekte, Unglauben, Unzufriedenheit, galante Laſter, Kaſernenleben, Conſcription, Trunkenheit, tabellariſche Verzeichniſſe und Gaſſenbettel als die wahren Symbole und die unzertrennlichen Gefährten europäiſcher Kultur betrachten.

Es iſt nicht genug, daß die Nationen ihre Vorzüge und ihren Werth ſelbſt erkennen, ſie ſollen auch wiſſen in welchem Lichte ſie fremden Völkerſchaften erſcheinen. Jeder Tag brachte eine neue Idee, einen neuen Vergleich und je freier und zwangloſer man ſich gegenſeitig gehen ließ, deſto lehrreicher ward der Verkehr. Doch die Zeit ging ſchnell, und der Sommerſchein, der entzückende wonnige Hauch des Lebens, der ſo manchen ſchönen Jännertag über der theſſaliſchen Ebene lag, forderten wiederholt zur Reiſe auf. Aber immer neue Zögerung, neues Hinderniß! Bald trat ein Regentag dazwiſchen, bald blies es nordiſchkalt vom ſchneeigen Olymp herab; der alte Türke rieth vollends den Frühling zu erwarten, gab mir ſchmackhafte Melonen und reimte im Scherz über den langen, ihm ſo willkommenen Aufenthalt,

Dolaschdüm Schami, Misiri,
Oldüm Turnavo jesiri. [1]

[1] In Aegypten und Syrien bin ich umhergezogen,
Zu Turnavo ward ich um die Freiheit betrogen.

Unter welchen Umſtänden ich aber doch endlich Turnovo und Lariſſa in der erſten Februarwoche (1842) verließ und über Pharſalos in die griechiſche Quarantäne nach Lamia gekommen bin, dann Chalcis auf Euböa ſah und die zweijährige Levante-Wanderung im Piräus geſchloſſen habe, ſoll in Kürze noch als Nachtrag ein eigenes Fragment erzählen.

XIII.

Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß.

Aber warum Zitun und nicht Lamia? warum amtlicher Namensreſtauration zum Trotz die ſlaviſche Benennung des Gränzortes in der Aufſchrift auch jetzt noch vorangeſtellt und die helleniſche nur ſo nebenher als Parentheſe eingeſchaltet? Iſt das nicht verdammlicher Starrſinn und offenbarer Beweis, daß man von den Ruſſen gedungen iſt den hellen Born des Hellenenthums durch Bulgarenſchlamm zu trüben und am Schluß der „Fragmente", wie im Anfang und in der Mitte, dem griechenliebenden Deutſchland Aergerniß zu geben, den ländergierigen Ruſſen aber die Wege künftiger Macht und Herrſchaft zu bereiten? Ich Beklagenswerther, was habe ich gethan! welch Unheil iſt durch mich in die Bücherwelt gekommen!

Eheu! quid volui misero mihi? floribus Austrum
Perditus et liquidis immisi fontibus apros.

Daß papierne Ordonnanzen nur ſelten die Volksſitte überwinden, ja gewöhnlich ſchwächer als

verjährte Gewohnheiten ſind, weiß jedermann, und was die Kanzlei zu Athen „Lamia" nennt, heißt beim Volke noch jetzt Zitun. Wir aber reden mit Vermeidung leeren Bombaſtes überall gerne die Sprache des Volkes. Populäre Gründe! — wird man ſagen — hinreichend für geſunde Seelen, aber ungenügend den Zorn gelehrter Hellenomanen zu entwaffnen! Der Gefahr eingedenk haben wir ſchon zu Turnovo auf Vertheidigung geſonnen und — wie wir hoffen — in der Odyſſee das Heil gefunden. Sinnreich und beſcheiden verglichen wir uns beim langen Aufenthalt am Tempethal den lotoseſſenden Gefährten des Ulyſſes und die Fettebene von Lariſſa ſelbſt dem Land der Lothophagen, wo man der ſüßen Heimath vergißt und nicht mehr weiter ziehen will. Ach wäre das Sittengeſetz nur nicht gar ſo ſtrenge und ſinnenſchmeichelnde Weichlichkeit durch die Moraliſten nicht ſo hoch verpönt! wahrhaft ich wäre bethört durch phyſiſches Wohlbehagen noch lange in Theſſalien geblieben. So ſüß ſchmeckte das Lotos — thymianduftendes Hammelfleiſch mit Weizenbrod und Trauben —, ſo milde und nervenſchwellend fächelten, obgleich zu Zeiten noch Wolken zogen und Regen fiel, unter blauem Himmel die Mittagslüfte. Wie die ſentimentale Gräfin Ida erſt auf den Ruinen von Balbek die „Fabel" Aurora und Tithon verſtand, ſo ward auch mir das lieblichſte aller Bilder in Ovids Verwandlungen erſt in Theſſalien klar. Nur in

Theſſalien konnte Daphne in die Geſtalt des Lorbeerbaumes übergehen und lebendigfühlend mit der Erde zuſammenwachſen,

Sentit adhuc trepidare novo sub cortice pectus.

In dieſem Lande mehr als irgendwo im Orient fühlt der Menſch, daß er ein Sohn der Erde iſt und, mit Verlaub der Ueberſchwenglichen, nur vom reichſtrotzenden Buſen der Mutter Kraft und Nahrung zieht. Doch wer dürfte ohne Beleidigung ſtrenger Sitte von geſteigerter Sinnlichkeit und von heiterer Lymphe theſſaliſch genährter Körper reden? Wenn aber bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdiſches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze beſtimmen ſoll, ſo wäre für die Temperatur des deutſchen Bluts ohne Zweifel Theſſalien der geeignetſte Himmelsſtrich. Der Gedanke war zu verführeriſch, und obgleich die Unmöglichkeit deutſchen Sinn in dieſes Rinnſal zu lenken ebenſo klar erſchien als die Hoffnung duldendes Nebeneinander zwiſchen abend- und morgenländiſchem Kirchenthum zu erzielen mit jedem Jahre ſinkt, folgte ich dennoch dem lockenden Bild ſo oft ich in den letzten Tagen des Aufenthalts auf dem Kaſtellhügel von Lariſſa ſaß und das Auge über den prachtvollen Teppich der peneiſchen Ebene ſchweifen ließ. Die Myrte trieb in friſchem Saft und ruhig wälzte ſich in weiten Krümmungen die volle Fluth des Salambria zum Tempethor hinab. Doch umſonſt! Das Erbe iſt ſchon vergeben.

Byzantiniſch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutſchen Stämme auf immer entſagt. Die Chlodowige, die Alariche, die Theoboriche ſind in Deutſchland ausgeſtorben und nur als Knechte wandern unſere Brüder nach entlegenen Zonen. Wie der Leſer ſieht, haben wir in Theſſalien nicht blos „Lotos“ gegeſſen, wir haben auch der Leiden und der Geſchicke des deutſchen Volkes gedacht und zugleich durch herzhaftes Losreißen vom üppigen Strand der „peneiſchen Daphne“, ſo viel an uns, praktiſch die Tugend geübt. Den Lockungen der Sünde und der Könige entgeht der ſchwache Sterbliche nur durch die Flucht. Man meinte zwar, es wäre beſſer den Februar noch vollends in Turnovo zu verleben, weil erſt dann von rauhen Lüften nichts mehr zu beſorgen ſey.

Die Leute hatten Recht, Februar iſt für Theſſalien Wintermonat. Ich wollte aber fort, ſah noch einmal die Lieblingsplätze des langen Aufenthalts, die einſam ſtehende Platane vor der Stadt, den Teich, den Brunnen, das „romantiſche Klöſterlein“ in mildem Abendgold und trat nach freundlichem Abſchied von Chriſt und Muſulman am Spätmorgen des 4. Februar (1842) die Wanderung zur griechiſchen Grenze an, wo ich endlich chriſtliches Regiment und deutſche Geſellen treffen ſollte. Der Weg in gerader Richtung beträgt kaum über zwanzig Stunden und geht,

ohne Lariſſa zu berühren, auf einer Fähre über den Peneios unmittelbar nach Ferſala (Pharſalus). Ich hatte einen Pindus-Wlachen von Klinovo als Diener aufgenommen, durfte ihn aber in Folge neueſter Verordnung ohne ausdrückliche Erlaubniß des Weſirs Namik-Paſcha nicht über die Gränze nehmen. Man wollte die Flucht der chriſtlichen Raja hindern, die ſich auf dieſem Wege häufig dem Charadſch und andern Plackereien der türkiſchen Verwaltung entzogen. Um die Sache ſchnell und mündlich zu ſchlichten, machten wir den kleinen Umweg über Lariſſa, fanden aber beim Weſir nicht mehr ganz das freundliche Entgegenkommen des frühern Beſuches. Man war etwas kühler und geſtattete erſt nach vielen Reden und Bedenken die Fertigung des Reiſeſcheines, für welchen außer Stellung eines Bürgen wegen der Rückkehr noch 20 Gruſch (ein Conventionsthaler) Taxe zu erlegen waren. Der Bürge wollte ſich aber auch nicht ohne große Mühe und nur gegen Vorausbezahlung des nächſtfälligen Kopfgeldes (drei Gulden Münze) bereden laſſen. Dann hatte man erſt das Paßbüreau zu ſuchen, den türkiſchen Kanzleichef anzugehen, und das Schreibervolk zu begütigen — früher unbekannte Mühen und erſt durch occidentaliſche Weltverbeſſerer in die Türkei verpflanzt! Zum Glück war das Alles im Hof des Seraï untergebracht und fand ich der vielen Mißverſtändniſſe und müſſigen Fragen ungeachtet mehr Geduld als nach europäiſchen Begriffen zu erwarten ſtund.

Während der türkiſche Schreiber die „beſondern Kennzeichen“ des Wlachen protokollirte, mußte ich laut vorgängiger Belehrung mit dem Gelde in der Taſche klingeln, was den ſchreibenden Türkenfingern ſichtlich Elaſticität verlieh. Ueber dieſe und andere Sorgen waren beinahe zwei Tage vergangen und die Straßen von Lariſſa boten damals ein beſonders lebhaftes Schauſpiel dar, weil von dem neugeworbenen Albaneſencorps beinahe die Hälfte ſchon in der Stadt verſammelt war und alle Einkehrhäuſer von ſchmutzigen Fuſtanellen wimmelten. Wir hatten die beſte Gelegenheit zu ſehen wie der Sultan ſeine Milizen wirbt. Man brauchte 6000 Mann Leichtbewaffneter zur Hut des wiedergewonnenen Syriens und zum bevorſtehenden Kampf wider die Maroniten im Libanon. Die Pforte begnügte ſich unter Geheimhaltung der wahren Beſtimmung ſechs Binbaſchi nach Theſſalien zu ſenden mit der Vollmacht, je 1000 undisciplinirte Arnauten zu werben „als ginge es gegen das benachbarte Griechenland.“

Siebenzig Gruſch (ſieben Gulden Münze) mit täglicher Brodration war der Monatſold des gemeinen Mannes; der Binbaſchi dagegen war für ſeine Perſon außer dem unerlaubten Gewinn durch falſche Muſterrollen mit monatlich 3000 Gruſch (300 Gulden Münze) bedacht. Für Kleidung, Waffen und andern Bedarf hatte die geworbene Mannſchaft ſelbſt zu ſorgen. Sogar das Glaubensbekenntniß fand

angezündet. Das Haupt der Familie ſetzt ſich in den Laden des Bakkal, d. i. Früchten- und Lebensmittelhändlers und verzehrt dort ſein Byzantiner Mahl, unbekümmert um Weib und Kind, die nach Thunlichkeit ſelbſt für ſich zu ſorgen haben. Um etliche Pfennige eſſigſaure Kohlblätter, aus dem nächſten Laden geholt und roh mit trocken Brod einmal des Tags verzehrt, müſſen in ſolchen Fällen Ueppigkeit und Wohlgeſchmack deutſcher Bürgerkoſt erſetzen. Bei aller Aermlichkeit iſt aber auch der jedem Einzelnen zugemeſſene Theil ſo geringe, daß ein reichlich eſſender Abendländer nicht begreifen kann, wie ein menſchlicher Körper mit ſo wenig Nahrung beſtehen und wachſen könne. Freilich iſt aber auch Hunger im weizenreichen Theſſalien wie in Aegypten eine der vorzüglichſten Urſachen frühzeitiger Verſiechung und Sterblichkeit.

Schon früher ward bemerkt, daß in nicht wohlhabenden Chriſtenfamilien die Knaben nur bis Zurücklegung des zehnten Jahres im väterlichen Hauſe Nahrung erhalten, dann aber für ſich ſelbſt ſorgen müſſen ſo gut ſie es verſtehen. Man kann wohl denken, in welche Unordnung und Selbſtvergeſſenheit unter ſolchen Umſtänden mancher Junge verfällt. Erwachſene, ſo lange ſie ledig ſind, thun ſich häufig truppweiſe zuſammen, kaufen gemeinſchaftlich ihre Lebensmittel auf dem Markt und kochen und verzehren ſie im Bäckerladen.

Dieſe Sittenzüge ſind etwa nicht Ausnahmen, einzeln vorkommende Fälle, oder bei den Leuten in

Turnovo allein zu finden: ſie ſind Regel und allgemeines, bleibendes Ergebniß der bürgerlichen Zuſtände aller Chriſtengemeinden im byzantiniſchen Reiche. Und doch ſind dieſe Länder beim größten Elend der untern Volksklaſſen von der Laſt des gemeinen europäiſchen Bettlerweſens ſo zu ſagen völlig frei, nicht etwa in Folge weiſer Geſetze, ſondern durch Sitte und Gewohnheit, die ſtärker ſind als jedes Geſetz. Kein griechiſcher Chriſt bettelt einen Griechen an, weil er weiß, daß keiner etwas gibt. Wird aber dennoch angeſprochen, wie es in den von Europäern beſuchten und bewohnten Stapelorten geſchieht, ſo betrachtet der Grieche den Bittenden mit kalter Ruhe, philoſophirt wohl mit dem Nachbar über die Wirkungen des Hungers im Antlitz und über die Lumpen am Kleide des Elenden, die Gabe wird aber doch verſagt, was auch Niemand übel nimmt.

In der Türkei erträgt der reiche Chriſt den Druck der Gewalt, der arme aber ſeine Noth mit gleicher Reſignation; beide rechnen mechaniſch auf ein beſſeres Jenſeits und ſind hienieden ſtolz ein byzantiniſcher Chriſt zu ſeyn. Oft beneidete ich bei aller eigenen Wärme und Andacht dieſe Leute um ihren feſten Glauben und um ihre zweifelloſe Zuverſicht. Wahrhaft, die Europäer wiſſen Preis und Segen des Chriſtenthums nicht genug zu ſchätzen! Muß man denn aber auch unterdrückt, Helot, hungrig, Ignorant und Bettler ſeyn, um das volle Gewicht der

und ſogleich trat ein rothbärtiger Osmanli herein, die Laterne in der einen, das kohlengeheizte Réchaud mit dem brodelnden Saft in der andern Hand und credenzte die volle Taſſe, für die er nicht mehr als 5 Para, d. i. etwas über drei Pfennige unſeres Geldes nahm. Der Aermſte kann ſich dieſe Erquickung verſchaffen und ich bitte die Leſer über mein lariſſäiſches Frühſtück keine Bemerkung zu machen.

Es wehte winterlich vom Oſſa herüber und die Mühen des Tages und die froſtigen Dialoge mit Namik Paſcha, mit den Schreibern und Pferdevermiethern kühlten bald wieder das mäßig erwärmte Blut. Um uns das im Sommer freilich unſchwere Tagwerk nach Pharſalus wegen der Kürze des Lichts in etwas zu erleichtern, machten wir uns nach eilig geſchloſſenem Miethvertrag noch Abends zum Thor hinaus und ſchliefen im Einkehrſtall des nächſten Dorfes etwas über zwei Wegſtunden von der Stadt. Wir rechneten auf eine ſchlechte Nacht. Froſtige Winde bliefen durch die zerlöcherten Lehmwände auf unſern Lagerplatz und bald drangen Schneeflocken vom Ziegeldach herab. Holz war nicht zu haben, wir kauften aber 15 Pfund Kohlen, ſotten Eier, ſchmorten Fiſche in Olivenöl, tranken Wein und ſchliefen in die Mäntel gehüllt wider Vermuthen vortrefflich, lange und warm am Kohlenfeuer. Die Nacht hatte förmlich den (vierzehntägigen) theſſaliſchen Winter gebracht und wie wir mit dem Morgengrau vor die

Hütte traten, war der Boden ſtreckenweiſe mit dünner Schneekruſte bedeckt. Dennoch ritten wir ohne Säumniß fort und freuten uns bei Zeiten nach Pharſalus zu kommen und einen bequemern Han zu finden als im Dorf ohne Baum und Holz. Aber bald zeigte es ſich, daß der Pferdeführer den Weg nicht wußte und auch noch niemals in Pharſalus geweſen war. Um für die Strecke von Lariſſa nach Zitun drei Dukaten zu erſparen, die ein kundiger und ehrenfeſter Türke mehr als ein Grieche begehrte, hatten wir letzterm den Vorzug gegeben und wurden nun, wie billig, für unzeitige Sparſamkeit zur Strafe gezogen.

Die meiſten Leſer kennen den Namen Cynoscephalä ſo wie die große Schlacht, in welcher die römiſche Legion zum erſtenmal die macedoniſche Phalanx überwand. Eben ſo gut weiß man auch, daß „Cynoscephalä" auf deutſch „Hundsköpfe" bedeutet und daß im Alterthum nicht blos eine beſtimmte Ortſchaft, ſondern wegen der Geſtaltung des Bodens eine größere Landſtrecke zwiſchen Lariſſa und Pharſalus dieſen Namen trug. In dieſer Gegend waren wir jetzt, und der Anblick des Landes erklärte am beſten das alte Wort Cynoscephalä. Kurz vor dem Dorfe, in dem wir ſchliefen, begann ſanft anſteigend ein Labyrinth niedriger, baumloſer, niedlich ineinander verſchlungener Stumpfhügel — milde, langgedehnte Schwellungen des fruchtbarſten Bodens mit rinnenden Bächen, Kräuterwieſen und kleinen gras-

bewachſenen Moorgründen in den muldenförmigen Vertiefungen — im Ganzen etwa ſieben Stunden lang und vier bis fünf Stunden breit. Bis zum Dorfe Pagnatſch ging es noch leidlich, dann aber ſagte der Führer unumwunden, er wiſſe nicht welcher von den vielen nach allen Seiten zwiſchen den Hügeln auseinandergehenden Reitpfaden der rechte ſey und nach Pharſalus führe. Was war zu machen? Die Schuld lag auf unſerer Seite und wir ritten auf Gerathewohl. Zum Unglück war die Gegend auch noch menſchenleer und nur ein Kmanich, der einſam am Waſſer ſtand, ſah uns verwundert vorüberziehen. Bauern, die wir ſpäter in einiger Entfernung trafen, wußten auch keinen beſſern Beſcheid und ſo übernahm ich denn im Vertrauen auf meine Kompaßkunde die Leitung der Karavane ſelbſt. Aber ſieh da! während ich auf einer moorigen Stelle den Eingebungen meiner vermeintlichen Weisheit folgte, that das Pferd einen falſchen Schritt, ſtürzte ſeitwärts in eine Schlammtiefe und ſank bis an den Gurt; mich ſelbſt ſchleuderte es im entgegengeſetzten Sinn, doch reichte mir die Pfütze nur bis an das Knie. Die Geduld brach ſelbſt bei dieſem Auftritt kaum; das Thier ward wieder aufs Trockne gebracht und wir ritten, obgleich die ſchneegetränkte Flüſſigkeit in die Fußbekleidung gedrungen war, unverzagt zu einem Konaridorf hinan, wo uns ein großnaſiger Osmanli in weißem Turban nach vielem Irrſal zum rechten Weg verhalf. „Auf

die Derwiſch-Einſiedelei im Pinienwalde richtet euren Weg, dort werdet ihr Tſchataldſche[1] von ferne ſehen.“ So war es auch.

Nach mehr als ſechsſtündiger Plage hatten wir endlich den Südrand des Hundskopf-Labyrinths erreicht und erblickten auf einmal das ſpiegelglatte, links und rechts unabſehbare, auf der uns entgegengeſetzten Südſeite aber durch ein dammartig hereinſpringendes Vorgebirge begrenzte Feldmeer der pharſaliſchen Ebene vor uns ausgebreitet. Wir waren wirklich überraſcht und vergaßen beim Anblick der prachtvollen mit Saaten und Gras bedeckten Fläche auf einige Minuten unſere Noth. Am waſſerreichen Bach, welcher die Ebene von einem Rand zum andern der Länge nach in diagonalem Laufe durchſchneidet und ſeine perenne Fluth mittelbar in den Peneios wälzt, erkannten wir ſogleich den Enipeus des Alterthums, und ſahen deutlich die zierliche Steinbrücke und den breitgetretenen Weg, der nach Pharſalus führt. Aber noch viel Wichtigeres als Kornfeld, Bach und Steinbrücke: die Walſtatt, wo Cäſar den Pompejus ſchlug, lag offen vor dem Sinn. Zur Beſchreibung jenes verhängnißvollen Tages und Cäſars Strategie lieferte erſt der Ueberblick der pharſaliſchen Felder den wahren Commentar. Die Lagerſtelle beider Heere, die Schlachtordnung, ja der Platz, wo

[1] Türkiſche Benennung für Pharſalos.

die einzelnen Legionen ſtanden, wo die Reiter fochten und die Reſerve der zehnten Legion den Sieg entſchied, lagen wie gezeichnet vor dem Blick.

Manche Stelle in Cäſars Schriften würden die Herausgeber viel verſtändiger und lichtvoller commentiren, wenn ſie den Schauplatz der Begebenheiten ſelbſt geſehen hätten. Dieſe Bemerkung gilt hauptſächlich dem alexandriniſchen Akademiker Appianos, der in Beziehung auf die pharſaliſche Walſtatt in bedeutendem Irrthum iſt, wie ſich weiter unten zeigen ſoll. Von Cäſars Commentarien, die ſeit der Studentenzeit auf keiner Reiſe fehlen, wurde der betreffende Abſchnitt auf den Hügeln ſelbſt geleſen, wo das Lager der pompejaniſchen Legionen ſtand. Dann ging es mit Bedacht den ſanften Abhang hinab und fort gegen den Enipeus, der an den Zelten des großen Gegners der Optimaten vorüberrann.

In ſolchen Momenten fehlen auch dem Müden die Gedanken nicht! Um in die Stadt zu kommen, die am Fuß des Bergrandes gegenüber in Nebeldunſt und leichter Schneedecke winterlich begraben war, hatten wir von unſerm Standpunkte aus noch einen anderthalbſtündigen Ritt über die fetterdige, von geſchmolzenem Schnee durchnäßte Spiegelfläche zu überſtehen. Die armen, ſchlechtgenährten und ſchwer beladenen Thiere erlagen faſt unter der Bürde und nicht ohne große Anſtrengung erreichten wir endlich gegen drei Uhr Nachmittags das Ziel. Wir bedurften

insgeſammt der Ruhe und Menſch und Thier hatte Labung nöthig. Wie wir uns auf die kniſternde, kleidertrocknende, hammelſchmorende Flamme aus Reiſig und dürrem Holze freuten! An Holz konnte es in Pharſalus ja nicht fehlen; oder hatten wir nicht Bäume geſehen und im nahen Gebirge Nadelwald? Aber das gemauerte Einkehrhaus dieſer Türkenſtadt war leider noch weit ärmlicher und troſtloſer als der Stall im letzten Chriſtendorf. An Brennholz war gar nicht zu denken; ſelbſt Kohlen gab es nicht. Kein Fleiſch, kein Fiſch, kein Reis, kein Ei! ſogar die Nachtlampe fehlte. Wir aber waren müde, hungrig, durchnäßt und zitterten vor Froſt auf unſerer Matte am kalten Herde ſitzend.

Das Zimmer hatte, wie natürlich, keine Decke, wir ſahen durch das loſe Ziegeldach die grauen Wolken ziehen und gegen Abend trieb es eiſige Lüfte durch den rohen Schornſtein und die ladenloſe Fenſteröffnung auf das Lager herein. Wir ſahen einer bedenklichen Nacht entgegen, vielleicht der ſchlimmſten, die ich je auf Reiſen zugebracht. Wenn in dieſer Lage das Fieber käme! Welch eine zweifelhafte Lage! Um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, ſagte uns auch noch der Führer ſeine Dienſte auf: er könne und wolle nicht weiter ziehen, das Land jenſeits Pharſalus ſey ihm ſo unbekannt als uns und morgen frühe reite er nach Lariſſa zurück. Es war ein junger Menſch, ein blonder Menelaus der

Olympusdörfer, voll guten Willens; aber er wußte im Lande weder Beſcheid noch hatte er friſchen Muth. Dieſen Uebeln mußte nach Thunlichkeit zugleich begegnet werden.

Nachtlampe und Kohlen lieferte ein Krämer der Nachbarſchaft; aber wie wir zwei- und dreimal holen ließen, war der Preis jedesmal um die Hälfte angewachſen und am Ende ging der Vorrath aus. Das Fenſter ohne Laden ward mit zuſammengeſuchten Matten zugemacht und mit vieler Mühe am Ende auch noch etwas Wein und Brod aufgebracht, was mit den Hammelsreſten aus Lariſſa doch nur ein kümmerliches Nachtmahl gab. Wir theilten es gutwillig mit dem Führer, nachdem uns ein Grieche des Orts ſeine Pferde auf den andern Morgen, aber nur bis zur nächſten Station Domoko vermiethet hatte. Dort, hieß es, müſſen wir türkiſche Führer nehmen, denen es allein geſtattet ſey über die Grenze ins fremde Land zu gehen.

Die Nacht in Pharſalus glich einer wahren germaniſchen Winterſcene. So traurig flockte und brauste es vom Berg herab. Gott weiß es, mit welchen Gefühlen wir uns am matten Kohlenfeuer zur Ruhe legten! Die wenigſten Leſer vermuthen aber auch nur, mit welcher Summe von Sorgen, Geduld und Noth ich beinahe jeden Satz dieſer Fragmente vorausbezahlen mußte. Gewinn iſt uns im Leſen fremdes Ungemach. Nur begreift vielleicht ein „Glückſeliger“

nicht immer ſchnell, warum man im Einkehrhaus zu Pharſalus eigentlich noch keine vergoldete Felderdecke, keine Gueridons und keine elaſtiſchen „Couchetten“ hat. Wir aber ſchliefen der Bedrängniß ungeachtet bis uns die Morgenkälte friſch und erquickt neben dem verglommenen Herde weckte. Ich glaube, der warme Saleptrunk in Lariſſa hat das Winterelement noch in Pharſalus beſiegt. Nur kam der neue Führer in aller Frühe mit Bedenklichkeiten wegen des bedrohlichen Wetterſtandes und meinte, ob wir uns nicht noch einen Tag Ruhe gönnen wollten. So gerne wir auch unter erträglichern Umſtänden einen Tag geblieben wären, lehnten wir doch in der Noth aller Dinge den Vorſchlag ab und erklärten um jeden Preis heute noch nach Domoko zu ziehen. Auf wiederholtes Einreden fragte ich nur ſo obenhin, wo der Kadi von Pharſalus wohne? Statt der Antwort ſagte der Grieche, in anderthalb Stunden werde er mit friſch gefütterten Pferden im Hofe ſtehen, ſey die Witterung wie ſie immer wolle. Die Zwiſchenzeit wurde benutzt die Gelegenheit des Ortes noch einmal anzuſehen.

Pharſalus iſt eine türkiſche Bauernſtadt von weniger als 4000 Seelen, hat aber in der Lage große Aehnlichkeit mit Antiochia am Orontes. Es iſt eine ſchmale, lange Kothſtadt, längs dem Fuße einer ſich zur Ebene verflachenden ſteilen Hügelkette hingeſtreckt und ohne alle Spur des Alterthums,

ausgenommen die zerstörte große Akropolis hoch oben auf der Bergebene, von der sich wie zu Antiochia beiderseits am Felsenrande lange, verwitterte Festungsmauern zur Stadt herabziehen. Ich gab mir nicht die Mühe und hatte auch keine Zeit die Berghöhe zu erklimmen, sah aber um so eifriger auf das gestern durchwanderte Schlachtfeld der römischen Bürgerkriege hinüber. Statt den Leser mit einer umständlichen Aufzählung aller Einzelheiten jener Schlacht und dann noch weiter mit einer Abhandlung über die Bürgerkriege im Allgemeinen und über die ganze römische Geschichte überhaupt von Aeneas bis Augustulus heimzusuchen, wie es der belobten Gräfin an meiner Stelle sicher begegnet wäre, begnügen wir uns mit der einfachen Berichtigung einer irrigen Angabe des Griechen Appian. Offenbar hat der gelehrte Akademiker die pharsalischen Felder nicht selbst gesehen und sein Werk nur aus fremden Büchern zusammengetragen, sonst hätte er in geradem Widerspruch mit Cäsars Text die Walstatt nicht zwischen Stadt Pharsalus und den Fluß Enipeus verlegt,[1] während der Streit der Nebenbuhler um die Weltherrschaft auf dem kornreichen Blachfeld zwischen dem rechten Enipeusufer und dem Hügelrande des Hundskopf-Labyrinths entschieden wurde. Cäsar, der sonderbar genug weder Stadt noch Fluß mit Namen nennt, erschien

[1] Ἐς τὸ μεταξὺ Φαρσάλου τε πόλεως καὶ Ἐνιπέως ποταμοῦ. Appian. de Bellis Civil. lib. II, 474.

zuerſt von Epirus her und lagerte im Kornfeld am Waſſer. Pompejus zog mehrere Tage ſpäter von Lariſſa kommend, auf demſelben Weg den wir genommen hatten, und ſchlug ohne in die Fläche hinabzuſteigen das Lager auf den Hügeln auf, an deren Fuß er ſein Heer in bequemer und ihm günſtiger Stellung vergeblich zum Kampfe bot.[1]

Am Entſcheidungstage ſelbſt lehnte Pompejus den rechten Flügel, Cäſar aber den linken an den Fluß, der beiden Heeren die Seite deckte und die Angriffe der Reiterei unmöglich machte. Dieſe Stelle (Cäſ. III. 88 und 89) ſetzt die Sache außer Zweifel. Wie Pompejus geſchlagen und ſelbſt das Lager am Hügel genommen war, floh Alles nördlich in der Richtung gegen Lariſſa durch das Hügelrevier, auf dem ſie vorher gekommen waren. Aus Cäſars Angaben iſt es klar, daß keines der ſtreitenden Heere in der Richtung gegen Pharſalus den Fluß überſchritten hatte. Nach Appian aber wäre der Rückzug entweder durch den Fluß „mit hinderlichen Ufern“ (impeditis ripis) oder vielmehr — was offenbarer Unſinn — ſüdlich gegen Domoko und die Thermopylen geſchehen, wohin wir uns nach dieſer kurzen Abſchweifung vom Reiſeziel unter nicht ganz günſtigen Wetterzuſtänden etwas ſpäter als neun Uhr Vormittags in Bewegung ſetzten.

[1] Pompejus, quia castra in colle habebat, ad infimas radices montis aciem instruebat. Caes. de bello civil. lib III, 85.

Nach einem Paar etwas lichter Morgenſtunden, die uns mit falſchen Hoffnungen kirrten, war ein dichter Nebel über Berg und Fläche herabgeſtiegen, und wie wir an's andere Ende des Städtchens kamen, wo Weiber an der Quelle wuſchen, fing es zu ſchneien an. Wir ritten ſchweigend vorüber, weil uns der Wind die Flocken ins Antlitz trieb und die düſtere Atmoſphäre bald die nächſten Gegenſtände dem Blick entzog. Nur der glatte weiche Pfad verrieth, daß wir nach einer Wegesſtunde aus der ſteinigen Durchgangsniedrigung des pharſaliſchen Vorgebirges wieder auf das Feldmeer gekommen waren. Sehen konnte man es nicht. Die Luft bot eine jener Scenen, wie ſie nur die Iliade malt, und gleich Ajax flehten auch wir zu Zeus um Licht, obwohl zur Dunkelheit auch noch die Qual des Hungers kam. Wir hatten uns ohne Imbiß auf den Weg gemacht, weil der eigene Vorrath aufgezehrt und in Pharſalus um jene Stunde nichts zu finden war. Welch ein Glück daß wenigſtens der Führer der Landſchaft kundig war! Erſt am Ende der hier drei gute Stunden breiten Fläche öffneten die aufſteigenden Nebel den Horizont und wir ſtanden am Fuße eines hohen Kegelberges, auf deſſen Spitze unſere Sehnſucht, das Städtchen Domoko wie in den Wolken hing. Des Schnees ungeachtet hätten wir mit guten Pferden vielleicht in weniger als einer Stunde das Ziel erreicht. Aber wir brauchten das Doppelte, und die Thiere waren

eben ſo erſchöpft wie wir, ja ſelbſt den Führer, den hartlebenden Griechen aus Pharſalus, wandelte auf halber Berghöhe vor Hunger Ohnmacht an. Er konnte nimmer fort. Ein Labetrunk, eine Krume Brod hätten ihn zu Kraft gebracht; aber beides fehlte, Sack und Flaſche waren ſchon am Morgen leer. Nach kurzer Raſt wurde noch einmal angeſetzt und wir krochen langſam athmend jammervoll den ſteilen Pfad hinan. Doch umſonſt! die Kraft verſagte noch einmal, und wie ſich der Arme zu letzter Hülfe auf die Gruppe des koffertragenden Pferdes ſetzte, ſank auch noch das Thier unter der Doppellaſt nach kurzer Strecke zur Erde nieder. Durch vereinte Mühe ward wieder aufgeholfen, wir ſahen die Häuſer ober uns und kamen mit Aufraffung der letzten Kraft endlich todesmatt bei der gaſtlichen Thüre an. So groß war die Schwäche, daß ich die ſchroffen Treppen ins obere Stockwerk ohne helfenden Arm nicht mehr zu erklimmen vermochte.

Das Haus war ein chriſtliches und wegen der unebenen und beſchränkten Räumlichkeit von Domoko thurmähnlich an den Abhang hingelehnt. Zum Glück fanden wir eine Zelle leer mit überhängendem Bretterdach und Söller vor der Thüre, wie die Hütten in Tirol. Neben der Thüre war die kleine Fenſteröffnung, der Boden von geſtampftem Lehm und eine Feuerſtelle im Hintergrunde, wo ſofort die Flamme von trockenem Birnbaum lichterloh in die Höhe ſchlug.

Leſer, die nach ſucculentem Mahle unſere Noth angeekelt hat, werden bei der Nachricht der glücksvollen Lage in Domoko wieder ausgeſöhnt und zufrieden ſeyn. Reis, Eier, Hülſenfrüchte, Brod, Wein, Holz und Raki war im Ueberfluß; aber müde Deutſche wollen kräftigere Subſtanzen, und nicht ohne viele Mühe ward auch noch eine Henne zum Nachtmahl aufgetrieben. Man denke ſich die Luſt! Nur war im ganzen Haus kein Hafen, um das Kleinod herzurichten, kein Leuchter die Kerze aufzuſtecken und kein Kücheninſtrument das Geſchäft mit Anſtand auszuführen. Wohl eine Stunde ſuchte und fragte man im Städtchen herum bis endlich der erſehnte Topf erſchien.

Domoko, wie ſchon früher bemerkt, iſt von Türken und Griechen zugleich bewohnt; die Griechen aber kochen nicht, wenigſtens kein Federvieh, und es gab gleich anfangs einen hohen Begriff von unſerer Bedeutung und unſerer Macht, daß wir an einem gemeinen Wochentage ein ſolches Mahl bereiten ließen. In der Zelle neben uns war auch ein Fremder, der nichts als einmal des Tages Bohnen mit Oliven aß. Bei den Griechen müſſen auch die Thiere faſten, weil die Menſchen ſelbſt nur Zwiebel eſſen und das gewonnene Geld vergraben wird. Die Deutſchen lieben zwar viel und gute Koſt, haben aber ein weiches Herz für fremde Noth und erbarmen ſich beſonders des lieben guten Viehs. Unſere Pferde ſammt dem

Führer hätten zwar bei all ihrem Pharſalusblut die Schlacht bei Gaugamela nicht entſchieden, erhielten aber doch in Domoko des harten Tagwerks wegen Gerſte zum Deſert; der Agogiate ſelbſt durfte ſich mit dem Wlachidiener zu den Reſten des reichlich aufgeſtellten Mahles ſetzen und erhielt, um die Ohnmacht gründlich auszutreiben, neben dem ausbedungenen Lohn noch eine Extradoſis Raki als Labetrunk. Nachdem wir am Ende noch für friſche Pferde bis in die Quarantäne von Zitun mit einem Türken abgeſchloſſen hatten, überließen wir rund am Feuer gelagert die matten Körper der langerſehnten Ruhe. Damit aber ein für das Seelenheil beſorgter Leſer nicht etwa glauben müſſe, die Nacht in Domoko ſey für chriſtliche Wanderer gar zu weich und üppig geweſen, wollen wir nur bemerken, daß, wie in den wenigſten Fällen unſeres Erdenwandels das Gute ohne Beiſatz vom Uebel iſt, ſo auch im Einkehrhaus zu Domoko das überſüße Glück durch etwas Wermuth gedämpft und verbittert war. Daß die Zellendecke fehlte, war ein geringeres Uebel als der Mangel des Kamins. Die aus gehobelten Sparren und Brettern ſchön gezimmerte und knapp gefugte Dachung, obgleich von Rauch und Schlacken angeſchwärzt, hielt Schnee und Kälte von oben ſattſam ab; aber bei Thür und Fenſter, die des Rauches wegen offen blieben, drang es vom Söller ſchneidend kalt auf die Schlafenden herein, während zerlaſſener Schnee über

der Herdflamme durch die Bretterfugen drang und als rußgefärbte ätzende Flüſſigkeit in regelmäßigen Pauſen auf die grauen Mäntel niederfiel, noch heute ſichtbar zur Erinnerung an die Winternacht in Domoko. Nicht genug, in der Zimmerecke neben meinem Lager war am Fußboden eine runde Oeffnung angebracht, die dem Gelaſſe unterhalb als Rauchfang diente. Ein widerlicher Qualm aus ranzigem Oel und naſſem Holze, der ſich von unten herauf in die Wirbel der obern Heizung ſchlug, tödtete alle Poeſie und ſtellte bald das Gleichgewicht in unſerer Lage her. Wir waren ja zur Winterszeit gleichſam mitten im rauchenden Kamin logirt!

Es ſchneite und ſtöberte die ganze Nacht und auch noch den folgenden ganzen Tag ohne Unterlaß. Wir hofften aber auf Beſſerung und wollten Morgens dennoch fort. Der Türke erklärte gerabezu die Unmöglichkeit und ſagte auch, wir hätten uns vor allem zur Durchſicht des Reiſeſcheins beim Oberbefehlshaber der Gränzſchluchten, der hier reſidire, in Perſon vorzuſtellen, weil ohne deſſen Erlaubniß niemand aus dem Land gelaſſen werde. Wie wir im Serai erſchienen, hieß es: „der Aga ſchläft, kommt in einer Stunde wieder.“ Nach einer Stunde ſchlief der Aga noch und erſt gegen zehn Uhr that ſich der Divan auf. Ich war nicht ganz ohne Sorgen. Das Städtchen war mit albaneſiſchen Söldnern angefüllt und der Aga ſelbſt gehörte dieſem Volke an. Vielleicht gibt

es Hinderniſſe, vielleicht Forderungen übermäßiger Natur, da der Albaneſe beſondern Werth aufs Klingende zu legen pflegt und ich allein und ohne Schutzbrief des Weſirs von Lariſſa gekommen war. Mit dem Grammatikus hatte ich ſchon vorher geredet und in der Halle auch Bekanntſchaft mit einem Exemplar aus dem männlichen Harem gemacht, das dem Aga nach Albaneſenbrauch in Domoko nicht fehlen durfte. Der gute Junge ſagte mir, wie ich mit ſeinem Gebieter reden ſoll und er wollte ihm ſelbſt ungebeten mein Petitum beſtens anempfehlen, wofür er zwei Silbergroſchen als Geſchenk erhielt. Im Divan mußte ich natürlich meine Sache ſelbſt vertreten; aber Zuverſicht mit Zungengeläufigkeit wuchſen ſchnell, wie ich merkte, daß der Aga im Türkiſchen von nicht beſonderer Stärke war. Manche in Stambul erhaſchte Phraſe ward mit glänzendem Succes vor den unwiſſenden Schkypetaren zur Schau geſtellt. „Wie ſchön er türkiſch ſpricht!“ ſagte halblaut der Aga zum Grammatikus. Das iſt im Munde eines Albaneſen freilich kein großes Lob, beweist aber, welchen Vortheil auch geringe Kenntniß in der Osmaniſprache reiſenden Europäern in der Türkei gewährt. Nur wer türkiſch redet, gilt im Lande als ehrenwerther Mann, hat Religion und achtet göttliche und menſchliche Geſetze: „*Türktsche bilir, allahdan korkar.*“ [1] Denke man nur, bei aller Andachts-

[1] „Er verſteht Türkiſch, (weil) er Gott fürchtet.“

gluth und dogmatiſchen Schärfe für Glaubensreinheit und geiſtliches Uebergewicht wären D. und W. ſammt ihrem theologiſchen Anhang in M. bei den Osmanli doch nur Atheiſten, Leute ohne Treue und Glauben blos weil ſie des Türkiſchen nicht kundig ſind!

An Hemmniß oder irgend eine ungerechte Zumuthung war bei ſolchen Vorlagen nicht weiter zu denken, und der Abreiſe ſtand auch nichts weiter entgegen als die finſtere Atmoſphäre mit ihrem winterlichen Schneegeſtöber. „Geht nicht! Seht nur das Wetter an! Ihr gehet zu Grunde," ſagte warnend der Grammatikus. Wir blieben noch den ganzen Tag, der uns nach beſſerer Anordnung bei reichlicher Zehrung und in nützlichen Dialogen mit den Zollbeamten am Feuerherde ſchnell vorüberging. Wir beſuchten auch eine Art improviſirter Schenke, wo die moslimiſchen Schkypetaren gegen Koran und Prophet tapfer zechten. Bekanntſchaft mit Kriegsleuten iſt überall ſchnell und leicht gemacht, und nicht ohne vielſeitig freundlichen Zuſpruch der rauhen Geſellen gingen wir in die Wohnung zurück.

Sorgfalt und Fleiß, womit ich während des langen Aufenthalts in Stambul etwas Nützliches zu lernen ſuchte, belohnten ſich in ſolcher Weiſe häufig ſchon während der Reiſe ſelbſt. Wir ſagen es nicht des eitlen Ruhmes wegen; wir ſagen es andern zum Troſt, damit ſie lernen was und wieviel ein Menſch, der ſelbſtſtändige Meinung und unabhängigen Sinn

weit höher als Gunſt und Sold der Großen achtet, auch in mäßigen Umſtänden durch eigene Kraft zu ſchaffen vermöge. Leiden und Noth ſind vergeſſen; Erfahrung, Einſicht, Erinnerung und geiſtiger Genuß ſind geblieben und werden noch lange bleiben; ſie ſind mein wohlerworbenes freies theures Eigenthum! Zwar hat uns der Rauch in Domoko Antlitz und Hände angeſchwärzt; aber wir ſchliefen gelabt und erquickt ſo wonnig am wärmeſtrömenden Herde, wie die innerlich zerriſſenen, ſchuldbewußten Kinder des Glückes, des Ehrgeizes, der irdiſchen Größe in ihren Prunkgemächern und erquiſiten Lüſten zu ſchlummern nicht vermögen. Haltung und Thun des Menſchen gewinnt eine andere Geſtalt, ſobald ſich der Gedanke, daß kein Erfolg, kein Genuß, kein Wiſſen, kein Rang, keine irdiſche Größe, Drang und Qualen des Gemüthes ſtillen kann und wahrer Seelenfriede nur im Verſagen liegt — ſeiner gänzlich bemächtigt hat. Wer die Feſſeln des Ehrgeizes, der Gierde, der Habſucht, der Eitelkeit nicht abzuſtreifen vermag, iſt weder ein weiſer, noch ein tugendhafter, noch ein freier Mann, noch kennt er das wahre Glück, das wir alle ſuchen, das aber ſo wenige von uns wirklich finden. Hiemit iſt nicht geſagt, daß man um weiſe, frei und glücklich zu ſeyn, zur Winterszeit in theſſaliſch Domoko am rauchigen Herde liegen müſſen. Unſere Weisheit, weit entfernt von der Schule des Diogenes, duldet und liebt ſogar die Eleganz der Außenſeite.

Wir erzählen nur, was wir damals auf der Seele hatten und was uns nach vielen und harten Proben als einzig richtiger Weg zum höchſten Gut des Lebens — zu Gleichmuth und Zufriedenheit erſchienen iſt.

Ohne Zweifel haben wir für Mehrung und Kräftigung wahrer Lebensweisheit im Allgemeinen durch unſere Sittenpredigt ſchon jetzt Bedeutendes gewirkt. Wir hoffen aber, und zwar insbeſondere in Deutſchland und beim ehrwürdigen Corpus der Gelehrten und Andächtigen, durch unſern Froſt und unſere Gleichgültigkeit für falſche Ehren, zerfließende Weichlichkeit und ſchnöden Flitter der großen Kinderwelt nächſtens noch weit größere Bekehrungen zu erleben und in kurzer Zeit die Summe der Selbſttäuſchungen, der eiteln, thörichten Beſtrebungen zwiſchen Belt und Adria weſentlich gemindert zu ſehen. Am Ende ſind wir gar noch vom Schickſal auserkoren, das von erlauchten „Reiſendinnen“ neulich in Maſſa als corrupt verdammte Europäerblut moraliſch zu reinigen und durch das Laugencorroſiv unſerer Homilie wieder geſund zu machen. Welch ein Ruhm für unſere Unbedeutenheit! Die Gräfin mit dem „ſchleifenden Schritt“ deutet als Univerſal-Galen das Uebel der Zeiten an, und wir — der geradredende Plebejer — heilen es durch unſere theſſaliſche Panacee. Iſt das nicht überſchwänglicher Gewinn für zwei rauchgeſchwärzte Nächte in Domoko? Was hätten wir aber auch ſonſt über unſere Winterraſt in einem Orte

berichten ſollen, an welchem das Alterthum ſelbſt in der Sommerluft nichts als die rauhe Lage und die prachtvolle Fernſicht zu rühmen wußte? [1] Unſere Leſer erinnern ſich aus dem vorigen Fragment der Geſtalt des theſſaliſchen Ringbeckens und wiſſen, daß ſich das Randgebirge allerſeits ſchluchtig und durchbrochen, aber amphitheatraliſch und breit gegen die fette Mittelebene niederſenkt und im letzten Stadium, wenn der Wanderer aus den Hochſchluchten tritt, eine entzückende Ausſicht über das endloſe Gefilde öffnet. Auf einer ſolchen luftigen Höhe, an deren Fuß das pharſaliſche Feldmeer endet und die ſchluchtenvollen Berge beginnen, liegt Domoko. [2]

Wir waren aber vom Glücke weniger begünſtigt als die Legionen des Flaminius und mußten den Ort verlaſſen ohne das Auge am ſchönen Spiel des pharſaliſchen Panoramas zu erquicken. Eine flockenſchwangere Nebeldecke hatte ſich wie ein Leichentuch bewegungslos über die weite Niederung gelegt, und wir ritten am Morgen des dritten Tages noch vor Anbruch des Lichtes mit unſern türkiſchen Führern zum Städtchen hinaus, von dem wir nicht einmal den Umfang, noch weniger Buſch und Wald des unter

[1] Iliad. II, 16—17. — Livius lib. XXXII.

[2] Ubi ventum ad hanc urbem est, repente velut maris vasti, sic immensa panditur planities, ut subjectos campos terminare oculis haud facile queas. Livius lib. 32, apud Strab. edit. Casaubon.

dieſer Seite den äußerſten Vorpoſten und gleichſam die Gränzwache des türkiſchen Sultanats von Stambul gegen den „Bavareſikral“ in Athen. Bei dieſem Thurm hatten wir die letzte Plage, weil der Schkypetaren-Offizier in der Meinung einen guten Fang zu machen am „einfältigen“ Franken, der ſich nicht zu vertheidigen wiſſe, eine namhafte Summe als Durchgangszoll verlangte.

Etwas beunruhigt, daß ich von der kleinen Karavane allein in den Thurm hinaufgeladen wurde und auf meinen höflichen Gruß vom rohen Osmanligeſellen keinen Beſcheid erhielt, fragte ich ihn auch meinerſeits erbost, wer ihm das Recht gebe von mir, der ich mit des Sultans Paß von Stambul komme, Geld zu fordern? „*Aded dür*,“ „ſo iſts der Brauch“, ſagte er etwas höflicher. Ich erklärte ihm aber, alle ſeine „Aded“ gingen mich nichts an; ich ſey ein Deutſcher Begſade (Beïſade), der die Welt bereist und Niemanden etwas gibt. Zugleich hielt ich den türkiſchen Reiſeſchein zur Durchſicht hin, mußte ihn aber ſelbſt vorleſen, weil im ganzen Thurm kein Menſch das türkiſche ABC verſtand. Dieſer Akt von Gelehrſamkeit nebſt angefügten ſummariſchen Erklärungen über das Nemtſcheland, — alles (mit Verlaub) in gutem Türkiſch — that die beſte Wirkung und der Häuptling fragte am Ende ganz freundlich, ob es mir denn auf einige Para zu einer Taſſe Kaffee auch noch ankomme? Ich war nicht hart genug nein zu

ſagen, gab ungefähr einen Franken und ward von einem mitreiſenden Griechen, wie wir den Thurm hinter uns hatten, als zu nachgiebig getadelt: „nichts, gar nichts hätte ich geben ſollen.“

In nicht viel mehr als einer Stunde nach dieſem letzten Conflikt mit den Türken hatten wir die Höhe erſtiegen, wo die Gränzmark des freien Hellas ſtreicht, und hier fand es mein Tadler ganz in der Ordnung, daß ich dem Wunſche der Palikaren mit einer Kleinigkeit entgegenkam. Die armen Jungen waren mit Wenigem zufrieden und gegen die geſetzliche Gebühr einer Drachme (25 kr. rh.) begleitete uns einer aus ihnen in die zwei Stunden unterhalb liegende Quarantäne von Zitun hinab. Am 9. Februar 1842 hatten wir das Ziel unſerer türkiſchen Wanderſchaft erreicht und waren wieder in der Chriſtenheit. Selbſt die landfremden Palikaren freuten ſich unſeres Heiles und empfingen uns mit der größten Freundlichkeit auf dem Boden des freien Griechenlands.

Alle Noth, ſo denkt mit Recht der Leſer, muß jetzt ein Ende haben. Denn gleichwie das Chriſtenthum im Ganzen und im Einzelnen das Gegentheil des Islam iſt, eben ſo müſſen und werden ſicherlich auch die Bekenner des einen in allen Dingen von den Bekennern des andern vortheilhaft verſchieden ſeyn. Denn ſobald ſich beiderſeits gleichviel Schlechtigkeit mit derſelben Maſſe von Noth und Elend fände, und wenn die öffentlichen Zuſtände bei den einen ebenſo

troſtlos und verfallen wie bei den andern wären, wie ſollte der Uneingeweihte dann erkennen, um wie viel Tonſur und Dogmatik von ** beſſer als Derwiſchmütze und Koran von Medina ſey? Man ſieht, der Vergleich iſt billig und ganz zum Vortheil der Chriſtenheit geſtellt.

Wenn es in türkiſch Pharſalus an Holz und Kohlen und Brod gebricht und die Fenſter ohne Glas und Läden, die Albaneſen im Thurm aber, der Gerechtigkeit vergeſſend, nach fremdem Gute lüſtern ſind, ſo wird in Zitun ſchon deßwegen an phyſiſchen Gütern Ueberfluß, an ſittlichen aber Fülle herrſchen und beſonders die Gerechtigkeit daſelbſt in Ehren ſeyn, weil man in Zitun nicht blos Chriſt, ſondern überdies noch Hellene iſt. Scenenwechſel mußte es hier geben und chriſtliche Leſer würden es ſogar übel nehmen, wenn man ohne alles Merkmal von Contraſt und Farbenſpiel, wie etwa von der Lauſitz in die Brandenburger Marken, ſo von türkiſch Theſſalien ins chriſtliche Hellas herüberkäme.

Wer immer dem freien Königreich die nördliche Grenze gezogen, hat es ſicherlich mit Verſtand und im Bunde mit der Natur gethan. Eine geradlinige, beiderſeits ſich abflachende, in Riffen und Brüchen langſam niederſteigende Bergſcheide trennt türkiſch Theſſalien von Griechenland. Die Nordſeite des Höhenzuges war noch rauh und winterlich, während die ſüdliche gleich unterhalb des Scheitelpunktes in jungem Gras und Lentiscusſtrauch ſchon mildere Lüfte

und größere Macht der Frühlingssonne verrieth. Der Leser kann sich das Panorama gleichsam selber malen. Ein Querthal, breit und schön und mit einem Strom in der Mitte zieht wie ein Festungsgraben in gleicher Richtung mit unserem Höhenzug vom Meer ins Land hinein, und die gegenüberstreichende Thalwand übertrifft an Höhe und Mächtigkeit wie an Steile und Waldreichthum bei weitem die Linie, von der wir niederschauten. Der Fernblick vom Zirlberg ins Innthal unterhalb gibt mit Ausnahme der niedlichern Formen des griechischen Bodens beinahe ein ähnliches Bild. Eine Reihe fester Steingebäude mit kleinen Besatzungen, in gemessenen Zwischenräumen den Bergkamm krönend und von ferne sichtbar, bilden gleichsam die Mauerzinnen zum langen Erdwall wider das Türkenthum. Weit unten am Fuß der Höhe, in der Einsattelung zweier Hügel gegenüber den Thermopylen, zeigte uns der Palikar die Stadt Zitun, und um Ein Uhr Nachmittags am vorbenannten Tage hatten sich die Thore der hellenischen Quarantäne hinter uns zugemacht.

Die Klausur war nur auf acht Tage festgesetzt und muß im Sommer, der natürlich schönen Lage wegen, sogar ein geringes Uebel seyn. Aber zur Winterszeit gab es christlichen Regimentes ungeachtet doch Einiges zu bedenken. Und um es nur kurz zu sagen, die Aussichten waren nicht viel günstiger als im Einkehrhaus zu Pharsalus. Es gebrach an

Allem, ſogar an Holz und Kohlen, nur nicht an Höflichkeit der Bedienſteten und an Mahnung zur Geduld. „Wir ſind noch klein, jung und arm, vielleicht wird es bald beſſer ſeyn.“ „Aber für Geld und gute Worte aus Vorſicht trocken Holz und Kohlen herzuſchaffen, wäret ihr doch groß und alt genug.“ „Die Leute dieſes Landes, entgegnete man, kochen nicht, wollen lieber frieren als Geld für Feuerung geben. Doch hoffe man für unſern Bedarf noch etwas Zehrung beim Bakkal zu finden, ja man denke ſogar ſeit längerer Zeit zwei, drei Stuben mit Glasſcheiben und europäiſcher Bequemlichkeit für beſſere Reiſende herzurichten; aber es fehle noch immer an den nöthigen Mitteln das Beſchloſſene auszuführen. Auch ſey bis jetzt auf dieſer Seite nur armes Handwerksvolk aus den türkiſchen Provinzen nach Hellas eingewandert und ich wäre der erſte „Milordos“, der des Weges komme.“

Die kleineren Räume waren leider alle beſetzt und wir mußten uns, um allein zu ſeyn, vorerſt mit einer weiten Sommerbaracke begnügen, deren ganze Einrichtung aus drei Holzpritſchen und einem Feuerherd beſtand. Der Fußboden war Steingeröll, die Oberdecke fehlte ohnehin und durch die weiten Spalten in Dach und Fenſterläden blies bei heiterem Himmel Nachts der kalte Wind herein. Am grünen Reiſig, das man zur Feuerung eilig ſammeln ließ, konnten wir uns nicht erwärmen und der als Wächter zuge-

theilte Albaneſen-Palikar brach Nachts in der Noth die Reſte des Holzgitters ab, welches den verdächtigen Theil des Hofraumes vom geſunden ſchied. Das war übrigens die einzige Nacht, in der uns die Kälte gar nicht ſchlafen ließ. Wir verkürzten die Zeit mit Reden und der Wächter, der ſiebenthalb Fuß hohe, ſchlanke, unbärtige, unverdroſſene Schkypetar mit ſeinen kleinen Albaneſenaugen, dünnem Naſenknorpel und blendend weißem Teint war um ſo beredter, da er warme Koſt, in Butter geſchmorte Eier, getrocknete Feigen, rohe Poriſtängel und Oliven gegeſſen hatte und Tags darauf noch Beſſeres hoffte.

Die Stadt war nur eine halbe Stunde entfernt und hatte an Lebensmitteln Ueberfluß. „Uebrigens ſoll ich mich über die ärmlichen Zuſtände unſerer Lage nicht wundern, „„da bisher lauter Diebe in der Quarantäneverwaltung waren.““ „Jetzt müſſe natürlich bald alles ein beſſeres Herſehen gewinnen, da man heilſame Reformen vorgenommen.“ Aber bei aller Ehrenhaftigkeit der neuen Verwaltung wird es in der Zituner Quarantäne vermuthlich bis auf dieſe Stunde beim Alten geblieben ſeyn, weil die Griechen bei Neuerungsvorſchlägen und in Abſchaffung veralteter Mißbräuche mit lobenswerther Vorſicht verfahren, aus Klugheit nichts übereilen, vorher alles langſam, wiederholt und reiflich bedenken und überall mit ſchonungsvoller Behutſamkeit an den öffentlichen Schaden gehen, ja aus gegenſeitiger Nachſicht und

chriſtlicher Geduld meiſtens lieber gar nicht darangehen. Sie wollen es nicht machen wie die Europäer, die wohl niederreißen, aber ſelten etwas Beſſeres auf die leere Stelle bringen. Wollte man alle Diebe aus den Aemtern treiben und überall nur Gerechte an ihre Stelle ſetzen, ſo blieben wahrſcheinlich ſämmtliche Beamtenſtuben des helleniſchen Königreichs in alle Ewigkeit vacant. Als geiſtreiche Menſchen, wie die Griechen alle ſind, wählen ſie unter zwei Uebeln natürlich das geringere und die Dinge bleiben wie ſie ſind.

Oeffentliches Gut nach Kräften als Privateigenthum zu behandeln iſt uralte Landespraxis, iſt gleichſam feſt und wohl erſeſſenes Recht der byzantiniſchen Beamtenwelt. Und ſtatt die Griechen als neuerungsſüchtig und rebelliſch zu verſchreien, wie es andere thun, finden wir ſie entſchieden conſervativ und beſonders voll Reſpekt für ihr hiſtoriſches altes Recht. Man ſollte glauben, ſie hätten insgeſammt bei weiland Dr. Hugo in Göttingen Jurisprudenz ſtudirt. Dieſes Urtheil iſt ein von perſönlichen Berührungen ganz unabhängiges und die jämmerlich kalte Pritſchennacht hat uns eben ſo wenig gegen die Hellenen eingenommen als uns die günſtigere Lage am folgenden Tage zu ihren Gunſten beſtach. Man gab uns eine bequemere Zelle mit Bretterboden, Ueberdecke und wälſchem Kamin. Für Strohmatte, Feuerzange, Topf und Leuchter ward auch geſorgt und der Krämer

hatte gutes Brennmaterial mit reichlichem Nahrungsſtoff aus der Stadt gebracht. Für Fenſterſcheiben aus Papier hatte eigene Induſtrie geſorgt und wir waren in wenig Stunden ein Gegenſtand des Neides und der Bewunderung für die Poriſtängel eſſenden Mitgefangenen der Nachbarſchaft. Allein die Herrlichkeit hatte ein ſchnelles Ende.

Der freundliche Quarantänearzt hatte uns gebeten mit den Mängeln der Anſtalt Nachſicht zu haben, Griechenland ſey noch „jung, klein und arm"; hätten wir aber irgend einen Wunſch, brauchten wir nur zu befehlen, alles werde zu unſern Dienſten ſeyn. So ſpricht in Hellas jedermann, aber niemand will etwas thun. Die Gelegenheit zu „wünſchen und zu befehlen" kam viel ſchneller als es nöthig war. Das üppige Leben in unſerer Zelle und das Glück der beiden Diener, die gegen alle griechiſche Sitte eben ſo chriſtlich gefüttert wurden wie der Gebieter ſelbſt, veranlaßten die Meinung, Milordos müſſe ein gutmüthiger, reicher, liberaler und geldverachtender Geſelle ſeyn und auf dieſe Vorſtellung hin gründete der amtlich aufgeſtellte Krämer ſeinen Plan. Statt guter Kohlen wie früher, brachte er am dritten Tag Kohlenſtaub und ſtatt des beſtellten Quantums Hammelfleiſch eine alte magere Henne, für die er 120 Lepta (30 kr.)] wollte. Bei unſerer Weigerung die Lieferung anzunehmen, weil wir Anderes und Beſſeres beſtellt, ſchwur er hoch und theuer, daß

Anderes und Beſſeres zu dieſer Friſt gar nicht zu finden ſey.

Die Verhandlung ging vor aller Augen im Hof vor ſich und jedermann erkannte das Unrecht dem trügeriſchen Krämer zu: „der Menſch ſey ein Albaneſe“, d. i. der Inbegriff aller Schlechtigkeit. „„Aber ihr ſeyd alle ſo, Lügner, Schelmen, Diebe vom erſten bis zum letzten.““ Nach warmer Sittenpredigt behielt der Mäkler ſeine Waare und wir blieben ohne Feuer und Koſt, oder mußten mit Poriſtängeln zufrieden ſeyn in gleichem Looſe mit der Nachbarſchaft. Erſt einige Stunden ſpäter hatte ein Erpreſſer die ſchönſte Heizung und das ſchönſte Hammelfleiſch gebracht, obwohl der amtliche Verſorger bei allen Heiligen der anatoliſchen Kirche geſchworen hatte, es ſey nur ſchlechtes in der Stadt, ja man finde gar keines und es werde überhaupt nicht mehr geſchlachtet in Zitun. So ging es fort bis endlich der neunte Tag dem Hader und der Klauſur zugleich ein Ende machte.

Nachdem die Rechnungen geordnet und nicht ohne neues Plänkeln jedermann geſättigt und befriedigt war, verließen wir den Sitz der Plage und ritten freudig und nicht ohne Bedacht wie unſere Erfahrungen andern Reiſenden frommen ſollen, nach Zitun hinein. Sollte das Schickſal ja irgend einen Deutſchen gleich uns zur Winterszeit dieſes Weges aus Theſſalien nach Hellas führen, ſo nehme er unſere

Widerwärtigkeiten als Mahnung zu größerer Vorsicht an, und komme ja nicht in die Quarantäne nach Zitun ohne folgende Gegenstände vorsorglich mit sich zu bringen: 1) Lebensmittel für wenigstens Einen Tag; 2) eine tüchtige Saumladung trocken Holz und Kohlen; 3) eine Feuerzange, ein Kohlenbecken und Wandnägel quantum sufficit; 4) einen Tisch; 5) eine Rohrdecke; 6) ein Brett; 7) eine sechs Fuß lange Dachrinne; 8) Schmutzkratze und Besen; denn bei den Hellenen wird nicht gekehrt, und ohne Rettungsbrett und Dachrinne kann man bei Thauwetter nicht wohl zur Zellenthüre heraus.

Wir blieben mehrere Tage in der Stadt, um endlich ohne Zank der Freiheit und des Lebens zu genießen, bis wir weiter zogen über Euböa nach Athen. Zugleich wollten wir doch auch sehen, welche Fortschritte öffentliches Leben und allgemeine Glückseligkeit des griechischen Volkes während des zehnjährigen Friedens unter dem Schirmhut des Bavareſenthums in Zitun gemacht. Man darf dem Leſer wohl gestehen, daß wir schon im Jahr 1833 bei Gelegenheit des Beſuchs von Thermopyle Zitun zum erstenmal geſehen haben. Die waſſerreiche Umgegend iſt zwar kahl und baumlos geblieben wie zur Türkenzeit, aber das Städtchen ſelbſt hebt ſich der (damaligen) wenig geſchickten und noch weniger redlichen Verwaltung zum Trotz allmählig aus den Ruinen heraus. Wir ſind nicht nach Zitun gekommen, um die Machthaber

anzuklagen oder ſie gar eines Beſſern zu belehren und zu thun, als hätten wir allein das Geheimniß im Gänſekiel alles öffentliche Ungemach mit einem Federſtrich zu tilgen und durch Zauberſchlag jedermann glücklich und reich zu machen. Wenn wir je etwas bekrittelten, ſo war es nur die Haſt und das thörichte Selbſtvertrauen, mit dem man ſich an's Ruder drängte, als wäre es eben ein ſo leichtes Ding auf „byzantiniſchem" Boden und mit „byzantiniſchen" Elementen eine nach abendländiſchen Begriffen blühende und innerlich geordnete Staatsgeſellſchaft einzurichten. Den Ueberſchwänglichen, den Leichtblütigen und den Unbeſonnenen haben wir von jeher unſern Zweifel, unſer Mißtrauen und unſere Verneinung entgegengeſetzt und allzeit gefunden, daß es billiger iſt (wenigſtens im Orient) die öffentliche Verwaltung nicht nach dem Guten, das ſie gethan haben will, wir aber nicht zu entdecken vermochten, ſondern nach dem Böſen zu beurtheilen, das ſie unterlaſſen hat.

Wenn man die Hände immer in den Taſchen des Volkes hat und im Moment des Dranges doch immer wieder Bettler iſt — „inter continuas rapinas perpetuo inops"[1] — wie erklärt ihr das? Glücklicher Weiſe haben wir ſolche Fragen zu beantworten weder Beruf noch Luſt. Mancher Leſer weiß auch ſchon, daß uns weniger die Politik und am wenigſten die

[1] Justinus de Philippo Macedon.

Eitelkeit auf neuem Schauplatz eine Rolle zu ſpielen wiederholt ins Morgenland getrieben hat. Abenteuerlicher Hang fremde Sitte zu ſehen, angeborne Schwärmerei und Liebe ſchöner Landſchaftsbilder beflügelten allein den Schritt. In ſolchen Gemüthszuſtänden iſt man weder Intriguant noch Stellenjäger, noch Diplomat, noch Weltverbeſſerer. Man ärgert ſich auch nicht zu häufig über die Thorheiten der Menſchen; man lacht weit lieber (verſteht ſich im Stillen) als man pocht und ſchilt. Dieſem Charakter milder inoffenſiver Schwärmerei ſind wir hoffentlich im ganzen Cyklus der „Fragmente" treugeblieben, und eben weil wir dieſen Charakter bis zum Ende behaupten möchten, iſt es beſſer wir ſchließen hier in der Gränzſtadt des helleniſchen Königreichs unſere Irrſale und unſern Bericht. Hellas iſt ja, wie ſie ſagen, europäiſches Land, und wo fänden wir den Muth Dinge zu beſprechen, die man ſchon vor uns ſo oft und ſo gut verhandelt hat. Rühmte ich z. B. die freundliche Aufnahme beim damaligen Obriſtlieutenant Fabrizius [1] ſo wie kriegeriſche Zucht und Haltung des unter ſeinem Befehl an der Gränze aufgeſtellten kleinen Truppencorps, ſo könnte es die Eiferſucht anderer Offiziere erregen, deren Sinn nicht weniger gaſtlich und deren Fuſtanellen-Schaaren eben ſo gut geübt, genährt und gekleidet ſind wie die Beſatzung in Zitun.

[1] Aus Plön im Holſteiniſchen.

Wie ſollte ich erſt ohne Aergerniß erzählen, was ich gleich auf der Gränze über die Bavareſen hörte? Man hält uns für unmännlich und weichlich, für Leute „die man anfangs fürchtete und zuletzt verachtete.“ Jedermann weiß aber, daß wir abgehärtete, kräftige und gerechte Menſchen ſind, daß wir in Kunſt und Wiſſenſchaft wie im Betrieb des bürgerlichen Lebens mit andern Nationen überall auf gleicher Höhe ſtehen, ja ihnen in Vielem überlegen ſind und beſonders in Andacht und Sittlichkeit als Muſter dienen. Und doch ward ich von Leuten, die geſtern noch türkiſche Knechte waren, mit der ſonderbaren Bemerkung angeredet: „Die Bavareſen haben uns beſtohlen und in der Kultur um ein Jahrhundert zurückgeſchlagen.“

Solche Urtheile widerlegen ſich ſelbſt. Die Thoren! Als wenn man bei uns diebiſch wäre und in der Kultur rückwärts ginge! Wer in Deutſchland hätte je dergleichen gehört? Ja, noch weit Schlimmeres mußte ich vernehmen, verſchweige es aber lieber ganz, weil es bei aller Falſchheit doch hie und da kränken und betrüben könnte. So weit iſt es durch Ungerechtigkeit und boshafte Leidenſchaft unſerer Gegner mit uns gekommen, daß wir in der Fremde nicht ſelten aus Vorſicht ſogar das Land verläugnen müſſen, aus dem wir gekommen ſind. Ich reiste als „Tiroleſe“, um vor Beleidigung, Spott und Neckerei der freundlichen Hellenen ſicher zu ſeyn. Das half noch in Zitun, in Stylida und auch noch im ausge-

ſtorbenen Chalcis (Negroponte), wo ſeit Auswanderung der Osmanlibevölkerung Stille über öden Straßen, über menſchenleeren Häuſern und grasbewachſenen Plätzen liegt und das unheimliche Echo des eigenen Schrittes, wie im ausgebrannten Ilium, den Wanderer erſchreckt,

Horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent!

In Athen dagegen nützte die Vermummung nichts mehr, und ſtatt wie Cephalus in ſchwärmeriſcher Einſamkeit durch die lieblichen Scenerien des thymianduftenden Hymettus zu ſtreifen, mußte ich — o des harten Looſes — dem griechiſchen Volke über meine Slaven-Theſis Rede ſtehen.

XIV.

Das ſlaviſche Element in Griechenland. [1]

Wie man die „Slaven" nur nennt, entſteht in Deutſchland ſchon Mißbehagen, Eiferſucht und Zorn; man fühlt ſich inſtinktmäßig aufgeregt wie gegen einen Erbfeind und Gegner, mit dem man einſt noch um die höchſten Güter des Lebens, um Glück, Ruhm und Freiheit den Kampf zu beſtehen habe. Dieſes Gefühl der Abneigung iſt ſo alt wie das deutſche Volk und ſeine Geſchichte. Um ſich zu haſſen braucht man ja nur Nachbar zu ſeyn und die gleichen Nationalbeſtrebungen und Tugenden zu beſitzen wie der Nebenbuhler. Germanen und Slaven ſind vorzugsweiſe die „Gemüthvollen" und „Ackerbautreibenden", folglich die am meiſten dehnbaren Stämme des Erdbodens. Beide ſind Japhets Kinder, denen das Erbtheil Sems

[1] Leſer, welchen gelehrte Verhandlungen über die Schickſale Griechenlands im Mittelalter widerlich oder auch nur gleichgültig ſind, können dieſes Fragment ſowohl als die beiden folgenden ohne Nachtheil überſchlagen.

und die Zelte ſeines Knechtes Cham verheißen ſind.[1] Es iſt Erbhaß unter uns und Ausgleichung doppelt ſchwer. Friedlich neben einander können wir vielleicht leben, lieben aber werden wir uns nie. Dagegen iſt der Zorn wider die Weſtlichen in Deutſchland nur erkünſtelt, gleichſam kanzleimäßig anbefohlen und amtlich unterhalten und erliſcht daher jederzeit mit der Gefahr, die uns von jenſeits der Vogeſen drohte.

Die Slaven ſind uns aber auch im Frieden zuwider; ihre Rührigkeit, ihr Geſchick, ihre Fruchtbarkeit, ſelbſt ihre Geduld erbittert uns, und wenn im Kriege wider andere Völker der „furor teutonicus" nur den wehrhaften Gegner auf dem Schlachtfelde erſchlug und ſich im Uebrigen mit Beute, Tribut, Steuer und Mahlzeit begnügte, verfolgte er den überwundenen Slaven bis in das Heiligthum der Familie, um ſlaviſche Exiſtenz wo möglich in der Wurzel zu erſticken. „Die Franken", ſagt ein byzantiniſcher Scribent des zehnten Jahrhunderts, „verfuhren gegen die Slaven mit ſolcher Härte, daß ſie in Croatien ſogar die Säuglinge erſchlugen und ſie den Hunden zu freſſen gaben.[2]

[1] Dilatet Deus Japhet, et habitet in tabernaculis Sem, sitque Chanaan servus ejus. Genes. IX. 27.

[2] *Τοσοῦτον δὲ ἐσκληρύνοντο οἱ Φράγγοι πρὸς αὐτοὺς ὅτι τὰ ὑπομάσθια τῶν Χρωβάτων φονεύοντες προσέρριπτον αὐτα σκύλαξι.* Constant. Porphyrogen. de Administ. Imper. cap. 30 (pag. 144 Edit. Bonn).

Solche Gräuel würde die Zeit nicht mehr dulden, aber der innere Hochmuth iſt uns geblieben und den Slaven als Race wird in ungerechtem Sinn das Anerkenntniß geiſtiger Ebenbürtigkeit bis zu dieſer Stunde verſagt. Es iſt ein eigener Zug der menſchlichen Natur, dem ſchuldbewußten Unrecht noch den Haß beizufügen: „die Slaven ſeyen kein welthiſtoriſches Volk, wie Sineſen, Inder, Perſer, Griechen, Römer und Germanen;“ ſie ſeyen nur Ausfüllungspartikel und gleichſam ein großes Enklitikum des menſchlichen Geſchlechts ohne eigene innere Bedeutung. Hegel nennt ſie ein „Mittelweſen zwiſchen europäiſchem und aſiatiſchem Geiſt“ und hält ihren Einfluß auf den Stufengang der Fortbildung des Geiſtes, ihrer politiſchen Größe ungeachtet, nicht für thätig und wichtig genug, um Gegenſtand ſeiner philoſophiſchen Betrachtungen zu ſeyn.[1]

In demſelben Buche, welches den Germanen die Verwirklichung des chriſtlichen Prinzips, d. i. des Prinzips des chriſtlich freien Geiſtes als Weltpanier und die endliche Lebendigmachung des Vernunftſtaates vindicirt, erhält die „große ſlaviſche Nation“ keinen Platz. Gegen dieſes letzte Gericht deutſcher Philoſophie Proteſt einlegen und den Slaven coordinirt mit uns ein univerſalgeſchichtliches Hauptmoment als Aufgabe zuerkennen, gilt in Deutſchland als Abfall

[1] Hegels Philoſophie der Geſchichte, S. 360.

von der Philoſophie, wo nicht gar als Verrath am eigenen Blute. Hegel — man ſage dagegen was man wolle — iſt der deutſche Philoſoph κατ' ἐξοχήν, weil er in unſerm Volke die Spitze des menſchlichen Geſchlechts und den „zum Bewußtſeyn gebrachten und That gewordenen Geiſt" erkannte. Daß aber die Slaven der eine der beiden Weltfaktoren, oder wenn man lieber will, der Schatten des großen Lichtbildes der europäiſchen Menſchheit ſeyen und folglich die Conſtitution des Erdbodens ohne ihr Zuthun im philoſophiſchen Sinne nicht reconſtruirt werden könne, iſt die große wiſſenſchaftliche Häreſie unſerer Zeit.

Iſt es aber nicht ein Widerſpruch, wenn der „weltlich verſöhnte" Weſten läugnen will, daß ihm ein geiſtlich verſöhnter Oſten in gleicher Majeſtät gegenüber ſtehe und gegenüber ſtehen müſſe? Wenn ſchon dieſes Wort der Nothwendigkeit als Theſis die Deutſchen verletzt, welches Schickſal wird erſt das Corollar — gänzliches Aufſaugen und Verflüchtigen des helleniſchen Elementes — treffen? Geſtorben iſt griechiſcher Genius freilich nicht, er iſt nur ausgewandert und hat im Occident ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen.[1] „Der Menſch iſt das Maß aller Dinge," war Hauptprinzip der Sophiſten Griechenlands, und wir wiſſen alle, daß die deutſche Philoſophie unſerer

[1] Drei Städte Deutſchlands rühmen ſich in die Wette „Neu-Athen" zu ſeyn. Alle drei ſind, wie man weiß, in ihren Anſprüchen wohl begründet.

Tage bei demſelben Facit angekommen iſt. Gleichwie aber der „Particularität" der griechiſchen Leidenſchaft und Zerriſſenheit, welche Gutes und Böſes niederwarf, ein blindes Schickſal, eine eiſerne Gewalt gegenüberſtand, um dieſen Zuſtand „ehrlos zu machen und jammervoll zu zertrümmern", weil Heilung, Troſt und Beſſerung unmöglich war: eben ſo ſtehen der Particularität occidentaliſcher Leidenſchaft und Zerriſſenheit — nicht als zertrümmerndes wollen wir noch hoffen, aber als warnendes, wohlthätig beſchränkendes und an nothwendige Zucht und Einheit mahnendes Fatum — die Slaven gegenüber.

Zu läugnen iſt es nicht, und ein deutſches Gemüth empfindet es tief genug, wie intereſſelos und ſeelentraurig uns dieſe gebundene, gleichſam eiſerne Fatumsherrſchaft des Slaventhums erſcheint. Auch ſoll ſich Niemand verwundern, wenn man die Nachricht, daß Neu-Athen, Neu-Lacedämon und Neu-Hellas im Allgemeinen, mit Inbegriff des großen illyriſchen Länderdreiecks, nicht nur den heitern Geiſt des helleniſchen Weſens nicht mehr darſtellen, ſondern daß ſie überhaupt gar keinen eigenthümlichen Geiſt, kein lebendiges Prinzip, keine ſelbſtändige Idee verſinnlichen; daß ſie als Fragment, als Aggregat und gleichſam als verlorner äußerſter Wandelſtern des ſarmatiſchen Solarſyſtems nur von Kiſew und ſeinen vergoldeten Kuppeln als gemeinſchaftlichem Centrum ſlaviſcher Weltordnung Licht und Wärme empfangen,

wenn man, ſage ich, dieſe Nachricht gleich anfangs in Deutſchland mit Mißtrauen, mit Unglauben und mit Widerwillen aufgenommen und den Urheber der öffentlichen Reprobation preisgegeben hat.

Daß das „Schöne“ ſterben muß, hat uns der Dichter ſchon geſagt. Daß es aber in Hellas wirklich geſtorben und das ſeelenvolle heitere Jünglingsbild, unter dem ſich unſere Schule das griechiſche Leben träumt, dem cappadociſch-baſilianiſchen Pſalmengott mit dem Weltſchmerz, „dem häßlichſten aller Menſchen“ [1] überall ſo ganz und gar erlegen und gewichen ſey, daß man europäiſche Kunſt, Verwaltung und Staatsbegriffe in Neu-Hellas nicht mehr verſtehe und der Occident daſelbſt nichts Lebenskräftiges zu ſchaffen vermöge, vielmehr als Gegenſtand entſchiedener Abneigung nothwendiger Weiſe zurück-

[1] Es iſt bei den Kirchenvätern ein viel beſprochener Gegenſtand: »An pulcher fuerit Salvator, an ater an albus?« Iſaias (Cap. 53, V. 2) ſchildert den Heiland häßlich, der Pſalmiſt dagegen (Pſ. 45, V. 2, 3) ſchön. Juſtin der Martyrer, Clemens von Alexandria, Tertullian, Origines, beſonders aber Baſilius und Cyrillus, ſind auf der Seite des Iſaias. Gregor von Nyſſa dagegen, Hieronymus, Ambroſius, Auguſtin, Chryſoſtomus und Theodoretus vertheidigen die Anſicht des Pſalmiſten. Zu Rom iſt der Heiland jung, ſchön und blühend; zu Byzanz iſt er alt, mager, ſtruppicht, traurig und häßlich, weil St. Baſilius' unäſthetiſche und widerlich-melancholiſche Vorſtellung für Pinſel und Meißel nationale Geltung gewann und orthodoxer Typus wurde. Alle hieher gehörigen Stellen findet man bei Chifletius und Molanus zuſammengeſtellt.

getrieben werden müſſe, konnte ohne Entrüſtung Niemand hören. Aber warum hat das verbündete Europa mit ſeinen Sympathien, ſeinen unermeßlichen Mitteln und ſeiner furchtbaren Kraft in Hellas und Byzanz unter aller Welt Augen ſchimpflich Bankerott gemacht? Wir ſind verlacht und ausgetrieben, und was wir in langer Mühe angeſäet und mit dem Schweiße des Occidents begoſſen haben, iſt gleich jener Kürbisſtaude vor Ninive in einer Nacht verdorrt. Das Faktum iſt unwiderleglich und die Nichtigkeit unſerer Beſtrebungen nicht mehr wegzuläugnen. Aber die Kunſt, die Menſchen zu überreden, daß ſie imbecill und falſche Rechner ſind, bleibt nach dem Faktum nicht weniger ſchwer, nicht weniger läſtig und gefahrbringend als vor dem Spiel. Politiſche Irrthümer hat ja noch Niemand durch Worte aufgehalten, ſie ſtrafen und corrigiren ſich immer ſelbſt. Meinerſeits bleibe ich ganz gelaſſen, wenn die Lehre über ein ſlaviſches Jeruſalem am Bosporus, über politiſche Sympathien, geiſtigen Gehalt und hiſtoriſche Vorgänge der heutigen Bewohner Griechenlands hartnäckig beſtritten und mit Unwillen zurückgewieſen wird. Die Selbſttäuſchung in dieſen Dingen geht ſo weit, daß viele „Glückſelige" in Deutſchland heute noch der feſten Ueberzeugung ſind, ein großes helleniſches Kriegsheer, verſteht ſich lauter ſchöne junge Männer und in einem Anzuge wie der Jaſon und die Aegineten-Figuren in der Münchener Glyptothek,

werde mit Sandalen am Fuß, mit Tartſchen und ſechzehn Fuß langen Sariſſen in der Hand und eine Schaar wehrhafter Philologen und deutſcher Grammatiker an der Spitze, nächſtens ſeinen Einzug in Konſtantinopel halten, um ſofort durch Gründung einer kritiſchen Zeitſchrift über εἰ und ἄν, ſowie durch Inſtallirung peripatetiſcher Philoſophen in den Gärten des Serai das todte byzantiniſche Kaiſerthum ins Leben zu rufen und das ſchwankende Gleichgewicht der europäiſchen Staaten neuerdings zu befeſtigen. Warum ſoll man harmloſe Schwärmer im Traume ſtören? „Die Vernunft iſt mir zu ſchwer", heißt es mit Recht in den Ghaſelen eines unſterblichen deutſchen Lyrikers.

Daß weiland die alten Germanen das weſtliche Reich zertrümmert und ſich in den Provinzen deſſelben angeſiedelt haben, wiſſen wir freilich lange ſchon und leſen es noch täglich in hundert Bänden. Daß aber einſt unſere Erbfeinde, die Slaven, ein ähnliches und noch viel tiefer einſchneidendes Gericht über das öſtliche Reich verhängten; daß Slavenblut, Sitte und Sprache bis in den innerſten Sitz der Hellasſtämme vorgedrungen und ſogar der Peloponnes Jahrhunderte lang dem Namen und der Sache nach ein „ſlaviſches Barbarenland" geweſen ſey, iſt eine in der That ſo ungewöhnliche Theſis, daß man ſie ohne genügenden und ſtreng geführten Beweis ſchon ihrer Neuheit wegen nicht dulden kann. Beträfe der Streit nur leere Worte, wie es über ſo manchen Gegenſtand

bei uns geſchieht, hätte ich die Sache aus Liebe zum Frieden und aus Ekel längſt preisgegeben. Allein wir haben uns lächerlich gemacht, weniger vor der Mitwelt — der indulgenten Bundesgenoſſin aller Thorheiten — als vor der Nachwelt, die ſich über das enge Maß unſerer politiſchen Einſicht mit Recht verwundern und nicht begreifen wird, wie das Vorſpiel der neuen Weltordnung bei den klugen Deutſchen ſo lange unverſtanden blieb. Denn wie ſich in Europa die Ueberzeugung feſtſetzt, daß die Landſchaften am rechten Ufer der untern Donau mit den Landſchaften am linken Ufer deſſelben Stromes homogen an Blut, an Glauben und Seele ſind; Energie, Kraft, Leben und Zukunft aber ſich nur bei den Ruſſen offenbaren, ſo wird man zwar nicht die Politik — denn wir müſſen und werden uns wehren — aber man wird den Calcül, die Hoffnungen und die Inſtrumente wechſeln und vor Allem die Natur des zu bekämpfenden Gegners beſſer ins Auge faſſen. Kenntniß des Terrains und des Widerſachers iſt ja die erſte Bürgſchaft für den Sieg.

Den alten Kriegsoberſten der ſlaviſchen Völker gegen das römiſche Oſtreich fehlt zwar einerſeits das Heroiſche, das Großartige, das Koloſſale der germaniſchen Alariche, Theodoriche, Chlodowige und Totilas; andrerſeits entzieht ihnen das Unvermögen, die wiederholt belagerten Hauptfeſtungen Konſtantinopel, Theſſalonika, Korinth und Patras einzu-

nehmen, Siegel und Beglaubigung der Vollendung. Darüber ist Freund und Gegner einverstanden. Ob sie aber in solchen Massen über die Donau gedrungen seyen, daß sich ihr Blut bis in die obersten Stufen der byzantinischen Gesellschaft hob und sich als Slaven-Dynastie sogar auf dem kaiserlichen Throne niederließ, hat noch Niemand untersucht.

Die altbyzantinischen Länder, die man heute Slavonien, Croatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Ober-Albanien und Bulgarien nennt, sammt allen Thälern des großen barbanischen Gebirgsstockes und Vierfünftel von Thracien und Macedonien, gibt man endlich verloren und erkennt sie, der Sprache wegen, als rein slavische Gebiete an. Aber für alles was südlich von dieser Linie liegt und das eigentliche Hellas bildet, hält man unerbittlich am Alten fest, „weil daselbst nicht nur heute allgemein griechisch geredet werde, sondern ununterbrochen, selbst während der Gräuelscenen der nordischen Einbrüche griechisch geredet wurde und weil der Bevölkerungsstock zu keiner Zeit eine wesentliche Verwandlung weder durch Mischung des Blutes, noch durch Verkrüppelung der genialen Ideen erlitten habe."

Alle diese Punkte, im Einzelnen wie im Ganzen, haben wir schon früher angefochten und fechten sie auch jetzt noch an, aber viel entschiedener und sicherer als wir es vorher thaten. Oder hätten wir denn umsonst der Reihe nach alle Provinzen des byzanti-

niſchen Reiches durchwandert und beſucht? Vom Daſeyn der vier alten Dialekte als Volksſprache iſt ohnehin keine Rede. Aber auch nicht einmal das halbbarbariſche Vulgargriechiſch iſt in Hellas gegenwärtig überall Mutterſprache. Sind nicht mehr als die Hälfte der Bewohner des freien Königreichs, und zwar in den vorzugsweiſe als claſſiſch berühmten Diſtrikten, jetzt noch albaniſche Schkypetaren, deren Redeweiſe dem Helleniſchen nicht näher ſteht als das Alt-Phöniciſche von Tyrus und Sidon dem deutſchen Dialekt? Wir hatten bereits einige Schocke neueſter Reiſebeſchreibungen, Tagbücher mit topographiſchen und ſtatiſtiſchen Tabellen über Griechenland, und weiß Gott wie viele Conſtitutionsentwürfe und Organiſationsprojekte des wiedergebornen Hellas, Vorſchläge und Zeichnungen zum Bau der Akademie, des peripatetiſchen Lyceums, der Stoa und der Leſche des Sokrates, ohne daß Jemand auf den Gedanken gekommen wäre, die albaniſchen Bauern von Attika und Böotien, beſonders aber die tapfern Männer von Hydra und den umliegenden Inſeln für etwas anders als direkte und leibliche Descendenten der Marathonomachen, der Salamino- und Leuctromachen anzuſehen und zu begrüßen. Im Gegentheil, man fand dieſe wohlgenährten, knochigen, hartlebenden Schkypetaren cranologiſch und phyſiognomiſch von „frappanter Aehnlichkeit“ mit den Bildſäulen, Glyphen und aufgegrabenen

Reſten des Alterthums. Im Schwindel und Vollgenuß antiker Gefühle gab ein berühmter Architekt ſogar den Rath, man ſolle Athen nicht mehr im Sinne des perikleiſchen Zeitalters und ſeiner revolutionären Eleganz reſtauriren, vielmehr ſoll „doriſche“ Härte, Häuſerwirre und Dorfähnlichkeit wie zur Zeit des trojaniſchen Krieges im Neubau herrſchend ſeyn, damit ja das Antike der Wohnhäuſer und der krummen engen Gaſſen mit der antiken Phyſiognomie und Redeweiſe der heutigen Bewohner zuſammenſtimme.

Bei dieſer Veranlaſſung muß man wahrhaft die „*ingenii celeritas*“ der deutſchen Gelehrten bewundern. Denn um ſie zur Einſicht und zum Geſtändniß zu bewegen, daß die Schkypi-redenden Albanier in Attika und im ganzen öſtlichen Hellas wirklich Schkypi-redende Albanier und nicht joniſche Marathonomachen ſeyen, brauchte es blos 20 Jahre Bekanntſchaft und 13 Jahre Zank, Ueberlegung und Diſput, was für eine ſo verwickelte Sache in deutſcher Weiſe gewiß nicht zu lange iſt. Wie viele Jahre aber verrinnen müſſen bis ſie zugeben, die neugriechiſchen Ortſchaften Warſova, Orſova, Kamenz, Glaz, Struz und Kukuruz ſeyen nicht helleniſche, ſondern ſlaviſche Klänge und ihre Bewohner, obgleich jetzt nicht mehr ſlaviſch redend, doch keine urſprünglichen Hellenen, läßt ſich natürlich gar nicht vorausberechnen. Ich fürchte ſogar, ein Menſchenleben reicht zu dieſem Ziel nicht hin. Und ich habe ſomit geringe

oder vielmehr keine Hoffnung das Ende eines Streites zu erleben, der in Deutſchland hauptſächlich des Einſatzes wegen eine gewiſſe Celebrität erworben hat und als häretiſcher Verlaſſenſchaftsartikel auf die folgende Generation übergehen wird. Kein Argument vermöchte und ſelbſt die Evidenz wäre nicht kräftig genug, den Hellenenglauben jener Deutſchen zu erſchüttern, welche die Gemüthsbewegungen der Jahre 1821—27 getheilt und empfunden haben.

„Fanatismus iſt", wie die Philoſophen ſagen, „Begeiſterung für ein Abſtraktes, das ſich negirend zum Beſtehenden verhält."[1] Gegen Begeiſterte mit Syllogismus und Ergo zu Felde ziehen iſt aber zu allen Zeiten verlorne Mühe geweſen. Deßwegen wollen wir dieſem achtbaren und noch immer zahlreichen Theil unſerer Zeitgenoſſen nicht weiter läſtig ſeyn, noch ihn ferner in ſeinen theuerſten Intereſſen verletzen: wir laſſen ihn vielmehr dieſes Mal ganz aus dem Spiel und richten das Wort, mit ihrer Gunſt, lieber an das jüngere Geſchlecht, welches vom ſcandalöſen Prozeß zwar gehört, aber ſich noch keine eigene Meinung gebildet hat. Dieſem zu Gefallen machen wir hier gleichſam einen Aktenauszug und ſtellen die Hauptgründe unſerer Lehre kurz und bündig noch einmal zuſammen, thun es aber mit jener heitern Ruhe und unbefangenen Laune, die in literariſchen Fehden bei uns ſo ſelten ſind.

[1] Hegel.

Gegenſtand des Streites — man merke es wohl — iſt nur der altgriechiſche Continent in Europa mit den nächſtgelegenen Eilanden des Archipelagus. Ein Theil der Cycladen, ſämmtliche Sporaden und die ganze anatoliſche Küſte bleiben vorläufig außer Frage. Wer ſich gegen ein angeblich behauptetes allgemeines Erlöſchen der griechiſchen Race im ganzen Umfang des byzantiniſchen Imperiums ereifert, rennt, wie man einſt dem Rouſſeau ſagte, mit dem Kopf gegen eine offene Thüre, weil er ſich niemals die Mühe genommen nachzuſehen, was man eigentlich will und behauptet hat. „Die einſt zwiſchen dem macedoniſchen Olymp und der Südſpitze des Peloponneſes einſäſſigen, doriſch, attiſch, joniſch und äoliſch redenden Hellenen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltſamen Wegen dem größern Theile nach vernichtet, die Reſte aber mit eingewanderten transdanubiſchen Slaven und andern Fremdlingen in einer Weiſe vermiſcht, gekreuzt und zerſetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Diſtrikte, wenn ſie jetzt auch griechiſch reden, doch nicht mehr als ächte Nachkommenſchaft der alten Bevölkerung zu betrachten ſind.“ So lautet die allgemeine Theſis.

Vielleicht wäre es gleich Anfangs klüger geweſen, mit der unangenehmen Wahrheit behutſamer herauszurücken und ſie nur theilweiſe, und in einer für die öffentliche Meinung und für die Intereſſen der Gegenwart ſchonenderen Form ins Spiel zu bringen.

Was im Rauſch des neuen Fundes nicht geſchah, ſoll jetzt geſchehen, nachdem der lange Streit das Gemüth gereinigt und geſtählt, Fleiß und Erfahrung aber die Nothwendigkeit erwieſen haben, vorerſt durch billige Rückſicht auf menſchliche Schwächen und Vorurtheile den Weg zu Verſtändigung und Compromiß zu bahnen. Die Frage zerfällt von ſelbſt in zwei weſentlich verſchiedene und von einander unabhängige Theile: den ſchkypetariſchen (albaniſchen) und den ſlaviſchen. Die Durchführung des erſten iſt verhältnißmäßig ohne große Schwierigkeit, weil bei einigem guten Willen und einigem Unterricht ſich Jedermann an Ort und Stelle ſelbſt die lebendigen Beweiſe ſammeln kann. Schlimmer ſteht es mit dem zweiten oder dem ſlaviſchen Elemente, da bekanntermaßen heutzutage nur in einem kleinen Theile Alt-Griechenlands das Slaviſche noch als Mutterſprache geredet wird. Wie ſoll man nun Leuten, die ein Intereſſe haben, ſich nicht überzeugen zu laſſen, den Beweis liefern, daß weiland alle Landſchaften Alt-Griechenlands der Hauptſache nach ſlaviſchredende Bewohner hatten und folglich durch eine unausfüllbare Kluft von den alten Hellenen losgeriſſen waren.

Um der Gegenwart nicht alle Hoffnung abzuſchneiden, verlegen wir den Ausgang unſerer Argumentation achthundert Jahre hinter unſere Zeit, d. i. auf das Jahr Eintauſend der chriſtlichen Aera zurück, und bringen die Theſis unter folgende präciſe Formel:

„Um das Jahr Eintauſend n. Chr. war die Halbinſel Peloponnes mit dem ganzen rückwärts liegenden helleniſchen Continent, Weniges ausgenommen, von ſcythiſchen Slaven bebaut und von den Zeitgenoſſen als Slavenland anerkannt.“ Gelingt es den ſo geſtellten Satz wiſſenſchaftlich zu begründen, ſo iſt die Partie in der Hauptſache gewonnen, ohne daß man die Schirmvögte des Neuhellenenthums abſolut zur Verzweiflung bringe. Bleibt ihnen nicht der Troſt gänzlichen Auftrinkens und völliger Verwandlung der eingedrungenen Scythen-Elemente durch byzantiniſches Griechenthum? Wie dieſes geſchehen konnte, iſt ſchon viel leichter zu erklären, da man das große Exempel vollſtändiger Germaniſirung des einſt gleichfalls ſlaviſchen Oſtdeutſchlands in der Nähe hat. Verſtändige Leſer lieben es aber nicht, daß man ihnen jegliches haarklein vordemonſtrire; ſie wollen vielmehr, daß Mehreres ihrem eigenen Nachdenken zu Schluß und Combination überlaſſen ſey. Das Argument ſelbſt aber möchten wir in eine ſolche Form gießen, daß es Dilettanten durch Klarheit und Kürze gewinne, Gelehrte von Profeſſion aber durch Schärfe der Syllogismen und durch Anfügung der Beweisſtellen im Original befriedige, und am Ende durch Maß und Sorgfalt ſogar den erbittertſten Feind und Gegner, die talentvollen Brauſeköpfe von Athen, noch zu Capitulation und Duldung zwinge.

Gewinnt nur erſt das griechiſche Königreich mit

gesichertem Fortbestand auch innere expansive Kraft und triumphirt daselbst wider Vermuthen germanisches Wesen im gefahrvollen Spiel entscheidend über das glaubensverwandte Element der nördlichen Slaven, dann erst wird man im Abendland an ein Hellas mit eigner Seele glauben, mögen die Antecedentien seyn wie sie wollen. Dieser Gedanke allein könnte die Griechen und selbst ihre schwärmerischen, eiteln und geldgierigen Panegyriker in Europa mit meinem Argument versöhnen. Beide Vorbedingungen sind aber zur Stunde noch problematisch und mehr als Einem Zweifel unterworfen. „Was haben aber die feinfühlenden, freiheitliebenden, kunstsinnigen, klugen und schönen Hellenen mit den knochigen, verschmitzten, bestialischen Scythen und ihrer corrupten Verwaltung gemein?" Das ist die Frage, welche mir die Deutschen noch immer entgegenstellen; die Frage auf welche ich schon einigemal geantwortet habe und hier noch einmal prăcis, kurz und bündig antworten will.

Zum Unglücke für die in Griechenland selbst sich erhebenden Widersacher sind die Hauptbeweise der Thesis aus ihrem eigenen Rüsthause, d. i. aus den Schriften, aus der Geographie und aus der Sprache ihres eigenen Landes und Volkes entlehnt. Liest man z. B. bei einem der vorzüglichsten einheimischen Geschichtschreiber der byzantinischen Periode die trockene und unumwunden hingestellte Phrase: „um diese Zeit

wurde der Peloponnes gänzlich ſlaviniſirt und ein barbariſches Land"; dann bei einem andern: „heutzutage bewohnen beinahe ganz Epirus, ganz Hellas und den Peloponnes ſammt Macedonien aus Scythien eingewanderte Slaven", ſo wird der gewiſſenhafte und verſtändige Leſer innehalten, dieſe auffallenden Stellen nicht nur noch einmal und wiederholt betrachten, er wird auch den hiſtoriſchen Vorgängen nachſpüren und gleichſam die erſten Vorbereitungen, Wahrzeichen und Erfolge einer ſo wichtigen Thatſache kritiſch herzuſtellen ſuchen. Jedermann weiß ja, daß große politiſche Verwandlungen nicht plötzlich hereinbrechen wie die Sündfluth, und daß folglich eine Periode langer Drangſale über das Imperium von Byzanz gekommen ſeyn müſſe, bis ſich Verzweigungen der nördlich vom Donauſtrome ſitzenden Slavenvölker maſſenhaft in Arkadien und auf den Steilhalden des ſpartaniſchen Gebirges niederlaſſen konnten. Ein vollſtändiger und auf gewaltſamen Wegen durch ſitten- und ſprachfremde Eindringlinge bewirkter Wechſel der ackerbautreibenden Bevölkerung führt nothwendig eine eben ſo vollſtändige Revolution in der Topographie des Landes herbei. Flächen, Höhen, Berge, Wälder, ſtehendes und ſtrömendes Gewäſſer, Hütte, Dorf, Stadt, Diſtrikt und endlich das Land ſelbſt erhalten theilweiſe oder im Ganzen neue und aus dem Genius der neuen Bevölkerung geſchöpfte, meiſtens phyſiſche Eigenſchaften, Lokaleindrücke oder

Erinnerungen an die alte Heimath wiedergebende Benennungen.

Er wird daher mit der größten Sorgfalt die Nomenclatur des Peloponneſes prüfen, und wenn er das ganze Eiland nach allen vier Weltgegenden und in allen Theilen mit rein ſlaviſchen Namen überdeckt findet, am Ende ſich ſelbſt geſtehen müſſen, der byzantiniſche Scribent habe Recht und der Peloponnes ſey in einer beſtimmten Epoche wirklich ein barbariſches Slavenland geweſen.[1] Da kommen aber nun die Gegner mit ihrem Argument: „Daß griechiſche Ortſchaften noch gegenwärtig Warſchau, Kamenz, Chyrvatez (Krabatenheim), Glogow, Bereſow, Lewetzow, Glaz, Struz, Bukowina und Kukuruz heißen, wollen ſie allerdings glauben, obwohl ihrerſeits dergleichen je weder gehört noch geleſen, noch ſelbſt im Lande bemerkt worden ſey. Ob aber Struz und Kukuruz und Glogau und Krabatenheim

[1] Um in dieſem Punkte die nothwendige Erkenntniß-Grundlage zu gewinnen, muß man entweder das Land ſelbſt in allen Richtungen durchziehen oder wenigſtens die beſten topographiſchen und hiſtoriſchen Hülfsmittel, z. B. die große trigonometriſche Karte des franzöſiſchen Generalſtabs, die griechiſche Reimchronik der Frankenkriege auf Morea ꝛc. zur Verfügung haben, jedenfalls aber zwiſchen ſarmatiſchen und helleniſchen Appellativen zu unterſcheiden wiſſen. In der Regel hat von den ungeſtümſten und ungelehrigſten Gegnern keiner dieſe Vorbedingungen erfüllt, und doch reden ſie ſo viel und ſo laut in einer Sache, zu der ſie nicht einmal das ABC gelernt haben!

am Ende nicht doch noch klaſſiſche Namen ſeyen und ſchon im Homer und Pauſanias zu finden wären, müſſe man vorerſt näher prüfen. Jedenfalls aber ſprechen die Leute von peloponneſiſch Kamenz und Warſchau heute nicht ſlaviſch, ſondern neugriechiſch, ergo haben ſie auch niemals ſlaviſch, ſondern allzeit griechiſch geredet und ſind legitime klaſſiſche Descendenten des Ageſilaus, des Philopömen und des Polybius."

Hauptſächlich habe ich es mit Hiſtorikern und Philologen zum Theil von bedeutendem Rufe und Kredit zu thun, die aber bei aller grammatikaliſchen Gelehrtheit doch in Erdkunde, Ethnographie und Mittelalter ſo unpraktiſch und ſo unwiſſend ſind, daß ſie mit beſtem Willen einen ruſſiſchen Eigennamen von einem altgriechiſchen nicht zu unterſcheiden wiſſen; mit Leuten, ſage ich, die keine Landkarte kennen, keinen Begriff von der ſchmalbegränzten Räumlichkeit des griechiſchen Continents beſitzen, die nicht merken, daß z. B. Pirnatſcha und Warwutzena, die gegenwärtigen Namen zweier Flüſſe in Meſſenien und Arkadien, einem andern Volke angehören als die alten Benennungen Pamiſus und Heliſſon, und die feſt glauben, ſchon König Menelaus habe Sommerpartien nach dem luſtigen Bergdorf „Opſchina" (oberhalb Miſtra) gemacht und Agamemnon mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra häufig den arkadiſchen Volksmarkt in Wolgaſt und Zopoto beſucht. Mit ſolchen

Gelehrten über die mittelalterlichen Geſchicke Griechenlands argumentiren — man muß es geſtehen — iſt eine eben ſo geiſtreiche als belohnende und lehrreiche Beſchäftigung. Schafarik hat eine Sprachkarte des Panſlavismus herausgegeben, auf welcher mit Weglaſſung aller Gegenden, wo das Slaviſche zwar ehemals herrſchte, aber im Laufe der Zeiten erloſchen iſt, die Gränze wie weit es heute noch geſprochen wird, mit Farben genau und ſcharf bezeichnet ſind. In Macedonien reicht ſie bis an das weſtliche Stadtthor von Saloniki, überläßt aber die ehemaligen Slavenſtädte Niagoſto, Kotzani, Servitza, Greveno und Anaſelitza am Nordrande des Olympus aus demſelben Grunde dem griechiſchen Sprachgebiet, aus welchem er die einſt gleichfalls ſlaviſchen, heute aber deutſchen Landſchaften Pomern, Meklenburg, die brandenburgiſchen Marken und ſämmtliche Elbegegenden dem deutſchen überläßt. Hätte aber der gelehrte Schafarik die Gränzen der Slavenſprache für das Jahr tauſend unſerer Zeitrechnung anzugeben, würden zwiſchen Tempethal und Cap Matapan (Maïna) nur wenige Punkte, zum Zeichen ihres Griechenthums, ohne Farbe geblieben ſeyn. *Τί ζμπωρίζεις* (ſvoriſis) „was ſprichſt du da?“ *Εἶναι ἐπάνω εἰς τὴν πόλιτζα*, „es ſteht oben auf dem Sims.“ So reden die theſſaliſchen Helleninnen von Turnovo. Die Buchſtaben dieſer Doppelphraſe und die Endſylbe des einen der beiden begriffgebenden

Wörter ſind allerdings griechiſch, aber der Kern iſt illyriſch-ſlaviſch, wo isvoristi „reden", Polizza aber den an der Wand hinlaufenden Sims bedeutet.

Das ſind freilich läſtige Anſpielungen, die man auch nicht leicht entkräften wird. Wie kann man ſich aber auch mit gemeinem Volke, und nun vollends mit Weibern von Turnovo in Unterhaltungen und Discurſe einlaſſen, um die ſlaviſchen Barbarismen des theſſaliſchen Familienherdes aufzufangen? Der Geſchmack iſt verſchieden. Die einen ſind nach Hellas gekommen, um Wein und „griechiſche Abendluft" zu trinken und die Wanzen zu bekriegen; die andern aber um (verſteht ſich in Gedanken) Armeen zu befehligen und als fahrende Scholaſten und Herenmeiſter den todten Zeus nach Olympia zu bannen. Ich Armer ſitze auf der Hausterraſſe von „Dornheim" (*Τύρνοβα*), horche auf das Volksgerede und blicke melancholiſch über die trübe Fluth der Salambria[1] auf die waldige Schlucht des Oſſa hinüber. Wie ärmlich doch jenes Nevoliani dort auf der unfruchtbarſten Steilſeite des Kiſova hängt, und wie winterlich der Nebel über die theſſaliſchen Slavenſeen Nezero und Karla ſchwebt![2] Dagegen meinte ein

[1] Peneios der Hellenen. Salambria wird bei Strabo als thrakiſch bezeichnet.

[2] *Nevoliani*, rein ſlaviſcher Dorfname, mit „mühevoll zu erklimmen, unfreundlich gelegen", „im Elend" zu überſetzen. Kiſova iſt der ſlaviſche Name des „Oſſa" und

Philoſoph des Städtchens, wenn das Erdreich auf der Ebene „σφικτὴ“ (gedrängt, feſt), ſo ſey es auf der Spitze des Olympus „buchavo“ (d. i. locker,

bedeutet ſoviel man weiß „feucht, wäſſerig.“ Nezero iſt der ſlaviſche Name für „See.“ Die ſtehenden Waſſerſammlungen im thraciſchen Ringbecken heißen, wie ſchon oben bemerkt, meiſtens Nezero. Der alte See Boebeïs ſammt dem Flüßchen bei Veleſtina wird jetzt Karla genannt, was nach Schafarik (I, 495) gleichfalls eine dem Slaviſchen eigenthümliche (Fluß-) Benennung iſt.

Wir wollen den Leſer durch das lange Verzeichniß ſlaviſcher Eigennamen, die wir in Theſſalien ſelbſt geſammelt haben, nicht ermüden und nennen zu den vorigen nur noch *Meluna*, Paß zwiſchen Turnovo und Tſcharitſchena; *Gunitza*, die Peneios-Fähre oberhalb Lariſſa; *Goritza* (Γκορίτζα), Hügel bei den Ruinen von Demetrias; *Zagora*, Stadt und Gebirge (Pelion); *Zervochia*, Flüßchen; *Byzitza*, *Makrinitza*, *Seskio*, *Volo*, *Kukurava*, *Dhesiani*, *Zelitzani*, *Karla*, *Subli*, *Tziraghi*, *Kaprena*, *Kalitza*, *Libotania*, *Revenik*, *Demenik*, *Zerbos* und *Trinovo*, lauter ſlaviſche Ortſchaften am und im Pelion (*Zagora*) der hauptſächlich als griechiſch geprieſenen Küſtenlandſchaft Magneſia. Ebendaſelbſt iſt der Wald Λόγγος (*Lug* im Illyriſchen der Wald) und der Berg Μπαρτζόγια, Namen, die auch nicht ſonderlich helleniſch klingen. Man weiß aber auch, daß der arbeitſame, ackerbautreibende, friedliche und gewerbreiche Slavenſtamm der Velegeziten oder Welegoſtitſcher, wie ſie Schafarik nennt, ſich in theſſaliſch Theben und Demetrias niedergelaſſen und mit der Frucht des Pfluges einträglichen Handel nach Salonichi getrieben haben. Ihre Hauptſtadt Veleſtin (ehemals Pherä) ſteht noch heute, iſt aber hauptſächlich von Türken bewohnt. Ueber den Getreidehandel der theſſaliſchen Welegeziten ſieh Tafel a. a. O. S. LXXVIII. — Schafarik II, 226.

ſchwammig), und zwei Frauenzimmer aus Temeswar fügten die Bemerkung bei, wie leicht man doch das Neugriechiſche lerne, wenn man illyriſch verſteht.[1]

„Καθὲ χωριὸ καὶ ζακόνι, καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξει,“[2] ſingen ja die Turnobiten-Jungen auf der Gaſſe und fügen die Redenden häufig am Schluſſe ihrer Erzählungen als μῦθος δηλοῖ hinzu. Was grämt man ſich aber auch über dieſe Slavismen der Theſſalier? Im Munde der Peneſten, d. i. des gemeinen Volkes, wird man ſie wohl noch lange, vielleicht auf immer dulden müſſen; aber die Philoſophen und die Reichen in Turnovo und Veleſtin werden ſie ablegen, wie ſich das neue Königreich mit ſeinem Bildungstrieb, ſeinen Schulen und ſeinem helleniſch-etymologiſchen Reſtaurations- und Reinigungsapparat jener Gegenden bemächtiget hat. Nur den ſlaviſchen Infinitiv, ſcheint es, will ſich das helleniſche Volk ſelbſt in der Freiheit nicht nehmen laſſen, wie Deucalions ſteingeborne Menſchen zum ewigen Zeichen des Urſprungs ihre „Härte“

[1] Die ſlaviſche Endſylbe ova verkehren die Neugriechen häufig in αβο. Buchova iſt ein rein ſlaviſches Adjektiv, wird aber in der Griechiſchen Umgangsſprache mit vielen andern Slavismen, aus Unkunde eines entſprechenden helleniſchen Terminus, häufig noch gebraucht.

[2] „Jedes Dorf hat ſein Geſetz, jedes Viertel ſeinen Brauch.“ Ζακόνι iſt ein ſlaviſcher Terminus für Geſetz, μαχαλᾶς dagegen iſt türkiſch, wie wir ſchon in einer frühern Stelle erinnert haben.

bewahrten.[1] Durch Ordonnanzen läßt ſich in ſolchen Dingen nichts erzielen. Unterricht und Studium wirken ſchneller. Man ſieht es ja in Athen und Oſthellas, wo das ſchul- und alphabetloſe Albaneſen-Schkypi mit jedem Jahre Terrain verliert und nach einigen Menſchenaltern vielleicht von ſelbſt erliſcht, wie das Slaviſche nach einander in Arkadien, in Elis, in Meſſenien, in Akarnanien, in Aetolien, Phokis, Lokris und Böotien und zuletzt in Lakonien nach und nach erloſchen iſt.

Obwohl dieſe albaniſchen Schkypetaren ſelbſt nach der in der Revolution erfolgten Austreibung ihrer zum Islam abgefallenen Brüder aus den lakoniſchen und arkadiſchen Bergdiſtrikten Borbunia, Lala, Phonia ꝛc. noch ungefähr die Hälfte der Bevölkerung des Königreichs Hellas bilden, haben ſie doch weder der byzantiniſchen Sprache noch der Geographie des Landes bedeutende und umfaſſende, in keinem Falle aber ſo tief einſchneidende und ſo unaustilgbare Merkzeichen aufgedrückt wie ihre Vorgänger, die ſcythiſchen Slaven. Und wäre das Albaniſche noch vor Wiederanknüpfung des Jahrhunderte lang gänzlich unterbrochenen Verkehrs mit dem gebildeten Abendlande vom klaſſiſchen Boden verſchwunden, ſo könnte

[1] Den Verluſt des helleniſchen Infinitivs und ſeine Erſetzung durch den Conjunktiv mit Bindewort in der neugriechiſchen Sprache glauben wir aus dem Slaviſchen vollſtändig zu erklären. Sieh am Ende des Fragments.

man heute die Coloniſirung der ſchönſten und wichtigſten Provinzen von Hellas durch dieſes harte und den Künſten abgeneigte Volk mit noch weit größerem Rechte wegläugnen als die theilweiſe um tauſend Jahre ältere und noch weit umfaſſendere Ueberſchwemmung durch die Slaven, die ſo viel Zorn und Widerſpruch bei den deutſchen Grammatikern erregt, während es doch dem alten Strabo ſeiner Zeit kein Menſch übel nahm, wenn er die Uranfänge der alten Hellenen gleichfalls aus barbariſchen Elementen zuſammenſetzte. Freilich hielt man es damals nicht für möglich, politiſche Stellung, Macht und Herrſchaft — die natürlichen Reſultate der Seelengröße, des Muthes, des Verſtandes und der Geiſtesüberlegenheit — blos durch Suppliken und Dekrete zu erlangen. Das griechiſche Volk wie eine reiche Hetäre zu loben und nachher die Rechnung einzuſenden, iſt freilich bequemer und gewinnbringender als in den griechiſchen Bauerndörfern herumzuliegen und die Rede ziegenmelkender Schkypetaren zu unterſuchen.

Wenn nun ſelbſt der determinirteſte Kämpfer für unvermiſchtes Hellenenthum die jetzt noch beſtehende Herrſchaft ſlaviſchen Blutes, ſlaviſcher Sprache und Sitte im weiten Länderbezirke von den Ufern der Donau bis an die Stadtthore von Saloniki und bis an den Fuß des Olympus zugeſtehen muß, und wenn man denſelben Zuſtand wenigſtens für die feſtgeſetzte Epoche, 1000 n. Chr., als im ganzen Peloponnes

vorherrſchend nachzuweiſen die Mittel hat, ſo iſt die Metamorphoſe des zwiſchen beide Slaven-Ausgangspunkte hineinfallenden kleinen Territoriums von Hellas ein nothwendiger Folgeſatz. Deßwegen hat man auch früher die ganze Kraft der Argumentation hauptſächlich auf dieſen Punkt geworfen.[1] Fragen Sie aber, wie man denn überhaupt auf den Gedanken von einer mehr oder weniger vollſtändigen Slaviniſirung der peloponneſiſchen Halbinſel und des geſammten griechiſchen Continents verfallen, und dieſen häretiſchen, Enthuſiasmus abkühlenden und allgemeinen Unwillen erregenden Satz mitten unter das begeiſterte Abendland ſchleudern konnte, ſo antworte ich mit den guten Hagion-Oros-Mönchen, daß wie allzeit ſo auch dieſes Mal das Unheil und der Widerſpruch vom Bücherleſen entſtanden iſt.

Beim Ausbruch der Revolte auf Morea wußte ich ſo wenig als es die Gegner jetzt wiſſen wollen, welche Vorgänge und Schickſale Land und Leute hatten, die unter dem Titel Spartiaten, Elier, Arkadier, Argiver und Korinther als Supplikanten und Inſurgenten plötzlich auf dem Welttheater erſchienen. Man hatte in Deutſchland weder eine gute Landkarte, noch ein verſtändiges Buch, noch einen vernünftigen Begriff über die Geſtalt des neuen

[1] Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters: I. Band. München, bei Cotta 1830. II. Band. ibid. 1836.

Griechenlands. Beim achäiſchen General Philopömen und höchſtens beim römiſchen Conſul Mummius (aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung) knüpften wir unſere Ideen an. Die „Byzantiner" — freilich mehr als dreißig Folianten — hat entweder Niemand geleſen oder in dieſem Punkt Niemand verſtanden. Das Wort „Morea" war mir zuerſt verdächtig. Noch auffallender waren die vollkommen wendiſch klingenden Ortsnamen, wo die erſten Gefechte vorgefallen ſind. Wie kamen denn Valtezzi, Vitin, Kamenz in das Centrum des Peloponneſes? was iſt Miſtra am Taygetus für ein Wort? warum heißen ſie den Bach an den Ruinen von Megalopolis nicht mehr Heliſſon, ſondern Varvutzena, und ein Flüßchen in Tzakonien gar Zavitza, d. i. die kleine Save? Unter dieſen Bedenklichkeiten las ich im Buche des Kaiſers Konſtantin Porphyrogenitus über die Provinzen des byzantiniſchen Reichs beim Thema „Peloponnes" folgende Stelle, die ich ohne Furcht gleich im Original ſelbſt herſetzen will, da ſich um ſolche Dinge ohnehin nur Leute von Fach bekümmern:

„Ὕστερον δὲ πάλιν τῶν Μακεδόνων ὑπὸ Ῥωμαίων ἡττηθέντων, πᾶσα ἡ Ἑλλάς τε καὶ ἡ Πελοπόννησος ὑπὸ τὴν τῶν Ῥωμαίων σαγήνην ἐγένετο, ὥστε δούλους ἀντ' ἐλευθέρων γενέσθαι· ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος, ὅτε ὁ λοιμικὸς θάνατος πᾶσαν ἐβόσκετο τὴν οἰκου-

μένην, ὁπηνίκα Κωνσταντῖνος ὁ τῆς κοπρίας ἐπώνυμος τὰ σκῆπτρα τῆσ τῶν Ῥωμαίων διεῖπεν ἀρχῆς, ὥστε τινὰ τῶν ἐκ Πελοποννήσου μέγα φρονοῦντα ἐπὶ τῇ αὐτοῦ εὐγενείᾳ, ἵνα μὴ λέγω δυσγενείᾳ, Εὐφήμιον ἐκεῖνον τὸν περιβόητον γραμματικὸν ἀποσκῶψαι εἰς αὐτὸν τουτοὶ τὸ θρυλούμενον ἰαμβεῖον

„γαραδοειδὴς ὄφις ἰσθλαβωμένη."

ἦν δὲ οὗτος Νικήτας ὁ κηδεύσας ἐπὶ θυγατρὶ Σοφίᾳ Χριστοφόρον τὸν υἱὸν τοῦ καλοῦ Ῥωμανοῦ καὶ ἀγαθοῦ βασιλέως." D. i.

„Später aber, nachdem die Macedonier von den Römern beſiegt worden, gerieth ganz Hellas mit dem Peloponnes unter das Netz der Römer, ſo daß ſie ſtatt ſelbſtſtändig dienſtbar wurden. Als aber während der Herrſchaft des Miſt-Konſtantin über die Römer der peſtartige Tod den Erdkreis entvölkerte, wurde die ganze Provinz (Peloponnes) „ſlaviniſirt und ſo völlig barbariſch," daß ſich der berühmte Grammatiker Euphemius über einen Peloponneſier, der ſeine edle (um nicht zu ſagen unedle) Abkunft gar zu höchlich rühmte, durch den bekannten Spottvers luſtig machte:

„Ein verſchmitztes Slavoniergeſicht."

„Es war aber dieſer (Peloponneſier) Niketas, der ſeine Tochter Sophia mit Chriſtophorus, Sohn des guten wackern Kaiſers Romanus vermählte.[1]

[1] Constantin. Porphyrogenit., Vol. III. pag. 53, Edit. Bonn. (de Thematibus lib. 2, Sextum Thema).

Dieſe Stelle lehrte mich das Ueberwiegen der ſlaviſchen Nomenclatur in der Topographie Moreas freilich begreifen, und ward ihrerſeits die fruchtbare Quelle genauerer Forſchung und eben ſo wichtiger als hiſtoriſch unbeſtreitbarer Folgeſätze für die Geſchichte des illyriſchen Continents. Das einzige Wort „ἐσθλαβώθη“ hat das Geheimniß byzantiniſcher Vergangenheit verrathen. Auch hat ſich der Zorn gegneriſcher Kritik vorzüglich über dieſes Citat ergoſſen. Leute, die noch keine Zeile aus den „Byzantinern“ geleſen hatten, ja nicht einmal ihr Daſeyn kannten, warfen mir vor, ich hätte die Stelle nicht recht verſtanden: ἐσθλαβώθη heiße nicht „ſlaviniſirt“ ſondern „unterjocht, in servitutem redacta“, und das Epigramm des Euphemius ſey nicht mit „verſchmitztes Slavoniergeſicht“, ſondern mit

„Altes in die Knechtſchaft geführtes Geſicht“
(Vieta facies in servitutem redacta)

zu übertragen, wie es auch in der erſten holländiſchen und ſpätern Banduriſchen Verſion zu leſen iſt und in der neueſten Bonner Edition unverändert nachgeſchrieben wurde. „Ein altes in die Knechtſchaft geführtes Geſicht“ wäre fürwahr ein ungemein witziges Epigramm! [1] In Athen gehen ſie noch weiter und

[1] Umſonſt nimmt Dr. Tafel, für byzantiniſche Philologie eine der erſten Zierden Deutſchlands, in ſeinen kritiſchen Anmerkungen zu Konſtantin Porphyrogenitus die alte Erklärungsweiſe »in servitutem redacta« in Schutz. Es

erklären neben dem deutschen Ausleger auch den Autor selbst, den guten Konstantin Porphyrogenitus für einen Ignoranten. „Wer denn dieser Konstantin eigentlich sey und was denn er vom Peloponnes seiner Zeit wissen konnte?“ Konstantinus Porphyrogenitus, der VIII. dieses Namens, war Autokrat von Byzanz, regierte 47 lange Jahre (912—959) und schrieb eine Menge Bücher, von denen jedoch nur drei, die Beschreibung der Provinzen, die Abhandlung über äußere Politik und innere Verwaltung des Reiches und das Werk über die Ceremonien des kaiserlichen Hofes bis auf unsere Zeit gekommen sind.

Von Geist, Humor, Malice und tragischem Schwung, welche die Denkwürdigkeiten von Belisars Geheimschreiber Procopius so anziehend machen, entdeckt

scheint dem trefflichen und wohlverdienten Manne zu entgehen, daß die byzantinischen Autoren den Begriff »in servitutem redigere« allzeit durch die Form σκλαβώνω (zum Sklaven machen), den Volksbegriff dagegen durch die Form σθλάβος, σθλαβώνω ausdrücken. Demnach wäre es im byzantinischen Sprachgebrauch gerade wie im deutschen: σθλάβος ist ohne Ausnahme die Volksbezeichnung „Slave“, σκλάβος aber (mit eingeschaltetem κ) bald das Volk, bald der Knecht, Slave oder Sklave.

Die Bedeutung des Wortes γαρασδοσιδής hat wohl der berühmte Slavist Kopitar zuerst sach- und schulgerecht aus dem Russischen erklärt, wo Гораздъ, *Gorazd*, „verschmitzt, verschlagen“ heißt. Im Böhmischen findet man das Wort ebenfalls als *Horazd* und *Gorazd*. Schafarik II, 475.

man in dieſen kaiſerlichen Compilationen freilich nicht ſonderlich auffallende Spuren. Auch hielt es Se. Oſtrömiſche Majeſtät für unſchicklich viel eigene Gedanken zu haben oder einen pragmatiſchen Faden zu innerer Verbindung durch die eckicht und ungeſchliffen aneinander gereihten Fragmente durchzuziehen. Aber der Imperator, einer ſlaviſchen Familie angehörend, redete neben dem Griechiſchen auch das Slaviſche, und hat uns durch ſeinen pedantiſchen Fleiß und Geſchmack Notizen hinterlaſſen, die man anderswo vergeblich ſucht. Schon ſein kaiſerlicher Vater und Vorfahr, Leo Philoſophus, war ein gelehrter Herr, der ſchlechte Jamben ſchrieb und zum größten Verdruß des Clerus von Byzanz nacheinander vier Weiber nahm. Der Großvater, Kaiſer Baſilius, war dagegen freilich nur ein ſlaviſcher Bauernjunge aus Macedonien, hatte ſich aber durch Glück und durch eigene Kraft bis zum kaiſerlichen Diadem hinaufgeſchwungen und die erſte große Slavendynaſtie des byzantiniſchen Reichs gegründet.[1]

Den byzantiniſchen Genealogen, durch welche der Porphyrogenet Leben und Thaten ſeines großen Ahnherrn beſchreiben ließ, ſchien es freilich unſchicklich,

[1] Mit Ausnahme der dazwiſchen hineinfallenden zwölfjährigen Herrſchaft der Imperatoren Phocas und Johannes Tzimisces regierte dieſe Slavenfamilie vom Jahr Chriſti 866 bis 1034, im Ganzen alſo 156 Jahre ununterbrochen über den Orient, dem ſie in der Perſon Baſilius II, genannt „Bulgarentod", den größten Krieger und glücklichſten Fürſten gab.

das regierende Haus von ſo geringem und niedrigem Urſprung herzuleiten. Sie erzählen daher ganz umſtändlich, verſteht ſich Alles aus zuverläſſigen, unbeſtreitbaren, aber ſonſt aller Welt unbekannten Quellen, daß Baſilius der Macedonier väterlicherſeits in gerader Linie vom königlich armeniſchen Geſchlechte der Warſchakiden, weiblicherſeits aber von Konſtantinus Magnus und im Ganzen von ſeinem Landsmanne Alexander dem Macedonier abſtamme. Obwohl ſich ſeine Familie nur mit Kornſchneiden und Pflügen beſchäftigte und er ſelbſt als Wickelkind bei der Einnahme Adrianopels durch den Bulgarenkönig Krum mit der noch übrigen Bevölkerung der Stadt nach Bulgarien ziehen mußte, habe doch zuerſt ein koketirender Adler ſymboliſch, dann der Prophet Elias mit artikulirten Worten der Mutter während des Kornſchneidens die künftige Größe und Majeſtät des Sohnes vorherverkündet.

Zum Jüngling herangewachſen dachte Baſilius ſein Glück in der Hauptſtadt zu verſuchen und ſich bei irgend einem Großen als Knecht zu verdingen. Er war aber ſo arm, daß er die Reiſe zu Fuß machte und bei ſeiner Ankunft in Konſtantinopel die erſte Nacht außerhalb der Ringmauer auf den ſteinernen Stufen einer Kloſterkirche ſich niederlegen mußte. Der derbe Slavenjunge erregte das Mitleiden der Mönche; denn er war, nach Ephraem von Byzanz, ein kräftiger, gewandter, nervenſtarker, gutgewachſener,

blühender, gefälliger junger Menſch mit dichtem Haarwuchs, unverdroſſener Seele und durchdringendem natürlichem Verſtand.[1] Mit ſolchen Eigenſchaften hat man zu Konſtantinopel von jeher Glück gemacht. Durch Zuthun der Mönche kam Baſilius gleich in das Haus eines vornehmen Mannes am kaiſerlichen Hofe, ſtieg in der Gunſt des Herrn, gab in entſcheidenden Augenblicken Proben des Muthes, der Intelligenz und der Seelenſtärke, daß ihn, nach Durchlaufung der höchſten Ehrenſtellen, der byzantiniſche Autokrat Michael der Trunkenbold als Mitkaiſer neben ſich auf den Thron erhob (866), welchen aber Baſilius ſchon im folgenden Jahre, nach gewaltthätiger Beſeitigung ſeines Herrn und Wohlthäters, allein beſaß. Hofleute und amtliche Scribenten reden zwar von Nothwehr und von einer Suprema lex der öffentlichen Wohlfahrt, die das Leben des trunkenen Autokraten zum Opfer verlangte. Allein das ſittliche Gefühl der Nachwelt läßt ſich weder durch Energie des Charakters, noch durch große Erfolge und glänzendes Verdienſt, noch durch falſche Berichte und höfiſche Toilettenkünſte beſtechen und beſchwichtigen.

[1] ..... *Βασίλειος ἐξέφυ πάλαι*
Μακεδονίας, ἐξ ἀσήμων πατέρων·
αὐτουργία τε χρωμένων γεωργία,
ἰσχυρὸς ἀνὴρ, δέξιος, ῥωμαλέως,
εὐῆλιξ, ἡβῶν, εὐπρόσιτος, δασύθριξ,
ψυχὴν ἀγαθὸς, τὰς φρένας ἐῤῥωμένος.
Ephraemius Byzantinus. Edit. Bonn. pag. 111.

Wenn es am kaiſerlichen Hofe ſchon unter Michael dem Trunkenbold von Bulgaren und Slaven wimmelte und ſelbſt der Senat und die höchſten Palaſtämter mit Leuten dieſes Volkes beſetzt waren,[1] ſo hatten ſie nun durch ihren Landsmann Baſilius auf länger als anderthalbhundert Jahre Reich und Diadem vollends an ſich gebracht. Die kaiſerlichen Hofgelehrten ſagen es freilich nicht ſo unumwunden, weil ſie den ſlaviſchen Bauernknecht in letzter Inſtanz, wie oben geſagt, für einen Sprößling des macedoniſchen Helden erklärten. Aber die Sache war ſo allgemein bekannt, daß ſie ſelbſt zu den arabiſchen Annaliſten des Zeitalters drang und in ihre Compendien aufgenommen wurde. So lieſt man z. B. in der Chronik des Hamſa von Isfahan unter der Rubrik „Baſilius der Macedonier" folgende Stelle: „Dann ward das Reich von dieſem Hauſe auf das Geſchlecht der „Slaven" übertragen; denn Baſilius der Slave tödtete (den Michael) in den Tagen Al-Motaz im Jahre 253 (A. Ch. 867)."[2]

Baſilius der Slave war ungebildet, aber ein Mann der Energie und der That, dem jedoch die Vorſehung im Gegenſatze mit den ſieben erſten Osmanli-

[1] Damianos der Slave war Oberſtkammerherr und Patrizier, ὁ Παραχοιμώμενος Δαμιανὸς Πατρίκιος τῷ γένει Σκλάβος. Vita Basilii Macedon. XVI.

[2] J. Reiske, Comment. ad Constantin. Porphyrogeniti Ceremoniale Aulae Byzantin., pag. 142. Edit. Lips. 1754.

Sultanen das Glück verſagte, den Geiſt der Kraft auf die Kinder zu vererben. Denn von ſeinen Söhnen und Nachfolgern war der ſogenannte Bücher-Leo zwar gelehrt, aber ſchwach und unthätig; Alexander dagegen ein toller Wüſtling, der auf einen Slaven, Namens Baſilitzes, alle Reichthümer und Ehren häufte und ihn ſelbſt mit Umgehung der Kinder ſeines verſtorbenen Bruders zum Nachfolger in der Regierung ernennen wollte.[1]

Zum Glück für den Neffen ſtarb der eigenſinnige, harte Oheim unvermuthet nach kaum einjähriger Herrſchaft, und der ſiebenjährige Konſtantin Porphyrogenitus ward anfangs unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Zoë und ſpäter ſeines Schwiegervaters Romanos Autokrat des Orients, konnte aber erſt im vierzigſten Lebensjahre, nach gewaltſamer Austreibung des Vormundes, zum Vollgenuß der oberſten Macht gelangen. Ein Autokrat, der ſich 33 Jahre lang am Gängelbande führen läßt und ohne Ungeduld die Gewalt in fremder Hand erblicken und ſich mit dem Schatten der Macht begnügen kann, iſt in keinem Falle ein Mann von bedeutender Leidenſchaft und von ſonderlich heißem Blute. Regte ſich aber auch zuweilen der Ehrgeiz, ward er bald im Staub der kaiſerlichen Bibliothek erſtickt. Konſtantin war Gelehrter im Diadem, der ſeinem Sohne Romanus ſtatt

[1] .... *Βασιλίτζην τὸν ἀπὸ Σκλαβισίαν* ... Vita Alexandri etc., cap. II.

des Beiſpieles rühmlicher Thaten zwei ſchmale Compendien und ein dickes Werk byzantiniſch-antiquariſchen Inhalts als Vermächtniß hinterlaſſen hat.

Mit Konſtantin und ſeinem Vorgänger Leo hat Papierregiment und Seraïwirthſchaft am Bosporus eigentlich begonnen. Monarchen, die Proſa ſchreiben, haben alle daſſelbe Thema: Vergangene Schickſale oder künftige Wohlfahrt des Reiches und des regierenden Hauſes. Charakteriſtik und Analyſe der porphyrogenetiſchen Schriften wäre hier nicht am rechten Orte, aber läugnen wird Niemand, daß unter dem oft leeren und pedantiſchen Wuſt byzantiniſcher Staatsmaximen und Regierungskniffe Notizen der fruchtbarſten Gattung verborgen ſind. Namentlich werden die Ruſſen (*οἱ Ῥῶς*) und die ſüdlichen Slaven überhaupt in Konſtantins Compendium über den Staatshaushalt mit ihren guten und ſchlechten Eigenſchaften zum erſtenmal auf das Welttheater gebracht und pſychologiſch, kurz aber kennbar geſchildert. „Eine unerſättliche unausfüllbare Gier nach Geld ſey das allen ſcythiſchen Völkern von der Natur aufgedrückte Merkmal; ſie ſetzen Alles in Bewegung, ringen und haſchen nach Allem, und doch ſey ihrer Begehrlichkeit kein Ende und wachſe das Verlangen mit dem Beſitz. Für geringe Leiſtungen fordern ſie unverſchämten Lohn. Unter allen am bettelhafteſten und zudringlichſten aber ſeyen die Chaſaren, die Ungarn und die Ruſſen, die in einemfort nach Konſtan-

tinopel kommen, um ſich unter nichtigem oder unerheblichem Vorwande geſtickte Gewänder, Kronen und andere Toilettenartikel aus der kaiſerlichen Garderobe oder gar das Staatsgeheimniß des griechiſchen Feuers auszubitten.[1]

Stolze ungariſche Magnaten und die Ruſſen-Czare müſſen heute freilich lachen, wenn ſie die Sittenkatecheſe und die ſcythiſcher Begehrlichkeit entgegenzuſtellende Ablehnungsformel des kaiſerlichen Pedanten leſen. Damals (950) waren aber dieſe Völker noch Barbaren und Heiden. Das ſanfte Joch des Chriſtenthums hatte ihre Wildheit noch nicht gezähmt, ſie noch nicht ſittlich verwandelt, veredelt und beſonders die Ruſſen noch nicht zu jenem Grade von Uneigennützigkeit und chriſtlicher Liebe erhoben, die ſie heute in allen Privat- und öffentlichen Verhandlungen andern zum Exempel durchſchimmern laſſen. „Kijew (τὸ χλαβον, χιοάβα) nennt Konſtantin Metropole und Herzpunkt der niemalsruhenden und mit fanatiſcher Zähigkeit unaufhaltſam nach Weſt und nach Süd drängenden „Ῥῶς“.

Die vollen Kaſſen, die Goldkronen und die geſtickten Gewänder von Byzanz hatten für dieſe Wilden einen unwiderſtehlichen Reiz, und ſchon damals wäre Oſt-Rom vielleicht ruſſiſcher Zudringlichkeit erlegen, hätten ſich nicht nach der Reihe wilde und

[1] Constant. Porphyrog. de Administr. Imper. cap. 13, Ed. Bonn. pag. 81 ff.

kriegeriſche Stämme aus Turkeſtan und Kiptſchak, Petſchenegen, Uſen, Polowzen und endlich die Tataren durch Beſetzung der Dniepermündungen, der heutigen Moldau und überhaupt des Norduſers des Pontus Eurinus wie ein ſchirmender Keil zwiſchen Kijew und Byzanz hereingeſchoben und für letzteres neue Lebensfriſt ausgewirkt. Dieſe Scheidewand aufrecht zu halten, galt im zehnten Jahrhundert als Hauptmaxime byzantiniſcher Politik. Um ſie niederzureiſſen und alle Hemmniſſe des Ruſſendranges zu beſeitigen, brauchte es faſt 900 Jahre Arbeit, Leiden und Geduld. Der Menſch kann nicht über ſchnellen Gang des Fatums klagen. War mit Griechenland Friede, fiel die Ruſſenplage auf die nördlich und weſtlich von Kijew liegenden Slavenſtämme der Berbianen, der Drugobiten, der Kribitſchen, der Serben und anderer den Ruſſen ſchon damals zinsbaren Brudervölker.[1] Ruhen konnten ſie niemals. Alles Land von Kijew am Dnieper hinauf bis Nowgorod (*Νέμογαρδ*) und heraus zu den Wohnſitzen der Frangi hinter dem Elbeſtrom nennt der Porphyrogenet „Sklabinien" (*Σκλαβινίαι*) und weiſt ihm Drugubiten, Lenzaninen, Kribitſchen, Serben ꝛc. als Bewohner an.[2]

[1] *Εἰς τὰς Σκλαβινίας τῶν τε Βερβιάνων καὶ τῶν Δρουγουβιτῶν καὶ τῶν Σερβίων καὶ Κριβιτζῶν καὶ λοιπῶν Σκλάβων, οἵτινές εἰσι πακτιῶται τῶν Ῥῶς.* de Admistr. Imp. cap. 9 fine. Hier iſt nicht vom Donau-Serbien unſerer Zeit, ſondern vom Urlande dieſes Stammes hinter den Karpathen die Rede.

[2] Constant. Porphyrog. de Administr. Imp. cap. 9.

Dieſelbe Benennung „Slavinien“ tragen aber im Weſten der Maritza und im Süden der Donau ſämmtliche Landſchaften zwiſchen dem ägäiſchen und adriatiſchen Meere, ſelbſt mit Einſchluß von Macedonien und Theſſalien, erweislich ſchon im 7ten Jahrhundert und noch vor dem Einbruch der Bulgaren und der Gründung ihres Reiches. Wir finden die Dragubiten und Sagudaten bei Saloniki; die Belegezeiten, Bajuniten und Berziten in Theſſalien und Nachbarſchaft; die Kribitſchen in Meſſenien, die Milingi im Taygetus, die Ezeriten im Eurotasthal, die Serben im größten Theile Illyricums; Stämme mit der allgemeinen Benennung „Sklaben, Sklabinier und Sklabeſtanen“, in Elis, in Arkadien, in Lakonien, in Tzakonien, in ganz Peloponnes. Aber das eben iſt es, was man nicht glauben will und ich erſt beweiſen ſoll. Uebrigens iſt die Chronologie dieſer Begebenheiten ein Umſtand, der ängſtliche und unerfahrne Leſer beinahe nicht weniger beunruhiget, als die Sache ſelbſt.

Wann ſind denn — ſo hört man häufig fragen — alle dieſe Gräuel über das ſchöne poetiſche Hellas hereingebrochen? Und hat denn außer dem Slaven-Imperator Porphyrogenitus in der bezeichneten Stelle kein gleichzeitiger Annaliſt je von ſolchen Scenen Meldung gethan? Alles ignoriren und wie nicht geſagt betrachten, was man hierüber ſchon früher gewiſſenhaft verfaßt und gründlich nachgewieſen hat,

hieße doch einerſeits an Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, andrerſeits aber an Inſolenz und Dickohrigkeit alles Maß überſchreiten. Zu Anfang des 6ten Jahrhunderts, beſonders mit Juſtinian I. (527—565) begann das Uebel, und die Mitte deſſelben 6ten Jahrhunderts (550) iſt mit voller Sicherheit als Zeitpunkt regelmäßiger Slavenſtrömung über die Donau und theilweiſer Seßhaftmachung auf byzantiniſchem Boden anzunehmen.[1]

Decennien lang gingen Plünderungszüge und Verödung bleibender Niederlaſſung voran, wie es Procopius kurz aber eindringlich geſchildert hat.[2] Den

[1] Geſchichte der Halbinſel Morea. Bd. I, S. 151—213.

[2] Im Jahre 539, d. i. im 13. Regierungsjahre Juſtinians I. erſchreckte ein Komet die Welt und geſchah der große Einbruch der Hunnen, Slaven, Bulgaren, Anten und Gepiden in das öſtliche Reich: *Μέγα μὲν εὐθὺς στράτευμα οὐννικὸν, διαβάντες ποταμὸν Ἴστρον, ξυμπάσῃ Εἰρώπῃ* (das iſt die illyriſche Halbinſel) *ἐπέσκηψαν· γεγονὸς μὲν πολλάκις ἤδη, τοσαῦτα δὲ τὸ πλῆθος καὶ ἢ τοιαῦτα τὸ μέγεθος, οὐκ ἐνεγκὸν πώποτε τοῖς ταύτῃ ἀνθρώποις. ἐκ κόλπου γὰρ τοῦ Ἰονίου οἱ βάρβαροι οὗτοι ἅπαντας ἐφεξῆς ἐληΐσαντο μέχρι ἐς τὰ Βυζαντίου προάστεια. καὶ φρούρια μὲν δύο καὶ τριάκοντα ἐν Ἰλλυριοῖς εἷλον· πόλιν δὲ τὴν Κασσάνδρειαν κατεστρέψαντο βίᾳ* (ἣν οἱ παλαιοὶ Ποτίδαιαν ἐκάλουν, ὅσα γε ἡμᾶς εἰδέναι) *οὐ τειχομαχήσαντες πρότερον. καὶ τά τε χρήματα ἔχοντες, αἰχμαλώτων τε μυριάδας δύο καὶ δέκα ἀπαγόμενοι, ἐπ' οἴκου ἅπαντες ἀνεχώρησαν οὐδενὸς σφίσιν ἐναντιώματος ἀπαντήσαντος. χρόνῳ δὲ ὑστέρῳ πολλάκις ἐνταῦθα γενόμενοι, ἀνήκεστα ἐς Ῥωμαίους δεινὰ ἔδρασαν. οἱ δὴ καὶ ἐν Χερρονήσῳ τειχομαχήσαντες, βιασάμενοί τε τοὺς ἐκ τοῦ τείχους ἀμυνομένους, καὶ διὰ τοῦ τῆς θαλάσσης Ῥοδίου τὸν περίβολον ὑπερβάντες, ὃς*

Peloponnes erreichte die nordiſche Fluth zwar erſt gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts,[1] aber um

πρὸς κόλπῳ τῷ Μέλανι καλουμένῳ ἐστίν· οὗτω τε ἐντὸς τῶν μακρῶν τειχῶν γεγενημένοι, καὶ τοῖς ἐν Χερρονήσῳ Ῥωμαίοις ἀπροσδόκητοι ἐπιπεσόντες, ἐκτεινάν τε πολλοὺς καὶ ἠνδραποδίσαν σχεδὸν ἅπαντας. ὀλίγοι δέ τινες καὶ διαβάντες τὸν μεταξὺ Σηστοῦ τε καὶ Ἀβύδου πορθμὸν, ληϊσάμενοί τε τὰ ἐπὶ τῆς Ἀσίας χωρία, καὶ αὖθις ἐς Χερρόνησον ἀναστρέψαντες ξὺν τῷ ἄλλῳ στρατῷ καὶ πάσῃ λείᾳ ἐπ' οἶκου ἀπεκομίσθησαν. Ἐν ἑτέρᾳ τε εἰσβολῇ τοὺς Ἰλλυριοὺς καὶ Θεσσαλοὺς ληϊσάμενοι, τειχομαχεῖν μὲν ἀνεχείρησαν ἐν Θερμοπύλαις, τῶν δὲ ἐν τοῖς τείχεσι φρουρῶν καρτερώτατα ἀμυνομένων· διερευνώμενοι τὰς περιόδους, παρὰ δόξαν τὴν ἄτραπον εὗρον ἣ φέρει εἰς τὸ ὄρος ὃ ταύτῃ ἀνέχει. οὕτω τε σχεδὸν ἅπαντας Ἕλληνας, πλὴν Πελοποννησίων, διεργασάμενοι ὑπεχώρησαν. Procopius de Bello Persico, lib. II, cap. 4. Nachrichten deſſelben Autors über die Einbrüche ſlaviſcher Völkerſchaften auf griechiſchem Boden findet man außer dieſer Hauptſtelle noch ferner lib. III, cap. 14, 29, 38, 40; lib. IV, cap. 25 de bello Gothico. Item cap. 18 Histor. Arcan. Dann bei Menander, de legat. lib. II, im 4. Jahre Tiberius II.; item lib. VIII, de legat. (pag. 164 ff. der Pariſer Edition): Κεραΐζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν ....

[1] Nach unſerer Berechnung zwiſchen 584 und 593 nach Chriſtus, während der unheilvollen Regierung des gelehrten, beredten, gottesfürchtigen, aber geizigen und höchſt unglücklichen Imperators Mauritius aus Cappadocien. Der Nationalkampf gegen die Saſſaniden verſchlang die Kraft des Reiches, und dem fürchterlichen Andrang des Avaren-Chans mit der norddanubiſchen Völkerſäule der ſeinem Impuls folgenden Slaven hatte ſchon Mauritius Vorgänger, Tiberius II., nichts entgegenzuſtellen als ohnmächtige Verträge, Bitten und Geduld. Das Unheil, ſagt Menander der byzantiniſche Diplomat, brach von allen Seiten über Hellas herein; in Thracien erſchien ein Haufe von 100,000 Slaven,

die Mitte den 10ten hatte der Tumult noch kein Ende gefunden. Die letzte Slavenhorde, in ſo ferne

während andere Haufen auf anderen Punkten in das ſich ſelbſt überlaſſene Hellas eindrangen, und Niemand wehrte.* Das kann Alles ſeyn, ſagt die Kritik, aber wo iſt in allen dieſen Citaten vom „Peloponnes" die Rede? Der Peloponnes iſt aber Kopf und Citadelle Griechenlands, welche Juſtinian durch Wiederherſtellung der Mauer um Iſthmus den Barbaren verſchloſſen hat.** Daß aber die Barbaren um dieſelbe Zeit die lange Mauer am thraciſchen Cherſones erſtiegen, Caſſandra genommen und ſelbſt durch die vermauerten Thermopylen gebrochen ſeyen, ficht die Kritiker nicht an, ſie fragen im Uniſono: wo es geſchrieben ſtehe, daß ſchon im 6. Jahrhundert auch der Iſthmus von Korinth gefallen und die Slavenfluth eingedrungen ſey? Die Hartnäckigkeit — man kann es ihnen nicht übel nehmen — wird um ſo größer, je mehr man drängt und aus magern Chroniſten, aus der Correſpondenz des Pabſtes Gregorius Magnus und beſonders aus dem Kirchenhiſtoriker Evagrius

* *Μετὰ δὲ τὸ τέταρτον ἔτος Τιβερίου Κωνσταντίνου Καίσαρος ἐν τῇ Θράκῃ ξυνηνέχθη τὸ Σκλαβηνῶν ἔθνος μέχρι που χιλιάδων ἑκατὸν Θρᾴκην καὶ ἄλλα πολλὰ λῃσασθαι.* Menander de Legat. lib. II, pag. 84 Edit. Venet. *Κεραϊζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν καὶ ἀπαναχόσε ἀλλ' ἐπ' ἀλλήλων ἐσηρτημένων τῶν κινδύνων. ὁ Τιβέριος οὐδαμῶς δύναμιν ἀξιόμαχον ἔχων οὐδὲ πρὸς μίαν μοῖραν τῶν ἀντιπάλων μήτε γε πρὸς πᾶσαν* Menander de Legat. lib. VIII, pag. 110 ed. Venet. (pag. 164 ed. Paris).

** *Τὸν ἰσθμὸν ὅλον ἐν τῷ ἀσφαλεῖ ἐτείχίσατο. φρούρια δὲ ταύτῃ ἐδείματο, καὶ φυλακτήρια κατεστήσατο. τούτῳ δὲ τῷ τρόπῳ ἄβατα τοῖς πολεμίοις ἅπαντα πεποίηται εἶναι τὰ ἐν Πελοποννήσῳ χωρία.* Procop. de Aedific. IV, cap. 2 fine.

von gleichzeitiger authentiſcher Nachweiſung die Rede iſt, wälzte ſich unter der Reichsverweſung des mit unſerm

Scholaſticus von Antiochia nachzuweiſen ſucht, daß gerade um 584—593 ff. nach Chriſtus unermeßliche Schwärme land- und beutelüſterner Barbaren aus Innerſlavinien über die Donau kommen und zu gleicher Zeit und mit unabtreiblicher Wuth Thracien, Macedonien, Theſſalien, Althellas, Albanien, Iſtrien und Friaul verwüſten, vor Theſſalonika erſcheinen, Adrianopel beſtürmen und mit Hülfe langobardiſcher Werkmeiſter ſogar Flotten zimmern, um in Dalmatien die Seeſtädte anzugreifen und ſelbſt Konſtantinopel auf der Waſſerſeite zu ſchrecken.* Beſonders viel haben wir uns auf das pathetiſche Citat aus vorgenanntem Scholaſtiker Evagrius eingebildet. Aber weit entfernt durch daſſelbe alle Bedenken auf einmal niederzuſchlagen und das Faktum über allen Bereich der Controverſe zu erheben, brachte es zum größten Verdruß bei den gelehrten Antagoniſten eine höchſt unbedeutende Wirkung hervor. „Unter dieſen Umſtänden", ſchreibt Evagrius, „brachen die Avaren zweimal bis an die ſogenannte lange Mauer hervor, eroberten und verheerten Singidunum, Anchialos und ganz Hellas mit andern Städten und Feſtungen, vernichteten und verbrannten Alles." ** Das ſind allgemeine und unbeſtimmt gehaltene Phraſen, hieß es, die im Grunde wenig oder nichts beſagen und vom Peloponnes wieder keine Meldung thun.

* Le-Beau, Hist. Byzant. ad ann. 593. — Gregor. Magn. ad Maximum Salonit. Episcop. lib. X, Epistol. 36. — Evagrius Scholasticus, Histor. Ecclesiast. lib. VI, cap. 10.

** *Τούτων ὧδε χωρούντων οἱ Ἄβαρες δὶς μέχρι τοῦ καλουμένου μακροῦ τείχους διελάσαντες, Σιγγιδόνα, Ἀγχιαλόν τε, καὶ τὴν Ἑλλάδα πᾶσαν καὶ ἑτέρας πόλεις τε καὶ φρούρια ἐξεπολιόρκησαν καὶ ἀνδραποδίσαντο, ἀπολλύντες ἅπαντα καὶ πυρπολοῦντες.* Evagr. Schol. Hist. Eccles. lib. VI, cap. 10.

Porphyrogenitus zugleich regierenden Romanus Lecapenus (von 920 bis 944) über den Isthmus von

Man fragte sogar etwas spöttisch, ob denn „Hellas" eine Stadt sey, die man wie Anchialos und Singidunum mit Sturm nehmen könne? Meine Gegner gehen nämlich immer von der Vorstellung aus, Evagrius von Antiochia habe auch sein Zimmer voll Landkarten und seinen Schreibtisch voll geo- und topographischer Compendien, voll Plan- und Situationszeichnungen von Hellas gehabt und täglich die Zeitung gelesen und die Bülletins des Avaren-Chans mit den Berichten des kaiserlichen Hauptquartiers verglichen, und auf der Karte regelmäßig angemerkt, welche Orte gefallen und welche Provinzen verloren seyen und wo jedesmal die Feinde stehen oder die kaiserlichen Heere unterlegen sind. Wenn der geniale Italiener heute noch von der Welt nichts weiter kennt als den Ort seiner Geburt und die Gegend, wohin er Lustpartien oder Geschäftsreisen macht, so kann man sich wohl denken, wie viel ein syrischer Literatus des 7. Jahrhunderts vom europäischen Griechenland, seinen Städten und Provinzen wissen mochte. Nur Scenen des äußersten Ruines und des allgemeinen Verderbens konnten die Aufmerksamkeit eines gelehrten Bewohners von Antiochia erreichen; aber klare Begriffe und genetisch ineinandergreifende Relationen über politische Ereignisse des illyrischen Continents wie bei Thucydides, muß man von einem Asiaten jener Periode überhaupt weder fordern noch erwarten. Unter „Ἑλλάδα πᾶσαν" des Evagrius haben wir dessen ungeachtet, und vielleicht nicht mit Unrecht, auch den Peloponnes subsumirt. Ein Patriarchalbericht an Alexius Comnenus vom Ende des 11. Jahrhunderts bezieht sich auf ein Diplom des Imperators Nicephorus (802—811 nach Christus), der in Folge eines siegreichen Befreiungskampfes der Bürger von Patras über die ihre Stadt belagernden Slavo-Avaren, die Kirche zum heiligen Andreas daselbst zur Metropolis erhob und durch den Zins der

Korinth.[1] Cardinalpunkt der ganzen Slaventheſis iſt die Patraſſer Schlacht, welche Nicolaus der Patriarch beſiegten Slaven verherrlichte. Dieſe Kataſtrophe, fügt der Patriarchalbericht hinzu, ereignete ſich 218 Jahre nach der Beſitznahme des Peloponneſes durch die Avaren.* Ziehe man dieſe letztgenannte Summe von der Regierungszeit des Imperators Nicephorus ab, und die für Griechenland ſo unheilvolle Begebenheit fällt auf die Periode von 584 bis 593 unſerer Aera hinein.** Da hätten wir nun — was die Oppoſition allzeit verlangt — ein poſitives, von einem Griechen ſelbſt amtlich ausgeſtelltes und auf amtliche Documente geſtütztes Zeugniß, daß der Peloponnes durch ein barbariſches, aus Scythien eingedrungenes, nicht chriſtliches, nicht griechiſch redendes, der Regierung in Byzanz und ihrem Statthalter auf Akrokorinth nicht gehorchendes und gegen die von den Griechen beſetzten Punkte an der Küſte feindlich verfahrendes Volk 218 Jahre vor der Patraſſer Schlacht erobert und bewohnt worden ſey. Zu dieſem letzten Argument haben die Gegner nichts geſagt, und daran haben ſie unſeres Erachtens ſehr wohl gethan. Ohne Zweifel ſchöpfte der einheimiſche Verfaſſer einer kurzen, im Archiv

* Ἐν τῇ καταστροφῇ τῶν Ἀβάρων . . . . ἐπὶ διακοσίοις δέκα ὀκτὼ χρόνοις ὅλοις κατασχόντων τὴν Πελοπόννησον. Leunclavius, Jus Graeco-Romanum pag. 278 (Edit. Francofurt. 1596).

** Vergleiche, Geſchichte von Morea, Bd. I, pag. 183 ff. Daß aber Avaren und Slaven bei den Byzantinern jenes Zeitalters ſynonyme Begriffe waren, iſt bei Konſtantin Porphyrogenitus ausdrücklich bemerkt: Οἱ ἐκεῖθεν τοῦ ποταμοῦ Σκλάβοι, οἱ καὶ Ἄβαροι καλούμενοι . . . — οὗτος οὖν οἱ Σκλάβοι οἱ Ἄβαροι etc. De Admin. Imp. cap. 29, pag. 127. edit. Bonn.

[1] Εἰςῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου. Constant. Porphyr. de Admin. Imp. cap. 50.

aus dem eilften, und Konſtantin der Purpurgeborne aus dem zehnten Jahrhundert, an Zeit, Ort, Um-

von Turin aufbewahrten handſchriftlichen Chronik über Erbauung von Monembaſia, ſeine Nachrichten gänzlicher Slaviniſirung des Peloponneſes aus derſelben Quelle, bei welcher wir uns Raths erholten. Nur ſtellt er das Ereigniß noch viel beſtimmter und entſchiedener hin als wir es wagen durften, da er den Einbruch der Barbaren und die Ueberſchwemmung des Eilandes geradezu auf das ſechste Jahr des Kaiſers Mauritius (588 nach Chriſti), ihre Beſiegung vor Patras aber auf das vierte Regierungsjahr des Kaiſers Nicephorus (805) ſetzte. Ueberdies bemerkt dieſe Kirchenchronik ausdrücklich, daß um jene Zeit des großen Avarenkrieges unter Mauritius die Provinzen Theſſalien, Hellas, Attika und Euböa daſſelbe Schickſal erlitten wie der Peloponnes: Was von der Bevölkerung nicht entfloh, ward niedergemetzelt und durch die Eindringlinge erſetzt, die (im Peloponnes) bis zur Patraſſer Schlacht weder dem „römiſchen Kaiſer" noch ſonſt Jemanden unterthan waren. Nur auf unzugänglichen Steinklippen Tzakoniens der peloponneſiſchen Oſtſeite hätten ſich mehrere Gemeinden Griechiſchredender vor der „Slavenfluth" (*τοῦ Σθλαβινοῦ ἔθνους*) gerettet: ... *Ὁ δὲ Χαμνὸς* (chan) *λύει σπονδὰς αἰτῶν ὑπέρογκα καὶ ἐχειρώσατο Θετταλίαν, Ἑλλάδα, Ἀττικὴν καὶ Εὔβοιαν καὶ Πελοπόνησον· καὶ καταφθείραντες τὰ γένη κατῴκησαν αὐτοὶ ἐν αὐτῇ. οἱ δὲ δυνηθέντες ἐκφυγεῖν διεσπάρησαν ....*

Τοίνυν οἱ Ἄβαροι κατασχόντες τὴν Πελοπόνησον ἐπὶ χρόνους ὅσι (218) *μήτε τῶν Ῥωμαίων βασιλεῖ μήτε ἑτέρῳ ὑποκείμενοι, ἦγουν ἀπὸ τοῦ, ϛϛϛ* (6096 d. i. 588 nach Chriſti) *ἔτους τῆς τοῦ κόσμου κτήσεως, ὅπερ ἦν ἕκτον ἔτος τῆς βασιλείας Μαυρικίου καὶ μέχρι τοῦ ϛ τριακοσοῦ τρεῖς καὶ δεκάτου ἔτους, ὅπερ ἦν ἔτος δ' τῆς βασιλείας Νικηφόρου τοῦ παλαιοῦ, τοῦ ἰχοντος υἱοῦ Σταυρικίου* (Sic). Codex 336, fol. 1. Bibliothec. Taurin. Vide *Pasini*, Catalog. MSC. Taurin. — Ob übrigens die in Venedig gedruckte neugriechiſche Chronik

ſtänden und Erfolg übereinſtimmend erzählen.[1] Nur hatten ſich nach dem Bericht des erſtern die Avaren ſchon 218 Jahre früher, d. i. Ausgangs des ſechsten Jahrhunderts im Peloponnes feſtgeſetzt, welcher dagegen nach Angabe des letztern erſt unter Copronymus, d. i. um die Mitte des achten Jahrhunderts „ganz ſlaviniſirt und barbariſch wurde." Beide Angaben ſtehen in keinem innern Widerſpruch, weil das Mehr oder Weniger, das Früher oder Später der erſten Anſiedlung für uns ein gleichgültiger Umſtand iſt, ſobald nur das Factum ſelbſt über allem Zweifel ſteht. Aber nicht ohne Grund hat man wider mich geltend gemacht, daß nach der kaiſerlichen Erzählung die rebelliſchen Slaven im „Thema Peloponnes" zuerſt die Wohnungen der „benachbarten Gräken" überfielen und ausplünderten, dann aber ſich gegen Patras wandten, das Flachland vor den Feſtungsmauern überſchwemmten und die Stadt ſelbſt belagerten.

Es müſſen alſo — ſo argumentiren ſie — doch noch byzantiniſche Griechen im Lande, und zwar in der alten Provinz Achaja übrig geweſen ſeyn, deren Beſitzungen die Slaven noch plündern und verheeren, und die ſie ſelbſt gefangen wegſchleppen konnten.

des Dorotheus von Monembaſia mit dieſer Handſchrift ganz oder zum Theil gleichlautend iſt, vermögen wir aus Mangel eines Exemplars benannter Druckſchrift nicht zu entſcheiden.

[1] Constant. Porphyrog. de Admin. Imp. cap. 49.

Der Text läßt hierüber kein Bedenken.[1] Es fanden ja selbst die Franken bei ihrer Landung (1205), wo doch Alles schon in ein gemeinsames christliches Morea zusammengeflossen war, sogar die alte Benennung Achaja noch am nördlichen Küstenrande des Peloponneses haften, während die übrigen Neunzehntel des Landes in Jedermanns Munde mit dem slavischen Appellativ „Moreas" bezeichnet wurden.[2]

Das friedliche Nebeneinandersein zweierlei Blutes und zweierlei ethnischer Elemente, und zwar eines schwachen und eines starken, auf peloponnesischem Boden wäre demnach für den Zeitraum von 600—800 n. Chr. unwiderleglich dargethan. Die Einrede, daß die scythischen Eroberer niemals einen hinlänglichen Grad politischer Selbstständigkeit und Autonomie errungen und in der Praxis allzeit als Unterthanen des byzantinischen Imperators gegolten hätten, ist dagegen unbedingt zurückzuweisen, da im oftberührten Patriarchalbericht das gegenseitige Verhältniß unzweideutig und klar angegeben wird. „Sie (die Eindringlinge) waren von der romanischen Herrschaft

[1] . . . *Πρῶτον μὲν τὰς τῶν γειτόνων οἰκίας τῶν Γραικῶν ἐξεπόρθουν . . — κατεμήνισε* (der Strategos von Korinth) *τῷ βασιλεῖ Νικηφόρῳ τήν τε ἐφοδον τῶν Σκλαβηνῶν καὶ τὴν προνοιὴν καὶ αἰχμαλωσίαν καὶ ἀφανισμὸν καὶ τὴν λεηλασίαν καὶ τἄλλα δεινὰ ὅσα καταδραμόντες ἐποίησαν εἰς τὰ μέρη τῆς Ἀχαΐας.* loco citato.

[2] Chronic de la Morée Edit. Buchon.

ſo völlig abgetrennt, daß kein romaniſcher Mann ihr Gebiet betreten durfte.“ [1]

Wer immer in Konſtantinopel regiert, hat das eiferſüchtigſte Verlangen auch Herr über Griechenland und beſonders über Morea zu ſeyn. Den innern Küſtenſaum von der Hauptſtadt des Reiches an der Propontis und am ägäiſchen Meere entlang bis nach Innerhellas offen und von griechiſch redenden Leuten bewohnt zu erhalten, war eine der traditionellen und ſtandhafteſten Maximen der chriſtlich-byzantiniſchen Politik. Wenn aber Dr. Griſebach mit Pouqueville meint, griechiſches Blut und griechiſche Redeweiſe habe ſich auf den Küſtenländern Thraciens und Macedoniens durchweg auf derſelben Linie erhalten, auf der ſie ſchon im Alterthume war und heute wieder gefunden wird, ſo hat er dennoch Unrecht. [2] Von der Mariza bis zum Hagion-Oros herab war der Strand erweislich ſchon um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts ganz ſlaviniſirt und der Landweg — die via Egnatia — von Konſtantinopel nach Theſſalonika durch ſlaviſche Eindringlinge verlegt und abgeſperrt. Namentlich ſaßen die Strymon- und die Runchi-Slaven um Philippi und Amphipolis, wo unter andern heute noch die ſlaviſchen Ortſchaften Groß-Orſova und Klein-Orſova ſind. Sie trieben

[1] *Καὶ τῆς ῥωμαικῆς ἀρχῆς ἀποτεμομένων ὡς μηδὲ πόδα βαλεῖν ὅλως δύνασθαι ἐν αὐτῇ Ῥωμαίων ἀνδρα.* Leunclav. l. c.

[2] Reiſe durch Rumelien, Bd. II, pag. 65 ff.

Küſtenfahrt und Seeraub auf ihren barbariſchen Monorylen, plünderten auf Inſeln und am Helleſpont und leiſteten den Binnenlandbrüdern in den wiederholten Angriffen auf Theſſalonika von der Seeſeite kräftige Unterſtützung.[1]

Um die Straße zu dieſer großen und wichtigen Handelsſtadt wieder zu öffnen, ging Heraclius Enkel, Konſtans II., um das Jahr 658 perſönlich wider „Slavinien" ins Feld und erfocht, wie der byzantiniſche Mönch Theophanes kurz, unbeſtimmt und talentlos berichtet, große Vortheile, „beſiegte und unterjochte viele".[2]

Mit dieſem Feldzuge hatte das byzantiniſche Imperium gegen die ſlaviſche Bevölkerung der europäiſchen Reichshälfte gleichſam die Offenſive ergriffen. Jedoch war der erſte Akt, wie es ſcheint, nicht

[1] Runchini vero, qui illis (Drugubitis) accesserant, mari per navigia accesserunt, Vide Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXXXVIII. — Otii vero impatientes Strymonii et Runchini nautas plurimos, qui devehendo Constantinopolin frumento vacabant, item eos, qui insulas atque Hellespontum habitabant, expoliantes, ipsam Propontidem ingressi sunt. Ubi vastata Parii et Proconnesi regione, usque ad portorium urbis regiae navigant; denique praeda onusti multisque navigiis aucti, casas suas Macedonicas repetunt. (Tafel a. a. O. pag. XCII) gibt dieſe Stelle auch im griechiſchen etwas corrumpirten Originale.

[2] *Τούτῳ τῷ ἔτει ἐπεστράτευσεν ὁ Βασιλεὺς κατὰ Σκλαβινίας, καὶ ἠχμαλώτισε πολλοὺς καὶ ὑπέταξεν.* Theophan. Chronicon p. 229 (Edit. Venet.).

ſonderlich folgenreich und eindringend, da die Slaven um eben dieſe Zeit und noch ſpäter wiederholt das feſte Theſſalonika zu Waſſer und zu Lande ängſtigten.[1] Juſtinian II. Rhinotmetos (A. C. 685—695 und 705—711) richtete ſchon mehr aus, drang bis Theſſalonika durch, befreite das Emporium, ſchlug und unterjochte „Strymonen und Runchinen mit andern Slavenſtämmen", wie St. Nicephorus von Konſtantinopel beinahe noch troſtloſer und kürzer als ſein Landsmann Theophanes berichtet.[2]

Um jedoch Gehorſam und Unterwürfigkeit des neueroberten Landes auf alle Zeiten ſicher zu ſtellen, verpflanzte Juſtinian II. einen Theil der ſlaviſchen Bevölkerung auf die aſiatiſche Seite des Helleſponts. Dieſer Theil war ſo zahlreich, daß der Imperator 30,000 kräftige junge Leute als Prätorianer ausheben und im Feldzuge wider die Araber dem kaiſerlichen Heere einverleiben konnte.[3] Aber auch die Zurückgebliebenen duldete er an der Seeküſte nicht länger, ſondern verpflanzte ſie weiter Strymon aufwärts in das Hochgebirge, wie es Porphyrogenitus

[1] Vgl. Tafel a. a. O. pag. LXXXIII—CIV.

[2] Nicephor. Patriarch. Histor. Byzant. pag. 19 (edit. Venet.).

[3] *Οὗτος Σθλαβικῶν βαρβάρων ἀποφύνας ἡβῶντας ἄνδρας, ὁπλίτας ῥωμαλέους, φονικὸν ἐκπέμποντας Ἄρην ἐν μάχαις, ἐς χιλιάδας τρὶς δέκ' ἀριθμουμένους, νέον συνεστήσατο σύνταγμα φίλον, λαὸν περιούσιον αὐτὸ καλέσας.* Ephraemius Byzant. pag. 69 ed. Bonn.

(lib. II. 3 de Themat.) ausdrücklich bemerkt. Die ſlaviſchen Dorfnamen am Strand und in der Chalkidike, auf dem Wege von Saloniki nach Hagion-Oros, blieben bis auf unſere Zeit; aber griechiſche Redeweiſe gewann nach und nach wieder die Oberhand. Slavenverpflanzungen in Maſſe aus Europa nach Anatolien wurden von Juſtinians II. Nachfolgern nach jedem Siege regelmäßig wiederholt und bildeten die zweite Regierungsmaxime byzantiniſcher Politik. Jedoch vermochten dieſe Maßnahmen doch nicht den wilden Freiheitsſinn der Slavenſtämme zu bändigen. Bis die Kirche mit dem Taufbecken dazwiſchentrat, begannen ſie das Spiel immer wieder von neuem, und namentlich hatte Konſtantin Copronymus (741—775) die größte Noth das kaiſerliche Anſehen in einem Aufſtande der von Rhinotmetus gebändigten und geſchwächten Slaven Macedoniens zu behaupten. Doch war der Feldzug des Jahres 758 n. Chr. für dieſe Gegend eben ſo entſcheidend in ſeinen Folgen, als in ſeinem Hergang einfältig erzählt vom langweiligſten und kurzſichtigſten aller Chroniſten, Theophanes von Byzanz.[1]

Armſeligkeit und Unfähigkeit dieſes Mannes ſind um ſo beklagenswerther, da er als Zeitgenoſſe den erſten großen Kriegszug des byzantiniſchen Imperiums

[1] *Τούτῳ τῷ ἔτει Κωνσταντῖνος τὰς κατὰ Μακεδονίαν Σκλαβινίας ἠχμαλώτισε, καὶ τοὺς λοιποὺς ὑποχειρίους ἐποιήσεν.* Theophan. p. 361.

gegen die vollſtändig ſlaviſirten Landſchaften Theſſalien, Inner-Hellas und Peloponnes unter Kaiſerin Irene (780 — 802) einzuregiſtriren hatte. Irene, aus einer atheniſchen Familie abſtammend, hatte vom Zuſtande Griechenlands vielleicht beſſere Einſicht als ihre Vorfahren, und ſandte ein großes aus den eingewanderten ſtreitbaren Stämmen Thraciens und Macedoniens rekrutirtes Eroberungs- oder Entdeckungsheer unter dem Patrizier Staurakios (783 n. Chr.) gegen die „Slavinenvölker." Wohin iſt alſo der byzantiniſche Feldherr gezogen, um dieſe „Slavinen" zu unterjochen? Theophanes antwortet trocken und kurz: „Staurakios rückte in Theſſalien und Hellas ein, unterjochte alle und machte ſie dem Kaiſerthum zinsbar, drang ſogar in den Peloponnes und brachte viele Gefangene und große Beute römiſch-kaiſerlicher Majeſtät zurück." [1]

Dies iſt Alles was der Mönch, nachdem er noch darüberhin den prachtvollen Triumpheinzug des Stau-

[1] *Ἀποστέλλει Σταυράκιον τὸν πατρίκιον . . . μετὰ δυνάμεως πολλῆς κατὰ τῶν Σκλαβίνων ἐθνῶν. Καὶ κατελθὼν εἰς Θεσσαλίαν καὶ Ἑλλάδα ὑπέταξε πάντας, καὶ ὑποφόρους ἐποίησε τῇ βασιλείᾳ, εἰςῆλθε δὲ καὶ ἐν Πελοποννήσῳ καὶ πολλὴν αἰχμαλωσίαν καὶ λάφυρα ἤγαγε τῇ τῶν Ῥωμαίων βασιλείᾳ.* Theophan. Chronograph. pag. 306 ed. Venet. (385 edit. Paris.) Daß übrigens in dieſer merkwürdigen Stelle die Lesart „*Θεσσαλονίκη*" bei Theophanes verdorben und „*Θεσσαλία*" herzuſtellen ſey, hat der gelehrte und vortreffliche Tafel a. a. O. p. CVI, Note 84, und p. XXII, Note 29, ſattſam nachgewieſen.

rakius und die gefangenen Slavenfürſten aus dem Peloponnes in Konſtantinopel geſehen hatte, über eine der wichtigſten und, nach europäiſchen Begriffen zu urtheilen, größten und folgereichſten Begebenheiten der Geſchichte von Byzanz zu ſagen weiß! Aber nennt Theophanes hier nicht das eigentliche, alte, klaſſiſche Hellas und ſogar den Peloponnes unumwunden ein von „ſlaviſchen Völkern" beſetztes Land, das byzantiniſcher Majeſtät (um 783 n. Chr.) nicht gehorchte, keinen Tribut zahlte, und gegen welches man ein großes Unterjochungsheer ausſandte, um es wieder in den Reichsverband hereinzuziehen? Wenn aber die byzantiniſche Streitmacht und der Feldherr Staurakios mit dem Auftrage von Konſtantinopel ausziehen die „Slavinenvölker" zu bändigen, und wenn ſie, um dieſen Befehl zu vollziehen, Theſſalien, Hellas und den Peloponnes feindlich überziehen, Alles unterwerfen, zum Tribut nöthigen und Beute und Gefangene in großer Menge von beſagten Ländern nach Konſtantinopel bringen, ſo iſt der Schluß, daß jene Landſchaften damals von unabhängigen Slavinen beſetzt waren, ein natürlicher und ein unabweisbarer. *Ἐσθλαβώθη πᾶσα ἡ Πελοπόννησος καὶ ἐγένετο βάρβαρος.* Wahrhaft, Porphyrogenitus — wie Sie ſehen — hat Recht, im Peloponnes war alles „ſlaviniſirt und barbariſch." Freilich möchten wir auch gerne wiſſen, wie weit Staurakios im Peloponnes eingedrungen ſey? wo man ſich ſlaviſcher Seits zum

Gefecht eingeſtellt? welche Verträge man geſchloſſen und welche Einrichtungen und Bürgſchaften man angeordnet habe, um den Gehorſam der Provinz auch für die Zukunft zu ſichern? Aber Theophanes, in weltlichen Dingen offenbar weniger neugierig als ein deutſcher Politicus, gibt auf alle dieſe Fragen keine Antwort. Daß aber dieſer erſte byzantiniſche Heerzug des Staurakios keine bleibenden Folgen hatte, beweist der allgemeine Aufſtand der peloponneſiſchen Slaven und die obenerzählte Belagerung und Verzweiflung von Patras unter Irenens Nachfolger Nicephorus I. (807 n. Chr.) zur Genüge.[1]

War denn nicht nach Inhalt des oft angezogenen Patriarchalberichts der Peloponnes bis zur Wunderſchlacht vor Patras friedlichem Verkehr mit romaniſchen Leuten verſchloſſen? Wie aber der Strateg mit ſeiner ungeſchwächten Hülfsmacht den Sieg der Bürger von Patras im Allgemeinen benützt habe und wie tief er in das Innere der Slavenkantone vorgedrungen ſey, wird wieder nicht gemeldet. Nur ſo viel iſt klar, die ganze Weſtſeite von Morea, d. i. die Ebene von Elis, das Gebiet von Meſſenien mit Theilen von Arkadien und Achaja, ſo weit die Erzdiöceſe Patras reicht und wo es heute noch von ſlaviſchen Ortsnamen wimmelt, iſt unter dem „Zins-

[1] Geſchichte der Halbinſel Morea. Bd. I, S. 218 ff. Die Stadt wollte ſich ſchon ergeben und die Unterhandlungen über die Bedingniſſe waren bereits angeknüpft.

ſlaven-Diſtrikte" des heiligen Andreas zu verſtehen. Oder heißt es denn im byzantiniſchen Epitomator nicht ausdrücklich, daß zu ſeiner Zeit (1000 n. Chr.) in den Gegenden des untern Alpheosſtromes „im Lande der ehemaligen Piſaten, Kaukonen und Pylier ſogar der griechiſche Name nicht mehr beſtehe und Alles von „Scythen" bewohnt ſey?" [1]

Dieſe Scythen ſind es, die vor Patras durch St. Andreas Intervention überwunden und Knechte ſeiner Metropole wurden. Nicephorus I. vor ſeiner Erhebung bekanntlich Oberſtfinanzbeamter des Reiches und in der Kunſt den Unterthanen das Geld aus der Taſche zu prakticiren, anerkannter und noch heute unübertroffener Meiſter, wußte die Niederlage der peloponneſiſchen Slavinen zum Vortheil des Fiskus trefflich auszubeuten. Von den Reichthümern des eroberten Lagers durften die Bürger nichts behalten, Alles ward zum Vortheil des heil. Andreas eingezogen, weil der Apoſtel, und nicht die Patrenſer den Sieg erfochten habe. Dann mußten die Beſiegten, außer dem jährlichen Geldzins an die Metropolitankirche, auch noch für die Strategen, Großbeamten und Geſandten der Völkerſchaften, denen als Sicherheitsgeißeln Patras zum Wohnort angewieſen war, Unterhalt und Beköſtigung herbeiſchaffen. Zu

[1] *Νῦν δὲ οὐδὲ ὄνομά ἐστι Πισατῶν καὶ Καυκόνων καὶ Πυλίων· ἅπαντα γὰρ ταῦτα Σκύθαι νέμονται.* Geograph. vet. Scriptt. Graeci minor, Vol. II, pag. 98.

dieſem Behufe hatten die Slavinen eigene Proviantmeiſter, Köche und Konfektmeiſter beſtellt und den ganzen Bedarf, ohne alles Dazwiſchentreten der Metropolis, nach eigenem Gutdünken und Vermögen als Gemeindelaſt unter ſich umgelegt.[1]

Um Mißbräuchen, willkürlichen Beſchwerungen und geiſtlichen Erpreſſungen den Weg zu verlegen, ſtellte Leo der Philoſoph eine Urkunde aus, in welcher bis auf die kleinſte Einzelheit Jegliches verzeichnet war, was die patraſſiſchen Zinsſlavinen dem Metropoliten zu entrichten hatten. Könnte man den Staatsmalcontenten unſerer Zeit dieſe Urkunde des Philoſophen im Purpur vorlegen, würden ſie billig über die Einfälle und Wendungen der byzantiniſchen Finanzleute erſtaunen. Beſonders hat es Nicephorus in dieſem Punkte zu einer Virtuoſität gebracht, deren ſich gegenwärtig höchſtens Mohammed-Ali rühmen kann. Den Grundſatz, daß eigentlich die ganze Summe des öffentlichen und des Privaterwerbes mit aller Arbeitskraft des Volkes von Rechtswegen dem Fiskus

[1] *Ἐκ τοτε δὲ οἱ ἀφορισθέντες Σκλαβηνοὶ ἐν τῇ μητροπόλει καὶ τοὺς στρατηγοὺς καὶ τοὺς βασιλικοὺς καὶ πάντας τοὺς ἐξ ἐθνῶν ἀποστελλομένους πρέσβεις ὡς ὁμήρους διατρέφουσιν, ἔχοντες ἰδίους καὶ τραπεζοποιοὺς καὶ μαγείρους καὶ πάντας τοὺς παρασκευάζοντας τὰ τῆς τραπέζης βρώματα, τῆς μητροπόλεως εἰς ταῦτα μηδὲν καινοτομουμένης, ἀλλ' αὐτὰ οἱ Σκλαβηνοὶ ἀπὸ διανομῆς καὶ συνδοσίας τῆς ὁμάδος αὐτῶν ἐπισυνάγουσι τὰς τοιαύτας χρείας.* Constant. Porphyrog. de Administ. Imp. cap. 49 fine.

verfallen ſey, hat eigentlich dieſer dogmatiſch eifrige Chriſtenimperator aufgeſtellt und in allen Conſequenzen praktiſch durchgeführt.

Ungefähr 20 Jahre lang ertrugen die Slaven das kaiſerliche Joch mit Geduld. Aber unter Theophilus I. brach ein allgemeiner Aufſtand aus, die Slavinen des Peloponneſes erklärten und behaupteten ſich unabhängig, plünderten, ſengten, raubten, ſchleppten Gefangene weg und ſtahlen, wie der Bericht ſagt, unbehindert, bis Theophils Nachfolger, Michael der Trunkenbold, den Protoſpatharius Theoktiſtos mit einem großen, in Thracien, Macedonien und den übrigen abendländiſchen Statthalterſchaften rekrutirten Heere ſandte und „ſämmtliche Slaven und Rebellen des Peloponneſes“ bändigte. Nur die „Ezeriten und Milengi“ in der Gegend von Lacedämon und Helos, d. i. im Eurotasthal und zu beiden Seiten des Mainagebirges, blieben noch unangefochten. Denn dort, fügt Porphyrogenitus hinzu, iſt ein großer, ſehr hoher und ſchwer zugänglicher Berg, mit Namen Pentadaktylos (Taygetus), der wie eine Kehle weit in das Meer hinausläuft und auf deſſen Steilwänden ſich einerſeits die Milengi, andrerſeits aber die Ezeriten niedergelaſſen hatten.[1] Theoktiſtos

[1] Ἐξερο, Ιξερο, Ὀξερο iſt die ſlaviſche Ueberſetzung des helleniſchen Ἕλος, der Sumpf, das Tiefland, das ſtehende Waſſer und bezeichnet hier die bekannte fruchtbare Strandebene und waſſerreiche Niederung am Untereurotas, beſon-

hätte dieſe Slavenſtämme des rauhen Spartanergebirges zwar auch unterjochen können, ſey aber —

ders gegen die Mündung hin, welche die Griechen ἕλος nannten. Der Volksname Milingi, wie der Berichtgeber die Bergſlaven auf dem meſſeniſchen Abhang des Taygetus nennt, läßt ſich nicht mehr erklären. Selbſt Herr Dr. Schafarik, der in ſolchen Dingen natürlich das erſte Wort in Europa hat, vermag es eben ſo wenig als wir, verdeutſcht aber das byzantiniſche Μιλιγγοι in Milenzer, Milinzer, Milzer oder Miltſchaner wie er die Ἐξερῖται durchweg mit *Jeserzer* gibt. Uebrigens nimmt dieſer berühmte Slaviſt keinen Anſtand Rußland als Heimat und Wiege der peloponneſiſchen Milenzer anzuerkennen, wie er denn geradezu eingeſteht (II, 233—234), „daß die Völker- und Ortsnamen Griechenlands unbezweifelt aus den nordöſtlichen Ländern des alten Slaventhums am Ilmenſee (Nowgorod), am Dnieper, an der Düna und Oka ihren Urſprung haben und mit der neuen Bevölkerung bis in die ſüdlichſten Gegenden der illyriſchen Halbinſel vorgedrungen ſeyen. Ja die Bewohner Griechenlands, während des Mittelalters müſſen der Mehrzahl nach Slaven geweſen ſeyn, weil Menſchen, Städte, Dörfer, Berge und Flüſſe überall ſlaviſche Namen hatten und noch haben." Der Herr Doktor lacht daher über den blinden Eifer der deutſchen Helleniſten, die aus „Einſeitigkeit und Unwiſſenheit" ein unbeſtreitbares hiſtoriſches Faktum noch immer anfechten und als ein Nichtſeyendes läugnen wollen. Es ſey geradezu ſo viel als wollte Jemand das alte Slaventhum des nordöſtlichen Deutſchlands (Meklenburg, Pomern, Brandenburg, Sachſen ꝛc.) in Abrede ſtellen. Deswegen aber glaube man ja nicht, Herr Schafarik ſey dem Urheber und Verfechter dieſer bisher (wenigſtens in Deutſchland) ungekannten Thatſache in Lob und Ehren beſonders gewogen. Mit nichten! Ja er nennt ihn nicht einmal als Nebenperſon unter den Verfechtern der Theſis und wendet die

was einem byzantiniſchen Strategen des Mittelalters ganz gleich ſieht — von dieſem Unterwerfungsverſuch freiwillig abgeſtanden und habe ſich begnügt, den Milengen 60, den Ezeriten aber 300 Goldmünzen jährlich als Tribut aufzulegen.[1]

Für ehrſame deutſche Präceptorenpolitik iſt das 50ſte Kapitel de Administratione Imperii ein großes

Ehre dieſes ſlaviſch-byzantiniſche Geſchrei in Deutſchland angefangen zu haben, den Herren Heilmair und Zinkeiſen zu, wogegen freilich unſererſeits nichts einzuwenden iſt. Doch bemerkt er am Ende, daß unter andern auch Fallmerayer ein kleines Verzeichniß ſlaviſcher Ortsnamen der Maina zuſammengetragen habe, ein Lob und eine Anerkennung die wir von Seite eines ſo ſcharfen Kritikers natürlich nur mit Beſchämung und demüthiger Dankbarkeit anzunehmen wagen. Herr Schafarik, der ſonſt nicht viel auf Bündigkeit und Kürze hält ſo lange es irgend etwas über ſeine Landsleute zu reden gibt, wird auf einmal kurz und trocken, wie er die Geſchichte der bis nach Griechenland und Morea vorgedrungenen Slaven behandeln ſoll. Man ſieht es ihm an, er geht nur mit Widerwillen ans Werk und nimmt es beinahe übel, daß ihm deutſche Ignoranten, (ſo nennt er uns gewöhnlich) in Behandlung dieſer gewichtvollen Materie vorgekommen ſind und ſogar die Sache bei aller Unwiſſenheit doch von der rechten Seite angegriffen haben. Aus Zorn über dieſe Frechheit gibt Hr. Schafarik ſtatt gewohnter Amplification und Beredſamkeit ein mageres, langweiliges Regiſter aus Stritter ohne viel eigene Forſchung, ohne Leben und Zuſammenhang.

[1] *Ἰστέον ὅτι τοῦ θέματος Πελοποννήσου Σκλάβοι ἐν ταῖς ἡμέραις τοῦ βασιλέως Θεοφίλου καὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Μιχαὴλ ἀποστατήσαντες γεγόνασιν ἰδιόρρυθμοι, λῃλασίας καὶ ἀνδραποδισμοὺς καὶ πραίδας καὶ ἁρπαγμοὺς καὶ κλοπὰς ἐργαζόμενοι.*

Unglück und eine widerwärtige Erſcheinung. Oder ſehen Sie denn nicht, wie hier das Eurotasthal und der ſpartaniſche Taygetos — gerade der Stolz und die Hoffnung occidentaliſcher Hellenomanie — als Hauptſitze der reſoluteſten und hartnäckigſten Slavenſtämme figuriren? Zugleich werden Sie aber auch begreifen, wie gerade in der Nachbarſchaft des zerſtörten Sparta und auf beiden Berghalden und in den innerſten Schluchten des Pentadaktylos bis tief in die Maïna und zum Cap Matapan hinab, heute noch Alles mit rein ſlaviſchen Ortsnamen überſäet iſt und die Familien ſogar jetzt noch ſlaviſche Geſchlechtsnamen führen. Wer für eigene Belehrung die Mühe ſcheuet den maïnatiſchen Gebirgszug auf der franzöſiſchen Carte de la Morée in acht Blättern Namen für Namen durchzuſehen, mag das Verzeichniß von 153 unbezweifelt ſlaviſchen Benennungen zu beiden Seiten des Eurotas und des Taygetus, S. 73 ff. der akademiſchen Abhandlung „Ueber den Einfluß der Beſetzung Griechenlands durch die Slaven ꝛc.“ (München bei Cotta 1835) nachſehen. Wenn aber Jemand nicht einmal merkt oder nicht glauben will, daß z. B. die ſpartaniſchen Ortsnamen Koſova, Levitzova, Polovitza, Varſava, Sitzova, Goritza, Kryvitza, Miſtra, Sagan und Trikotzova ſlaviſch und nicht helleniſch ſeyen, ſoll ſich um dieſe Dinge lieber gar nicht kümmern und das Urtheil Andern überlaſſen.

Ueber die slavischen Familiennamen der heutigen Mainaten wird man weiter unten merkwürdige Belege bringen. Der Gegenstand verdient um so größere Aufmerksamkeit, da man nachweisen kann, daß selbst sechs Jahrhunderte nach den oben beschriebenen kriegerischen Auftritten, d. i. um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, die mainatischen Bergbewohner noch slavisch redeten und folglich sarmatische[1] Muttersprache und primitiver Trotz der peloponnesischen Slaven sich am längsten im Spartanerlande erhalten habe. Von der stöckischen Verschrobenheit europäischer Literaten in Würdigung und Auffassung griechischer Zustände des Mittelalters hat man keinen schlagendern Beweis als daß sie selbst die umständliche, unabweisbare und mit den Ereignissen gleichzeitige Erzählung des Porphyrogenitus über vollständige Slavinisirung des Taygetus und Eurotasthales weder zu würdigen noch für Berichtigung ihrer mangelhaften Vorstellungen zu benützen verstehen.

Der kaiserliche Berichtgeber saß schon mit seinem Mitkaiser und Schwiegervater Romanus als Puppe auf dem Thron und compilirte Bücher, als die mildbesteuerten Ezero- und Milengi-Slaven von Sparta neuerdings Tribut und Gehorsam verweigerten und ein selbstständiges, unabhängiges Gemeinwesen auf

[1] Mit Verlaub des Hrn. Dr. Schafarik lassen wir es mit dem Wort „sarmatisch" beim Alten.

Morea bildeten.[1] Konſtantin ſchildert als Augenzeuge den Zorn ſeines Schwiegervaters, der ein großes Heer unter Krinites in den Peloponnes ſchickte und dem Anführer ausdrücklich befahl, mit dieſen „Slaven“ einmal zu endigen und ſie auszurotten. Sie wehrten ſich aber herzhaft, und der Kampf dauerte vom Monat März bis November. Erſt nachdem Krinites die Ernten verbrannt und das ganze Thalland am Fuß des Taygetus verwüſtet hatte, verſtanden ſich die freiheitliebenden Slaven zur Unterwerfung. Zur Strafe ihrer Rebellion ſollten die Milengi in Zukunft ſtatt 60 Goldſtücke 600, die Ezeriten aber ſtatt der vorigen 300 ebenfalls 600 jährlich als Tribut erlegen. Es dauerte aber nicht lange und ein Zuſammenfluß günſtiger Umſtände verſchaffte ihnen bald wieder die vorigen Bedingniſſe und die alte Stammunabhängigkeit aus der Theoktiſtoszeit. Der Einbruch einer neuen aus den ſlaviſchen Kolonien Joniens wieder nach Europa und in den Peloponnes herüberdringenden Horde und in Folge deſſen verdächtige und rebelliſche Machinationen unter den peloponneſiſchen, ſeit kurzem erſt

[1] *Ἰωάννης ὁ Πρατεύων ἐν τῷ αὐτῷ θέματι Πελοποννήσου ἀνήγαγε πρὸς τὸν αὐτὸν κῦριν Ῥωμανὸν περί τε τῶν Μιλιγγῶν καὶ τῶν Ἐζεριτῶν ὅτι ἀποστατήσαντες οὐ πείθονται οὔτε τῷ στρατηγῷ οὔτε βασιλικῇ κελεύσει ὑπείκουσιν, ἀλλ' εἰσὶν ὥσπερ αὐτόνομοι καὶ αὐτοδέσποτοι καὶ οὔτε παρὰ τοῦ στρατηγοῦ ἔχουσι ἄρχοντα οὔτε συνταξιδεύειν αὐτῷ ὑπείκουσιν οὔτε ἄλλην τοῦ δημοσίου δουλείαν ἐκτελεῖν πείθονται.* Constant. loco cit. cap. 50.

bekehrten und gräcisirten Archonten selbst drohten mit völligem Verluste der Provinz. Als Preis der Ruhe baten die Milengi- und Ezero-Slaven bei dieser Gelegenheit um Enthebung der im letzten Vertrage auferlegten Lasten, und Romanus mußte aus Furcht, die besagten Slaven möchten mit den frischeingedrungenen „Slavesianen" gemeinschaftliche Sache machen und die ganze Provinz an sich reißen, die Bitte bewilligen und sogar ein feierliches Instrument, eine sogenannte Goldbulle ausstellen, worin die Milengi wieder mit 60, die Ezero-Slaven aber mit 300 Goldstücken betheiligt waren.[1]

Vollendete Slavinisirung des lakonischen Gebietes — mit Ausnahme des Castrums Maina — ist eine der bewährtesten, documentirtesten und folglich unanfechtbarsten Thatsachen der Byzantinerperiode. Als Zeitgenosse, als theoretisch Mithandelnder und — was nicht zu vergessen — als Slave an Sinn und Blut wußte der Porphyrogenet in der Sache am besten zu

[1] *Καὶ εὐθέως γενομένης καὶ τῆς τῶν Σκλαβησιανῶν ἐπιθέσεως κατὰ τοῦ αὐτοῦ θέματος ἀπέστειλαν οἱ αὐτοὶ Σκλάβοι οἵ τε Μιλιγγοὶ καὶ οἱ Ἐζερῖται, πρὸς τὸν κῦριν Ῥωμανὸν τὸν βασιλέα, ἐξαιτούμενοι καὶ παρακαλοῦντες τοῦ συμπαθηθῆναι αὐτοῖς τὰς προσθήκας τῶν πάκτων καὶ τελεῖν αὐτοὺς καθὼς καὶ πρότερον ἐτέλουν. ἐπεὶ δὲ, καθὼς προείρηται, εἰσῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου, δεδιὼς ὁ βασιλεὺς ἵνα μὴ καὶ αὐτοὶ προστεθέντες τοῖς Σκλάβοις παντελῆ ἐξολόθρευσιν τοῦ αὐτοῦ θέματος ἐργάσωνται, ἐποίησεν αὐτοῖς Χρυσοβούλλιον* etc. Constant. l. cit. cap. 50.

urtheilen. Er iſt aber auch gegen ſeine Gewohnheit gerade in dieſem Faktum beſonders kritiſch und ſogar geographiſch genau. „Die Einwohner des Caſtrums Maina, ſagt er, ſind nicht vom Geſchlechte der beſagten Slaven, ſondern der ältern „Römer", die von den eingebornen Peloponneſiern jetzt noch „Hellenen" genannt werden. Der Ort, in dem ſie wohnen, iſt waſſerlos und unwegſam, trägt aber Oelbäume zu ihrem Unterhalt. Das Caſtrum aber liegt auf einem Steilvorſprung des Malévri, d. i. jenſeits Ezero am Strande."[1] Die Zahl dieſer mitten unter den Taygetus-Slaven wohnenden Maina-Hellenen gibt der Porphyrogenet nicht an. Er ſagt nur, daß ſie

[1] *Οἱ τοῦ κάστρου Μαΐνης οἰκήτορες οὐκ εἰσὶν ἀπὸ τῆς γενεᾶς τῶν προῤῥηθέντων Σκλάβων, ἀλλ' ἐκ τῶν παλαιοτέρων Ῥωμαίων, οἱ καὶ μέχρι τοῦ νῦν παρὰ τῶν ἐντοπίων Ἕλληνες προσαγορεύονται .... ὁ δὲ τόπος ἐν ᾧ οἰκοῦσίν ἐστιν ἄνυδρος καὶ ἀπρόσοδος, ἐλαιοφόρος δέ· ὅθεν καὶ τὴν παραμυθίαν ἔχουσι. διάκειται δὲ ὁ τοιοῦτος τόπος εἰς ἄκραν τοῦ Μαλέα,* ἤγουν ἐκεῖθεν τοῦ Ἐζεροῦ πρὸς παραθαλασσίαν.* Constant. l. cit. cap. 50, pag. 224, edit. Bonn.

* Statt „*τοῦ Μαλέα*" der im Occident circulirenden Ausgaben iſt ohne Zweifel „*τοῦ Μαλεύρη*" als urſprüngliche Lesart des kaiſerlichen Manuſcripts herzuſtellen. *Τὸ Μαλεύρη* heißt der Theil des Gebirges, an deſſen äußerſtem Rande (*ἄκρα*) das Caſtrum Maina ſtand. *τὸ Μαλέα* iſt gegen den griechiſchen Sprachgebrauch, der nur *ἡ Μάλεια* oder *ἡ Μαλέα* und nach Euſtathius auch vielfach *τὰ Μάλεια* kennt. Vide Hom. Odyss. IX. 80: *περιγνάμπτοντα Μάλειαν.* Strab. Geogr. lib. VIII, *μετὰ δὲ Μαλέας.* Eustathius: *λέγεται δὲ καὶ Μάλεια ἑνικῶς καὶ Μάλεια πληθυντικῶς.*

wegen ihrer Unterthanentreue von Alters her nur 400 Goldstücke Schatzung bezahlten und mit den übrigen Slaven unter Basilius Macedo, seinem Ahnherrn, sich zu Christo bekehrten.

„Maïna" scheint dessenungeachtet nicht hellenischer Etymologie anzugehören. [1] Das Castrum selbst ist jetzo Ruine, aber man versicherte in Athen, von Leuten der untersten Volksklasse jenes Bergdistriktes „κόμισον ὕδωρ" statt des gewöhnlichen „φέρε νερό" gehört zu haben. Ueberdies soll sich sogar der altgriechische Infinitiv gegen die slavische Form des neugriechischen daselbst behauptet haben. Man hat keinen Grund die Angaben des kaiserlichen Statistikers, wie man es hie und da in Griechenland versucht, zu bekritteln oder zu verdächtigen. Im Kanton Maïna haben sich mitten unter Slaven Ueberbleibsel althellenischer Bevölkerung erhalten. Eben so vergeblich wäre es, mit Hingabe der übrigen Theile doch die Ostseite der peloponnesischen Halbinsel, das vielbesprochene Tzakonien zwischen Argos und Monembasia, für eine Ausnahme des allgemeinen Ruines zu erklären. Der Angelsachse, St. Willibald, Heidenbekehrer und Bischof von Eichstädt, kam auf seiner Pilgerreise zum heil. Grabe i. J. 723 nach Monembasia, das er

[1] Nach Schafarik (II, 229) wäre das zuerst beim Bulgaren Johann Exarch (900) erwähnte Manjak ein slavisches Patronymicum und die Manjazer (Μαϊνάται) selbst ein Gemisch aus Gräken und Slaven.

unbefangen und ohne die Deutſchen kränken zu wollen, eine Stadt im „ſlaviniſchen Lande“ nennt.[1] Iſt das nicht ein Beweis, daß der Peloponnes ſchon vor der großen Slavenfluth des Copronymus (747 n. Chr.) ſogar in der gemeinen Umgangsſprache als terra slavinica, als Slavinenland gegolten habe und folglich die aus Evagrius dem Scholaſtiker und Nikolaus dem Patriarchen geſchöpfte Slavenchronologie auf geſchichtlichen Thatſachen beruhe? Zu Karl Martells Zeiten kümmerten ſich die Deutſchen wenig um die alten Hellenen. Radbot und Witekind hatten andere Sorgen. Offenbar iſt St. Willibalds Argument eines der läſtigſten und gefährlichſten für die Schirmvögte perennirenden Hellenenthums, wie es für die Sache ſelbſt als eines der bedeutungsvollſten und vielſagendſten erſcheint.

Berechne man ſelbſt, was vorausgegangen ſeyn müſſe, bis man das altlakoniſche Monobaſia eine „Stadt in Slavinien“ nennen durfte. Und wenn vollends noch unter Konſtantin Porphyrogenitus mehr als 200 Jahre nach St. Willibalds Beſuch in Slaviſch-Monobaſia eine friſche Horde „Slaveſianen“ einbringt und ſich im Peloponnes niederläßt, mag

[1] *Et inde* (e Sicilia) *navigantes venerunt ultra mare Adriaticum ad urbem Manafasiam in Slavinica terra.* Itinerarium S. Willibaldi, Anglo-Saxonis, deinde Eichstadiensis Episcopi, Cap. 2, 15 (Acta Sanctorum ad VIII. Jul. pag. 504).

man billig fragen, welche Geſtalt die Dinge in Hellas ſelbſt, d. i. in den unmittelbaren Vorlanden des Peloponneſes hatten? Liegt in dieſen Ereigniſſen nicht der ſchönſte Kommentar zum byzantiniſchen Epitomator von Strabo's Geographie: *Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται?*[1]

In Athen, wo man bei aller Leidenſchaftlichkeit doch noch billiger und verſtändiger urtheilt als bei uns, wollten ſie in Anbetracht der allmählig ſich herausſtellenden Unmöglichkeit hiſtoriſch beglaubigte Thatſachen unbedingt wegzuläugnen, in ſo weit nachgeben, daß ſie wohl eine zeitweiſe Oberherrſchaft ſlaviſcher Häuptlinge über Altgriechenland, d. i. eine Slaviniſirung der Stadtleute und, um nach unſern Begriffen zu reden, des ſogenannten Adels und der herrſchenden Kaſte etwa wie unter den Osmanli zugeſtehen, die ackerbautreibende Maſſe aber, die Dorf- und Landbewohner, d. i. den Kern der Nation, in ſtrenger Geſchiedenheit von den barbariſchen Eindringlingen dem reinhelleniſchen Blute vorbehalten.[2] Die Sache iſt aber gerade umgekehrt.

[1] Geograph. vet. Scriptt. Graeci Minores. Oxon. 1763 Vol. II, pag. 98.

[2] Das Argument beruht zum Theil auf (hoffentlich irriger) Vorausſetzung meiner Unkunde im Griechiſchen, zum Theil auf einer ſpitzfindigen Erklärung des Wortes „*νέμονται*." *Νέμονται*, ſagen ſie, heiße nicht, „werden bewohnt, angebaut," ſondern bezeichne nur die Oberlehns-

Nur in großen Städten und feſten Plätzen, deren ſich die Barbaren nicht bemächtigen konnten, haben ſich Reſte der byzantiniſchen Griechen, jenes unkriegeriſchen, verſchmitzten und trügeriſchen Krämervolkes erhalten, welches man im Occident ſo zärtlich liebt und „Hellenen“ nennt. Von Belgrad an der Donau ſüdwärts durch die ganze Breite des illyriſchen Länderkeiles bis nach Tſchimow und Polowitz in der Maïna iſt die ganze, Dörfer, „Flecken“ und offene Städtchen bewohnende Bauernmaſſe in den Hauptbeſtandtheilen ſlaviſchen Urſprungs.

Die Slaven liebten zu allen Zeiten und lieben jetzo noch den Pflug, den Viehſtall, den Bienenkorb, den Jahrmarkt, das Saitenſpiel, das Hochzeitmahl, die Familie, das Landleben, die Gaſtfreundſchaft und die Freiheit — geduldige, zähe, gewerbliche Leute, wie man ſie gerne als Unterthanen hat. Die Idee des Panſlavismus — das Schreckbild unſerer Tage — war damals noch nicht in das Bewußtſeyn der von einander unabhängigen Slavenſtämme gedrungen.[1] Das Geheimniß byzantiniſcher Ohnmacht ward zuerſt durch Attila's Heerzüge verrathen und die Sehnſucht

herrſchaft der Fremden mit der Befugniß Steuern zu erheben und die Baſtonnade zu ertheilen. — In dieſem Punkte appellire ich ohne Scheu an das Tribunal der deutſchen Philologen.

[1] *Σκλαβηνοὶ τε καὶ Ἄνται οὐκ ἄρχονται πρὸς ἀνδρὸς ἑνός, ἀλλ' ἐν δημοκρατίᾳ ἐκ παλαιοῦ βιοτεύουσιν.* Procop. de bello Gotthic. lib. III, cap. 14.

nach dem ſchönen Himmel Romaniens allmählig Nationalinſtinkt aller in den traurigen Nadelholzwäldern und Sumpfebenen zu beiden Seiten der Weichſel und der Karpathen ſiedelnden Slavinen. Der Drang nach einmal durchbrochenen Schranken war nicht mehr zu ſtillen, bis der illyriſche Continent in Blut und Leben ſlaviniſch verwandelt war. Romaniſche Lüfte haben raſche Wirkung auf nordiſche Körper. Frühlingslau haucht es in den laubigen Hämusthälern, am Bosporus, im lorbeergrünen Tempe, am Eurotas, und geſteigerte Phyſis iſt die erſte Empfindung auf dem neuen Boden. Daher das ſchnelle Wachsthum, der hohe Bau, die animaliſche Fülle der eingewanderten Slavenbevölkerung gleich in den erſten Generationen.

Schon Eunapius hat an den Weſtgothen bemerkt, daß nach ihrem Donau-Uebergang in glücklicher Miſchung der Atmoſphäre Knaben und Mädchen des Volkes wunderbar in die Höhe ſchoſſen und zu ſchneller Mehrung der Maſſe lange vor dem gewöhnlichen Termin die Pubertät erreichten.[1] In der Eigenſchaft ſelbſtſtändiger Volksgemeinden und nur während des avariſchen Uebergewichts als Unterthanen des Groß-Chans, allzeit aber als Ackerbauer haben ſie mit

[1] *Παῖδες δὲ αὐτῶν, καὶ τὸ οἰκετικὸν, πρός τε τὴν εὐκρασίαν τῶν ἀέρων ἀνέδραμον. καὶ παρὰ τὴν ἡλικίαν ἤβησαν, καὶ πολὺ τὸ ἐπιφυόμενον ἦν πολέμιον γένος.* Excerpta de Legat. pag. 14 Edit. Venet. (p. 20 Edit. Paris.).

ihren Knäſen und Schupanen (Stammhäuptlingen) an der Spitze den peloponneſiſchen Boden in Beſitz genommen und mit dem Staatsleben ihrer nordiſchen Heimath auch die Dörfer-, Berg- und Flußnamen auf das neue Vaterland übertragen.[1] Aber dieſe

[1] Auf dieſen, d. i. den topographiſchen Theil des Argumentes wird mit Recht das größte Gewicht gelegt, weil er den beredteſten und zugleich den unwiderlegbarſten Beweis für die Wahrheit der ganzen Theſis liefert. Deßwegen hat er auch bei den Gegnern den meiſten Zorn und den heftigſten Widerſpruch erfahren. Einige Ortsnamen ſlaviſchen Urſprunges — das geben ſie zu — finde man heute im Peloponnes; aber ihre Zahl ſey zu unbedeutend um irgend einem Diſtrikt, geſchweige denn irgend einer Provinz der Halbinſel einen ſlaviſchen Typus aufzudrücken. Aber in der Wirklichkeit findet gerade das Entgegengeſetzte ſtatt. Selbſt heute, nachdem mehr als 1000 Jahre ſeit der Patrasſchlacht und dem Wiedereinzuge griechiſcher Heere und Coloniſten in den Peloponnes verfloſſen ſind, hat ſich trotz aller Revolutionen beſonders im Stromgebiet des Alpheus, Pamiſus und Eurotas, d. i. in den alten Provinzen Arkadien, Elis, Meſſenien und Lakonien eine die griechiſche zehnfach überbietende Menge ſlaviſcher Namen erhalten. Herz und Kern des Peloponneſes ſind topographiſch noch heute völlig ſlaviſch. Setzte ich auch die Namen der Reihe nach her, man läſe ſie doch nicht oder wüßte ſich das Etymon nicht zu deuten. Wem es ernſtlich um Erkenntniß der Wahrheit zu thun iſt, der wird die Mühe nicht ſcheuen, von den acht Blättern der großen Moreakarte — denn alle übrigen Karten des Peloponneſes ſind für nichts zu achten — wenigſtens die obenbenannten Kantone und Schupanien des Alpheusſtromes zu prüfen und mit der Beſchreibung des Pauſanias zu vergleichen. Europa würde mit Recht erſtaunen, könnte man ihm eine Topographie Moreas (jener terra Slavinica des

Anſiedelung geſchah — wenigſtens im erſten Jahrhundert der Einbrüche — nicht jederzeit auf höflichen Wegen und ſo zu ſagen auf Einladung und mit Verlaub der Regierung von Byzanz. Die Slaven waren derb und nahmen mit Gewalt.[1] Gewöhnlich erſchlugen ſie die vorigen Beſitzer, zündeten die Städte an und machten Alles neu.[2] Nur Akrokorinth, den

Sachſen Willibald) vom Jahre 800 nach Chriſti vorlegen. Sollten z. B. die deutſchen Coloniſten an der Wolga, in der Krim, in Kleinrußland in Folge von Zeit und Umſtänden ihre Mutterſprache mit der ihres neuen Vaterlandes vertauſchen, ſo würden Dorfnamen wie Schafhauſen, Zürich, Solothurn, Heilbrunn und Friedrichsthal das verlorne Geheimniß ihres Urſprungs verrathen. Derſelbe Fall iſt in Griechenland.

[1] Sie hatten aber auch das Gefühl ihrer Macht. Als der Avaren-Chan Gehorſam und Tribut begehrte, fragten Lavrites und die übrigen Häuptlinge: Welcher Menſch unter der Sonne es denn wagen könne, ihre Macht zu brechen und ſich unterthan zu machen? Denn ſo lange es Kriege und Schwerter gebe, ſey es bei den Slaven Sitte, fremdes Land einzunehmen, nicht aber ihr eigenes unterjocht zu ſehen. *

[2] Wir wollen occidentaliſches Zartgefühl durch wiederholte Schilderung ſlaviſcher Kriegsfurie in Romanien nicht

* *Λαυρίτης δὲ καὶ οἱ̓γε ξὺν αὐτῷ (Σκλαβηνῶν) ἡγούμενοι, καὶ τίς ἄρα, ἔφασαν, οὕτως πέφυκεν ἀνθρώπων, καὶ ταῖς τοῦ ἡλίου θέρεται ἀκτῖσιν, ὃς τὴν καθ' ἡμᾶς ὑπήκοον ποιήσεται δύναμιν; κρατεῖν γὰρ ἡμεῖς τῆς ἀλλοτρίας εἰώθαμεν, καὶ οὐχ ἕτεροι τῆς ἡμεδαπῆς. Καὶ ταῦτα ἡμῖν ἐν βεβαίῳ, μέχρι πόλεμοί τε ὦσι καὶ ξίφη.* Excerpta de legat. pag. 111, edit. Venet. (pag. 165 edit. Paris).

Sitz des byzantiniſchen Strategen, und die feſte reiche Handelsſtadt Patras mit den Schlöſſern und Dardanellen von Naupaktus ſammt der Felſenburg Monembaſia zu erobern und durch Aufſtellung eines Geſammtſlavenkrals [1] aus ihrer Mitte die Halbinſel unter Ein Oberhaupt zu bringen, wie die gleich anfangs mit einer Dynaſtie eingewanderten Bulgaren, vermochten ſie nicht und erlagen daher dem erſten kräftigen Angriff der von energiſchen Naturen geführten kaiſerlichen Heere ohne großen und nachhaltigen Widerſtand. [2] Aus dieſem Grunde hat der

verletzen, und verweiſen lieber auf Procopius, de bello Gothico lib. III, cap. 38. Idem de bello Persico lib. II, cap. 4. — Hist. Arcan. cap. 21. — Und Evagrius, Histor. ecclesiast. lib. VI, cap. 10. — Vergl. Geſchichte von Morea, Bd. I, cap. 3. — Akadem. Abhandlung: Welchen Einfluß ꝛc. Seite 54 ff. In neuern Zeiten wurden die Slaven in ihrem Kriegsſyſtem freilich etwas menſchlicher, wie z. B. die Ruſſen unter Suworow in Bender, Ismail ꝛc., wo ſie nach einem mörderiſchen Sturm über 30,000 Feinde in der Feſtung einfach erſchlugen, während ihr Landsmann Swätoslaw im 10. Jahrhundert, nach der Einnahme Philippopels, 20,000 Bulgaren und Griechen auf das grauſamſte pfählen ließ, und die ſpätern Ruſſenführer, wie Cedrenus ſagt, in der Gegend von Konſtantinopel Grauſamkeiten verübten, die alle Einbildung überſteigen.

[1] Kral, d. i. König.

[2] Die Chronik von Monembaſia läßt zwiſchen 588—805 nach Chriſti auch die Stadt Patras öde liegen und die Bürgerſchaft nach Reggio in Calabrien flüchten. Vermuthlich war es nur die Akropolis, welche die Barbaren niemals bezwingen konnten, und vor welcher ſie die entſcheidende

Peloponnes ſtaatsrechtlich niemals aufgehört Provinz des byzantiniſchen Reichs zu ſeyn. Auch ward ſlaviſche Autorität und Herrſchaft über die Halbinſel mit der ſlaviſchen Benennung „Morea“ amtlich niemals anerkannt, wie man das Alles in Bulgarien durch geſetzliche Verträge erzwungen hatte.[1]

In der größten Bedrängniß, als der Avaro-Slavinen-Chan Konſtantinopel zu Land beſtürmte, das Perſerheer auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus in Skutari lag und Alles verloren ſchien, ward die Verbindung des Reichscentrums mit Korinth, Patras, Theſſalonika und andern Küſtenſtädten Romaniens durch Hülfe der Seemacht keinen Augenblick unterbrochen und ſomit auch in den verzweifeltſten Umſtänden die äußere Contour und das rohe Gezimmer der Monarchie gerettet. Rom unterlag den Barbaren, aber Konſtantinopel nicht. Konſtantius Chlorus' Sohn war genialer als Romulus. Der Bosporus, die Dardanellen und der Golf von Korinth haben die Reſte der byzantiniſchen Welt zuſammengehalten und die Möglichkeit einer Reſtauration geſichert.

In den magern Chroniken der Byzantiner findet man aber nur die Angriffe der ſcythiſchen Eindring-

Niederlage erlitten: *Καὶ ἡ μὲν τῶν Πατρῶν πόλις κατῳκίσθη ἐν τῇ τῶν Καλαβρῶν χώρᾳ τοῦ Ῥηγίου.*

[1] Den ſlaviſchen Urſprung des Namens „Morea“ wagen ſelbſt die determinirteſten Gegner nicht mehr ſtreitig zu machen.

urtheilen. Er iſt aber auch gegen ſeine Gewohnheit gerade in dieſem Faktum beſonders kritiſch und ſogar geographiſch genau. „Die Einwohner des Caſtrums Maina, ſagt er, ſind nicht vom Geſchlechte der beſagten Slaven, ſondern der ältern „Römer“, die von den eingebornen Peloponneſiern jetzt noch „Hellenen“ genannt werden. Der Ort, in dem ſie wohnen, iſt waſſerlos und unwegſam, trägt aber Oelbäume zu ihrem Unterhalt. Das Caſtrum aber liegt auf einem Steilvorſprung des Malévri, d. i. jenſeits Ezero am Strande.“[1] Die Zahl dieſer mitten unter den Taygetus-Slaven wohnenden Maina-Hellenen gibt der Porphyrogenet nicht an. Er ſagt nur, daß ſie

[1] *Οἱ τοῦ κάστρου Μαΐνης οἰκήτορες οὐκ εἰσὶν ἀπὸ τῆς γενεᾶς τῶν προρρηθέντων Σκλάβων, ἀλλ' ἐκ τῶν παλαιοτέρων Ῥωμαίων, οἱ καὶ μέχρι τοῦ νῦν παρὰ τῶν ἐντοπίων Ἕλληνες προσαγορεύονται .... ὁ δὲ τόπος ἐν ᾧ οἰκοῦσίν ἐστιν ἀνυδρος καὶ ἀπρόσοδος, ἐλαιοφόρος δέ· ὅθεν καὶ τὴν παραμυθίαν ἔχουσι. διάκειται δὲ ὁ τοιοῦτος τόπος εἰς ἄκραν τοῦ Μαλέα,* ἤγουν ἐκεῖθεν τοῦ Ἐξεροῦ πρὸς παραθαλασσίαν.* Constant. l. cit. cap. 50, pag. 224, edit. Bonn.

* Statt „*τοῦ Μαλέα*“ der im Occident circulirenden Ausgaben iſt ohne Zweifel „*τοῦ Μαλεύρη*“ als urſprüngliche Lesart des kaiſerlichen Manuſcripts herzuſtellen. *Τὸ Μαλεύρη* heißt der Theil des Gebirges, an deſſen äußerſtem Rande (*ἄκρα*) das Caſtrum Maina ſtand. *τὸ Μαλέα* iſt gegen den griechiſchen Sprachgebrauch, der nur *ἡ Μάλεια* oder *ἡ Μαλέα* und nach Euſtathius auch vielfach *τὰ Μάλεια* kennt. Vide Hom. Odyss. IX. 80: *περιγνάμπτοντα Μάλειαν.* Strab. Geogr. lib. VIII, *μετὰ δὲ Μιλέας.* Eustathius: *λέγεται δὲ καὶ Μάλεια ἑνικῶς καὶ Μάλεια πληθυντικῶς.*

wegen ihrer Unterthanentreue von Alters her nur 400 Goldstücke Schatzung bezahlten und mit den übrigen Slaven unter Basilius Macedo, seinem Ahnherrn, sich zu Christo bekehrten.

„Maïna" scheint dessenungeachtet nicht hellenischer Etymologie anzugehören.[1] Das Castrum selbst ist jetzo Ruine, aber man versicherte in Athen, von Leuten der untersten Volksklasse jenes Bergdistriktes „*κόμισον ὕδωρ*" statt des gewöhnlichen „*φέρε νερό*" gehört zu haben. Ueberdies soll sich sogar der altgriechische Infinitiv gegen die slavische Form des neugriechischen daselbst behauptet haben. Man hat keinen Grund die Angaben des kaiserlichen Statistikers, wie man es hie und da in Griechenland versucht, zu bekritteln oder zu verdächtigen. Im Kanton Maïna haben sich mitten unter Slaven Ueberbleibsel althelleniſcher Bevölkerung erhalten. Eben so vergeblich wäre es, mit Hingabe der übrigen Theile doch die Ostseite der peloponnesischen Halbinsel, das vielbesprochene Tzakonien zwischen Argos und Monembasia, für eine Ausnahme des allgemeinen Ruines zu erklären. Der Angelsachse, St. Willibald, Heidenbekehrer und Bischof von Eichstädt, kam auf seiner Pilgerreise zum heil. Grabe i. J. 723 nach Monembasia, das er

[1] Nach Schafarik (II, 229) wäre das zuerst beim Bulgaren Johann Exarch (900) erwähnte Manjak ein slavisches Patronymicum und die Manjazer (*Μαϊνάται*) selbst ein Gemisch aus Gräken und Slaven.

unbefangen und ohne die Deutſchen kränken zu wollen, eine Stadt im „ſlaviniſchen Lande" nennt.[1] Iſt das nicht ein Beweis, daß der Peloponnes ſchon vor der großen Slavenfluth des Copronymus (747 n. Chr.) ſogar in der gemeinen Umgangsſprache als terra slavinica, als Slavinenland gegolten habe und folglich die aus Evagrius dem Scholaſtiker und Nikolaus dem Patriarchen geſchöpfte Slavenchronologie auf geſchichtlichen Thatſachen beruhe? Zu Karl Martells Zeiten kümmerten ſich die Deutſchen wenig um die alten Hellenen. Radbot und Witekind hatten andere Sorgen. Offenbar iſt St. Willibalds Argument eines der läſtigſten und gefährlichſten für die Schirmvögte perennirenden Hellenenthums, wie es für die Sache ſelbſt als eines der bedeutungsvollſten und vielſagendſten erſcheint.

Berechne man ſelbſt, was vorausgegangen ſeyn müſſe, bis man das altlakoniſche Monobaſia eine „Stadt in Slavinien" nennen durfte. Und wenn vollends noch unter Konſtantin Porphyrogenitus mehr als 200 Jahre nach St. Willibalds Beſuch in Slaviſch-Monobaſia eine friſche Horde „Slaveſianen" eindringt und ſich im Peloponnes niederläßt, mag

[1] *Et inde* (e Sicilia) *navigantes venerunt ultra mare Adriaticum ad urbem Manafasiam in Slavinica terra.* Itinerarium S. Willibaldi, Anglo-Saxonis, deinde Eichstadiensis Episcopi, Cap. 2, 15 (Acta Sanctorum ad VIII. Jul. pag. 504).

man billig fragen, welche Geſtalt die Dinge in Hellas ſelbſt, d. i. in den unmittelbaren Vorlanden des Peloponneſes hatten? Liegt in dieſen Ereigniſſen nicht der ſchönſte Kommentar zum byzantiniſchen Epitomator von Strabo's Geographie: *Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται?* [1]

In Athen, wo man bei aller Leidenſchaftlichkeit doch noch billiger und verſtändiger urtheilt als bei uns, wollten ſie in Anbetracht der allmählig ſich herausſtellenden Unmöglichkeit hiſtoriſch beglaubigte Thatſachen unbedingt wegzuläugnen, in ſo weit nachgeben, daß ſie wohl eine zeitweiſe Oberherrſchaft ſlaviſcher Häuptlinge über Altgriechenland, d. i. eine Slaviniſirung der Stadtleute und, um nach unſern Begriffen zu reden, des ſogenannten Adels und der herrſchenden Kaſte etwa wie unter den Osmanli zugeſtehen, die ackerbautreibende Maſſe aber, die Dorf- und Landbewohner, d. i. den Kern der Nation, in ſtrenger Geſchiedenheit von den barbariſchen Eindringlingen dem reinhelleniſchen Blute vorbehalten. [2] Die Sache iſt aber gerade umgekehrt.

[1] Geograph. vet. Scriptt. Graeci Minores. Oxon. 1763 Vol. II, pag. 98.

[2] Das Argument beruht zum Theil auf (hoffentlich irriger) Vorausſetzung meiner Unkunde im Griechiſchen, zum Theil auf einer ſpitzfindigen Erklärung des Wortes „*νέμονται.*“ *Νέμονται*, ſagen ſie, heiße nicht, „werden bewohnt, angebaut,“ ſondern bezeichne nur die Oberlehns-

Nur in großen Städten und feſten Plätzen, deren ſich die Barbaren nicht bemächtigen konnten, haben ſich Reſte der byzantiniſchen Griechen, jenes unkriegeriſchen, verſchmitzten und trügeriſchen Krämervolkes erhalten, welches man im Occident ſo zärtlich liebt und „Hellenen“ nennt. Von Belgrad an der Donau ſüdwärts durch die ganze Breite des illyriſchen Länderkeiles bis nach Tſchimow und Polowitz in der Maïna iſt die ganze, Dörfer, „Flecken“ und offene Städtchen bewohnende Bauernmaſſe in den Hauptbeſtandtheilen ſlaviſchen Urſprungs.

Die Slaven liebten zu allen Zeiten und lieben jetzo noch den Pflug, den Viehſtall, den Bienenkorb, den Jahrmarkt, das Saitenſpiel, das Hochzeitmahl, die Familie, das Landleben, die Gaſtfreundſchaft und die Freiheit — geduldige, zähe, gewerbliche Leute, wie man ſie gerne als Unterthanen hat. Die Idee des Panſlavismus — das Schreckbild unſerer Tage — war damals noch nicht in das Bewußtſeyn der von einander unabhängigen Slavenſtämme gedrungen.[1] Das Geheimniß byzantiniſcher Ohnmacht ward zuerſt durch Attila's Heerzüge verrathen und die Sehnſucht

herrſchaft der Fremden mit der Befugniß Steuern zu erheben und die Baſtonnade zu ertheilen. — In dieſem Punkte appellire ich ohne Scheu an das Tribunal der deutſchen Philologen.

[1] *Σκλαβηνοί τε καὶ Ἄνται οὐκ ἀρχονται πρὸς ἀνδρὸς ἑνὸς, ἀλλ' ἐν δημοκρατίᾳ ἐκ παλαιοῦ βιοτεύουσιν.* Procop. de bello Gotthic. lib. III, cap. 14.

nach dem ſchönen Himmel Romaniens allmählig Nationalinſtinkt aller in den traurigen Nadelholzwäldern und Sumpfebenen zu beiden Seiten der Weichſel und der Karpathen ſiedelnden Slavinen. Der Drang nach einmal durchbrochenen Schranken war nicht mehr zu ſtillen, bis der illyriſche Continent in Blut und Leben ſlaviniſch verwandelt war. Romaniſche Lüfte haben raſche Wirkung auf nordiſche Körper. Frühlingslau haucht es in den laubigen Hämusthälern, am Bosporus, im lorbeergrünen Tempe, am Eurotas, und geſteigerte Phyſis iſt die erſte Empfindung auf dem neuen Boden. Daher das ſchnelle Wachsthum, der hohe Bau, die animaliſche Fülle der eingewanderten Slavenbevölkerung gleich in den erſten Generationen.

Schon Eunapius hat an den Weſtgothen bemerkt, daß nach ihrem Donau-Uebergang in glücklicher Miſchung der Atmoſphäre Knaben und Mädchen des Volkes wunderbar in die Höhe ſchoſſen und zu ſchneller Mehrung der Maſſe lange vor dem gewöhnlichen Termin die Pubertät erreichten.[1] In der Eigenſchaft ſelbſtſtändiger Volksgemeinden und nur während des avariſchen Uebergewichts als Unterthanen des Groß-Chans, allzeit aber als Ackerbauer haben ſie mit

[1] *Παῖδες δὲ αὐτῶν, καὶ τὸ οἰκετικὸν, πρός τε τὴν εὐκρασίαν τῶν ἀέρων ἀνέδραμον. καὶ παρὰ τὴν ἡλικίαν ἤβησαν, καὶ πολὺ τὸ ἐπιφυόμενον ἦν πολέμιον γένος.* Excerpta de Legat. pag. 14 Edit. Venet. (p. 20 Edit. Paris.).

ihren Knäſen und Schupanen (Stammhäuptlingen) an der Spitze den peloponneſiſchen Boden in Beſitz genommen und mit dem Staatsleben ihrer nordiſchen Heimath auch die Dörfer-, Berg- und Flußnamen auf das neue Vaterland übertragen.[1] Aber dieſe

[1] Auf dieſen, d. i. den topographiſchen Theil des Argumentes wird mit Recht das größte Gewicht gelegt, weil er den beredteſten und zugleich den unwiderlegbarſten Beweis für die Wahrheit der ganzen Theſis liefert. Deßwegen hat er auch bei den Gegnern den meiſten Zorn und den heftigſten Widerſpruch erfahren. Einige Ortsnamen ſlaviſchen Urſprunges — das geben ſie zu — finde man heute im Peloponnes; aber ihre Zahl ſey zu unbedeutend um irgend einem Diſtrikt, geſchweige denn irgend einer Provinz der Halbinſel einen ſlaviſchen Typus aufzudrücken. Aber in der Wirklichkeit findet gerade das Entgegengeſetzte ſtatt. Selbſt heute, nachdem mehr als 1000 Jahre ſeit der Patrasſchlacht und dem Wiedereinzuge griechiſcher Heere und Coloniſten in den Peloponnes verfloſſen ſind, hat ſich trotz aller Revolutionen beſonders im Stromgebiet des Alpheus, Pamiſus und Eurotas, d. i. in den alten Provinzen Arkadien, Elis, Meſſenien und Lakonien eine die griechiſche zehnfach überbietende Menge ſlaviſcher Namen erhalten. Herz und Kern des Peloponneſes ſind topographiſch noch heute völlig ſlaviſch. Setzte ich auch die Namen der Reihe nach her, man läſe ſie doch nicht oder wüßte ſich das Etymon nicht zu deuten. Wem es ernſtlich um Erkenntniß der Wahrheit zu thun iſt, der wird die Mühe nicht ſcheuen, von den acht Blättern der großen Moreakarte — denn alle übrigen Karten des Peloponneſes ſind für nichts zu achten — wenigſtens die obenbenannten Kantone und Schupanien des Alphensſtromes zu prüfen und mit der Beſchreibung des Pauſanias zu vergleichen. Europa würde mit Recht erſtaunen, könnte man ihm eine Topographie Moreas (jener terra Slavinica des

Anſiedelung geſchah — wenigſtens im erſten Jahrhundert der Einbrüche — nicht jederzeit auf höflichen Wegen und ſo zu ſagen auf Einladung und mit Verlaub der Regierung von Byzanz. Die Slaven waren derb und nahmen mit Gewalt.[1] Gewöhnlich erſchlugen ſie die vorigen Beſitzer, zündeten die Städte an und machten Alles neu.[2] Nur Akrokorinth, den

Sachſen Willibald) vom Jahre 800 nach Chriſti vorlegen. Sollten z. B. die deutſchen Coloniſten an der Wolga, in der Krim, in Kleinrußland in Folge von Zeit und Umſtänden ihre Mutterſprache mit der ihres neuen Vaterlandes vertauſchen, ſo würden Dorfnamen wie Schafhauſen, Zürich, Solothurn, Heilbrunn und Friedrichsthal das verlorne Geheimniß ihres Urſprungs verrathen. Derſelbe Fall iſt in Griechenland.

[1] Sie hatten aber auch das Gefühl ihrer Macht. Als der Avaren-Chan Gehorſam und Tribut begehrte, fragten Lavrites und die übrigen Häuptlinge: Welcher Menſch unter der Sonne es denn wagen könne, ihre Macht zu brechen und ſich unterthan zu machen? Denn ſo lange es Kriege und Schwerter gebe, ſey es bei den Slaven Sitte, fremdes Land einzunehmen, nicht aber ihr eigenes unterjocht zu ſehen.*

[2] Wir wollen occidentaliſches Zartgefühl durch wiederholte Schilderung ſlaviſcher Kriegsfurie in Romanien nicht

* *Λαυρίτης δὲ καὶ οἵγε ξὺν αὐτῷ (Σκλαβηνῶν) ἡγούμενοι, καὶ τίς ἄρα, ἔφασαν, οἵτως πέφυκεν ἀνθρώπων, καὶ ταῖς τοῦ ἡλίου θίρεται ἀκτῖσιν, ὃς τὴν καθ' ἡμᾶς ὑπήκοον ποιήσεται δύναμιν; κρατεῖν γὰρ ἡμεῖς τῆς ἀλλοτρίας εἰώθαμεν, καὶ οὐχ ἕτεροι τῆς ἡμεδαπῆς. Καὶ ταῦτα ἡμῖν ἐν βεβαίῳ, μέχρι πόλεμοί τε ὦσι καὶ ξίφη.* Excerpta de legat. pag. 111, edit. Venet. (pag. 165 edit. Paris).

Sitz des byzantiniſchen Strategen, und die feſte reiche Handelsſtadt Patras mit den Schlöſſern und Dardanellen von Naupaktus ſammt der Felſenburg Monembaſia zu erobern und durch Aufſtellung eines Geſammtſlavenkrals[1] aus ihrer Mitte die Halbinſel unter Ein Oberhaupt zu bringen, wie die gleich anfangs mit einer Dynaſtie eingewanderten Bulgaren, vermochten ſie nicht und erlagen daher dem erſten kräftigen Angriff der von energiſchen Naturen geführten kaiſerlichen Heere ohne großen und nachhaltigen Widerſtand.[2] Aus dieſem Grunde hat der

verletzen, und verweiſen lieber auf Procopius, de bello Gothico lib. III, cap. 38. Idem de bello Persico lib. II, cap. 4. — Hist. Arcan. cap. 21. — Und Evagrius, Histor. ecclesiast. lib. VI, cap. 10. — Vergl. Geſchichte von Morea, Bd. I, cap. 3. — Akadem. Abhandlung: Welchen Einfluß ꝛc. Seite 54 ff. In neuern Zeiten wurden die Slaven in ihrem Kriegsſyſtem freilich etwas menſchlicher, wie z. B. die Ruſſen unter Suworow in Bender, Ismail ꝛc., wo ſie nach einem mörderiſchen Sturm über 30,000 Feinde in der Feſtung einfach erſchlugen, während ihr Landsmann Swätoslaw im 10. Jahrhundert, nach der Einnahme Philippopels, 20,000 Bulgaren und Griechen auf das grauſamſte pfählen ließ, und die ſpätern Ruſſenführer, wie Cedrenus ſagt, in der Gegend von Konſtantinopel Grauſamkeiten verübten, die alle Einbildung überſteigen.

[1] Kral, d. i. König.

[2] Die Chronik von Monembaſia läßt zwiſchen 588—805 nach Chriſti auch die Stadt Patras öde liegen und die Bürgerſchaft nach Reggio in Calabrien flüchten. Vermuthlich war es nur die Akropolis, welche die Barbaren niemals bezwingen konnten, und vor welcher ſie die entſcheidende

Peloponnes ſtaatsrechtlich niemals aufgehört Provinz des byzantiniſchen Reichs zu ſeyn. Auch ward ſlaviſche Autorität und Herrſchaft über die Halbinſel mit der ſlaviſchen Benennung „Morea“ amtlich niemals anerkannt, wie man das Alles in Bulgarien durch geſetzliche Verträge erzwungen hatte.[1]

In der größten Bedrängniß, als der Avaro-Slavinen-Chan Konſtantinopel zu Land beſtürmte, das Perſerheer auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus in Skutari lag und Alles verloren ſchien, ward die Verbindung des Reichscentrums mit Korinth, Patras, Theſſalonika und andern Küſtenſtädten Romaniens durch Hülfe der Seemacht keinen Augenblick unterbrochen und ſomit auch in den verzweifeltſten Umſtänden die äußere Contour und das rohe Gezimmer der Monarchie gerettet. Rom unterlag den Barbaren, aber Konſtantinopel nicht. Konſtantius Chlorus' Sohn war genialer als Romulus. Der Bosporus, die Dardanellen und der Golf von Korinth haben die Reſte der byzantiniſchen Welt zuſammengehalten und die Möglichkeit einer Reſtauration geſichert.

In den magern Chroniken der Byzantiner findet man aber nur die Angriffe der ſcythiſchen Eindring-

Niederlage erlitten: *Καὶ ἡ μὲν τῶν Πατρῶν πόλις κατῳκίσθη ἐν τῇ τῶν Καλαβρῶν χώρᾳ τοῦ Ῥηγίου.*

[1] Den ſlaviſchen Urſprung des Namens „Morea“ wagen ſelbſt die determinirteſten Gegner nicht mehr ſtreitig zu machen.

linge auf die drei Hauptpunkte Konſtantinopel, Theſſalonika und Patras, aber auch dieſe meiſtens nur im Kirchenſtyl und im Glauben an wundervolles Dazwiſchentreten höherer Gewalten ſchmuck- und talentlos aufgezeichnet. Oder haben ſie uns ſelbſt über das geſetzlich conſtituirte, durch Staatsverträge und Friedensſchlüſſe feierlich anerkannte, barbariſch blühende und mächtige Königreich Bulgarien, mit welchem Byzanz nicht blos um Ruhm, ſondern um Daſeyn und Leben ſtreiten mußte, mehr als zerſtreute Notizen ohne Vollſtändigkeit und innern Verband hinterlaſſen? Die Bulgaren haben zwar zerſtört wie die Türken, ſie haben aber auch gebaut und haben die prachtvolle Reſidenz Ahrida in Macedonien angelegt und in ihrem Sinne ein öffentliches Leben eingerichtet. Was hätten nun Leute von ſo geringen Erkenntnißquellen und noch geringerer Beobachtungsgabe, wie dieſe Mönche und Chroniſten Anatoliens, über die kleinen, iſolirten, unbekannten, barbariſchen Slaven-Schupanien des Peloponneſes, wo man barbariſch redete, Radegaſt anbetete, Korn ſchnitt, Brod buck und ſtarb, der Nachwelt erzählen ſollen? Die Kritiker des Occidents können ſich aber ſo wenig in die Zuſtände und Begriffe jener Zeiten, Menſchen und Länder hineindenken, daß ſie in byzantiniſchen Produkten des ſiebenten Jahrhunderts über die Kataſtrophe Griechenlands dieſelbe Detailkenntniß und akademiſche Vollendung, beſonders aber dieſelbe Gluth

und dieſelbe — Morgenländern unerklärliche und unmögliche Begeiſterung für den klaſſiſchen Boden verlangen, wie man ſie von einem unter Zeitungsartikeln, Journalen, Reiſebeſchreibungen, Memoiren, ſtrategiſchen Correſpondenzen, Berichten eines „Augenzeugen", Topographien, trigonometriſchen Vermeſſungen, Landkarten, Wörterbüchern und ganzen Bibliotheken herumgraſſirenden und ſich vom Enthuſiasmus fütternden abendländiſchen Gelehrten erwarten kann. Für einen Mönch und anatoliſchen Griechen hatten die barbariſchen Auftritte in dem ohnehin kleinen, entvölkerten, vergeſſenen und verachteten Hellas nicht dieſelbe Wichtigkeit wie für uns.

Iſt aber die vollſtändige Verwandlung des alten Peloponneſes in ein ſlaviſches „Morea" für das Jahr Eintauſend chriſtlicher Zeitrechnung nach den ſtrikteſten Regeln der hiſtoriſchen Kritik erwieſen, ſo wird auch die Frage, wie die Sachen auf der Nordſeite des korinthiſchen Golfes beſtellt waren, nicht ſchwer zu beantworten ſeyn. Die Barbariſirung des offenen Landes in ſämmtlichen Provinzen des eigentlichen Hellas, ſelbſt bis in die höchſten und innerſten Schluchten des Parnaſſus und des Helikon hinauf, iſt ſchon als nothwendige Vorbedingung der Begebenheiten im Peloponnes, bis auf geringe und namentlich zu bezeichnende Reſte, keinem Zweifel unterworfen. In Akarnanien ward ſelbſt der Strand von Vonizza bis Meſolongi ſlaviſch, führen daſelbſt alle Seen

heute noch den Slaven-Namen Ezero, und iſt kein einziger alter Stadtname geblieben. Auch von Cap Veternitza (Wetterfahne) im Golf vom Korinth quer durch das rauhe Gebirgsland bis nach Sitin (Ζητοῦνι) jenſeits der Thermopylen zieht ſich eine ununterbrochene Kette ſlaviſcher Orte.[1] Von Slaviſch-Ezero und der Eurotasmündung bis nach Danzig und Nowgorod bauten zu jener Epoche nur ſlaviſch redende Leute das Land. Unterbrochen war die Linie durch eine Million Magyaren, die ſich wie ein Keil dazwiſchen hineingeſchoben hatten, und durch einige feſte Städte und ihr Weichbild mit griechiſch redenden Bewohnern. Wie ſich dieſe während der langen Drangſal zu erhalten vermochten, iſt viel ſchwerer zu erklären als die Ausbreitung einer dicht geſäeten Slavenbauerſchaft über den Boden Griechenlands. Das eigentliche Hellas iſt ein räumlich ſo wenig ausgedehnter und ſo leicht zu verödender Landſtrich, daß nach der unglücklichen Wendung des letzten Aufſtandes und nachdem Meſolongi und Athen nach einander gefallen waren, „kein lebender Menſch und kein lebendes Hausthier

[1] Sitin oder Sidin muß die ächt ſlaviſche Orthographie des Städtchens Zituni (Lamia) ſeyn, weil die Türken Isdin ſchreiben und ſprechen. *Sytiny*, *Syta* ſind ruſſiſche Wurzelwörter und Nomina. Es iſt das deutſche Ziethen, was in den ſlaviſchen Chroniken *Sitna*, *Sithen*, *Scithene*, *Cyten* lautet und mit dem Sitin (Ζητοῦνι) in Theſſalien ein und derſelbe Namen iſt.

daſelbſt zurückgeblieben war."[1] Wenn aber dreijähriges Streifen türkiſcher Milizen ſchon ſolche Verwüſtung erzeugte, ſo mußten die Folgen 300jährigen Drängens durch die Slaven ja noch weit verheerender ſeyn.

Demnach wäre für Leute ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit und freien Urtheiles die Theſis vollſtändig erwieſen, wäre der in Weſen und Erſcheinung ſlaviſche Charakter des Peloponneſes für das Jahr Eintauſend der chriſtlichen Zeitrechnung mit allen ſeinen Folgen und Heiſcheſätzen in Beziehung auf ſein geographiſches Vorland unantaſtbar und als unbeſtreitbare geſchichtliche Thatſache hergeſtellt und als wirklicher Zuwachs der Erkenntnißſumme in das Bewußtſeyn des Abendlandes eingetreten. Auf die Frage, warum ſich die ſlaviſche Sprache nur außerhalb des theſſaliſchen Ringbeckens bei dem Landvolke erhalten habe, innerhalb deſſelben, d. i. ſüdlich vom Olympus und Tempethal aber, mit Ausnahme eines Diſtriktes in Nord-Akarnanien völlig ausgeſtorben ſey, wäre ich nach Anlage und Betreff dieſes Fragmentes gar keine Antwort ſchuldig. Man muß aber in dieſem Punkte wie in vielen andern die Syllogismen der Deutſchen bewundern. „Wir haben noch niemals gehört oder geleſen", ſagen ſie, „daß man im Peloponnes je ſlaviſch geſprochen habe; ergo hat man im Peloponnes allezeit griechiſch geredet." Der Schluß iſt bündig, Sie

[1] Correspondance de Capodistria, edit Bétant. Genève 1839.

ſehen es wohl, und aller vorausgeſchickten Argumente ungeachtet wäre ich verloren, käme mir nicht der atheniſche Grieche Chalcocondylas aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts freundlichſt (1456) zu Hülfe. Beweiſe, die uns in ſeiner eigenen Sache der Gegner liefert, ſind von jeher gewichtvoller als die anderen. Bei Gelegenheit des erſten türkiſchen Heerzuges gegen die Krale der ſlaviſchen Serben und Bulgaren, die der ſchwülſtige Byzantiner archaiſtiſch Myſier und Triballier nennt, bemerkt Chalcocondylas, daß dieſe (ſlaviſchen) „Triballier das älteſte und größte aller Völker der bewohnten Erde ſeyen.“ Ob ſie nun aus Illyrien nach Triballien und Myſien (Serbien und Bulgarien) gekommen oder ob ſie von Jenſeits des Iſters und vom äußerſten Rande Europas, von (Belo) Chrobatien und Pruſſien, welches am nördlichen Ocean liege, und aus Sarmatien, welches jetzt Rußland heiße, und von der wegen Kälte unbewohnbaren Gegend aufgebrochen, über den Iſter geſetzt und bis zum joniſchen Meere gekommen ſeyen, wo ſie alles Land bis gegen Venedig hin ihrer Herrſchaft unterworfen und bevölkert haben: oder ob ſie urſprünglich von den Gegenden am joniſchen Meer als ihrem wahren Stammland ausgegangen und in die nördlichen Länder, nach Sarmatien und Rußland gezogen ſeyen, darüber wolle er nicht ſtreiten, das könne er nicht entſcheiden. So viel aber wiſſe er, daß dieſe (ſlaviſchen) Völker, aller Verſchiedenheit

ihrer Namen ungeachtet, doch in Sitte und Sprache jetzt noch unter einander ganz gleich, ganz eines und daſſelbe ſeyen. Ihre Wohnſitze ſeyen über einen großen Theil Europas zerſtreut, und erſtrecken ſich unter andern auch auf einen Theil des Peloponneſes und ſogar bis auf den Berg Taygetus und auf das (Cap) Tänarum in der Landſchaft Lakonien.[1]

Dieſes Zeugniß eines eingebornen Atheners aus verhältnißmäßig neuer Zeit hat etwas Peremptoriſches für ſich und bildet den beſten Commentar zu den Angaben des Konſtantin Porphyrogenitus.[2] Es hat ja kein Byzantiner über Natur, Macht und Ausdehnung der Slavenrace ſo geſund, ſo nüchtern und gründlich geurtheilt wie dieſer gelehrte Neugrieche

[1] *Τοσόνδε μέντοι ἐπίσταμαι ὡς τοῖς ὀνόμασι ταῦτα δη τὰ γένη διεστηκότα ἀλλήλων, ἤθεσι μὲν οὐκετι, γλώττῃ δὲ καὶ φωνῇ τῇ αὐτῇ χρώμενοι, κατάδηλοί εἰσιν ἔτι καὶ νῦν. Ὡς μέντοι διέσπαρται ἀνὰ τὴν Εὐρώπην πολλαχῇ ᾠκησαν, ἄλλη τε δὴ καὶ ἔν τινι τῆς Πελοποννήσου χώρας τε τῆς Λακωνικῆς ἐς τὸ Ταΰγετον ὄρος, καὶ ἐς τὸ Ταίναρον ἐκτεμένον.* Chalcocondyl. Hist. Byzant. lib. I, pag. 18. edit. Venet. (p. 17, ed. Paris). Vgl. denſelben Autor pag. 56 edit. Venet. und pag. 71 ed. Paris.

[2] Chalcocondylas Nikolaus, auch ſchlechtweg Laonicus genannt, beſchrieb in einer Art ſynchroniſtiſcher Univerſalgeſchichte Urſprung und Wachsthum der Türkenmacht unter den ſieben erſten Sultanen, das iſt von 1298—1462, lebte aber, nach Voſſius, bis 1490.

von Athen. Das Problem, ob die Taygetiſchen Gebirgsbewohner wirklich in Blut ächte Ueberbleibſel der Spartiaten unſerer Schulweiſen ſeyen, iſt hiemit vollſtändig gelöst. Ohne Zweifel — denn Chalcocondylas ſagt nirgend das Gegentheil — waren die Slaven des Taygetus und des übrigen Peloponneſes im Ausgang des 15. Jahrhunderts, wenigſtens was die männliche Bevölkerung betrifft, zwar alphabetloſe, aber „doppelſprachige“ Barbaren, wie es die Albanier von Hydra, Attika und Böotien noch heute ſind. Jedenfalls aber wird es jetzt klar, warum das ſpartaniſche Gebirge in der griechiſch verfaßten Frankenchronik des 13. und 14. Jahrhunderts durchweg mit dem Ausdruck „τὰ Σκλαβικὰ“ bezeichnet wird. Auch berichtet Cedrenus ausdrücklich, daß die Bulgaren ſchon 100 Jahre nach ihrem Donauübergang, folglich lange vor ihrer Bekehrung und Verſchmelzung mit der anatoliſchen Kirche, allgemein das Griechiſche verſtanden. Der tägliche Verkehr, die Kriege, die Heirathen und die Verpflanzung ganzer Städte und Ruralgemeinden aus Romanien nach Bulgarenland und von der aſiatiſchen Küſte in das ſlaviſche Romanien und umgekehrt mußten dem Griechiſchen als gemeinſamem Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenen eingewanderten Stämme unter einander und mit den alten Bewohnern nach und nach das Uebergewicht verſchaffen. Hätten die Eingewanderten die weltliche Herrſchaft oder wenigſtens ihren heidniſchen

Cultus bewahrt, ſo wäre der Dialekt, aller Barbarei und Unſchriftmäßigkeit zum Trotz, ſicherlich doch nicht erloſchen. Aber wie eine ſlaviſche Dynaſtie mit Baſilius I. den kaiſerlichen Thron beſtieg, ließen ſich ſeine Stammgenoſſen auch im entlegenſten Winkel des Peloponneſes taufen und wurden ein Volk mit den „Römern“ von Byzanz. Weil aber die Slaven-Schupanien Griechenlands keine compakte Macht gebildet, keinen Hof und keinen Monarchen hatten, wie die Serben und Bulgaren, geſtattete ihnen die anatoliſche Kirche nicht ſlaviſchen Gottesdienſt und ſlaviſche Kirchenbücher wie den beiden erſtgenannten Völkern.

Eine griechiſchredende Kleriſei zog in die neu eroberten und neu bekehrten Provinzen ein; man baute Klöſter und Kirchen, legte Städte und feſte Plätze an, in denen ſich vorzugsweiſe Griechen niederließen. Iſt es ein Wunder, wenn der vernachläſſigte und verachtete Slavendialekt unter ſolchen Umſtänden zuerſt auf der Ebene und zuletzt auch noch im Gebirge gleichſam von ſelbſt erloſch und ausſtarb? Uebrigens hat man Gründe zu zweifeln, ob das Slaviſche im Taygetus auch wirklich ganz erloſchen ſey und nicht etwa, wie das Albaniſche anderwärts, im Innern der Familien heute noch geredet werde. Villoiſon und andere Abendländer ſind in die Maina gedrungen, um nach doriſchen Sprachformen zu forſchen. Wird nicht etwa auch bald einmal den ſlaviſchen Ueberbleibſeln Jemand dieſen Dienſt erweiſen? Man müßte

aber dieſes Geſchäft nicht durch Hülfe eines Dolmetſches betreiben, noch ſein Heil vorzugsweiſe bei den Land und Mark abſtrolchenden Männern erwarten. Weiber und halberwachſene Kinder ſind eine viel reichhaltigere Quelle der Belehrung, wie ich es zur Genüge in Turnovo erfuhr. Das ſpricht freilich nicht wie Profeſſor Gennadios oder ein Zeitungsredakteur von Athen!

Außer der Nomenklatur der Orte und Naturgebilde wären die Sprachformen des gemeinen Mannes, beſonders aber Laut und Orthographie der Familiennamen in allen Volksklaſſen ſorglicher Prüfung zu unterwerfen. Zu Athen hat man in der neueſten Zeit eine Geſchichte des Kloſters Mega-Spiläon gedruckt und die Subſcribentenliſte beigeſetzt.[1] Da lieſt man ſonderbare Namen: Geraſimus Zalongites, Archidiakon von Meſolongi; Herr Zalongites von Vonitza;[2] Gebrüder Konitza aus dem Eliaskloſter im Parnaſſusdiſtrikt Topolia. Die HH. Zuzulas, Grumpu, Mprikos (ſprich Grubu, Brikos), Turno und Petrovik von Trikkala. HH. Mpelintzak, Mpugumaras, Mpuzunaras und Tzatzos aus Neu-Gythion im Eurotas-

[1] Verfaſſer iſt der ehrwürdige Oekonomos, ein ſehr gelehrter, aber auch ſehr boshafter und leidenſchaftlicher alter Prälat und ruſſiſcher Penſionär in Athen.

[2] Lengi iſt im Slaviſchen die Wieſe, die Aue, folglich Zalongites=Hinterwieſer, Ennewieſer, wie Zabalkanski ſo viel als „Enneberger" heißt.

thal.[1] Die HH. Sclabunogambros und Sclabunos Sclabunakos aus Pyrgos in der Maina, Sclabeas, Mprumeas, Patzabeleas, Sbolopeas, Mpogeas und Kabletzeas aus Ntoloi im Spartaniſchen.[2] Alle dieſe Herren gehören guten Familien an, die nur griechiſch reden, aber insgeſammt barbariſche und zwar „ſlaviſche" Namen tragen. Oder ſind Sclabeas, Sclabunos, Sclabunakos und Sclabunogambros etwa nicht ſlaviſch? Eben ſo ſind auch in dem wegen ſeiner griechiſchen Sprachelegans geprieſenen Janina die meiſten Bürgernamen noch heute ſlaviſch. Man nennt ſich Bogâs, Glavâs, Rekâs u. ſ. w.[3]

Wenn aber ſchon dieſe dichtgedrängten Slavismen der neugriechiſchen Etymologie auf ſtarke Miſchung mit ſarmatiſchen Elementen hindeuten, ſo wäre es ein noch weit ſchlimmeres Zeichen, wenn ſich ſelbſt in der Syntax, d. i. in der innern Struktur und gleichſam im Nerven- und Wirbelſyſtem der Rede ſlaviſches Geſetz nachweiſen ließe. Das Griechiſche, wie man es jetzt im byzantiniſchen Reiche ſpricht, hat bekanntlich keinen Infinitiv. Der Grieche kann nicht ſagen: „Ich will trinken"; er ſagt, „ich will daß ich trinke", θέλω νὰ πιῶ. Die Unmöglichkeit zu arbeiten, zu kommen ꝛc., drückte man in Alt-Hellas vor der

[1] Mp bezeichnet in barbariſchen Wörtern B, Nt=D.
[2] Mpog, d. i. Bog bedeutet im Slaviſchen „Gott."
[3] Bog Gott, Glava Kopf, Reka Fluß.

Verbrüderung mit dem Scythenblute durch die Phraſe: „οὐ δύναμαι ἐργάζεσθαι, οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ aus. Jetzt aber heißt es „δὲν πορῶ νὰ δουλεύσω“, „ich kann nicht daß ich arbeite,“ „δὲν ποροῦμεν νὰ ἐρχώμεσθα,“ „wir können nicht daß wir kommen.“ Nur in der Maina ſoll man noch „οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ ſelbſt im Munde ungebildeter Leute hören. Eine Sprache ohne Infinitiv iſt aber nicht viel beſſer als ein menſchlicher Körper ohne Hand. Und dieſer einzige Umſtand beweiſt noch viel deutlicher als ſelbſt die Sprüche des Porphyrogenitus, daß eine große, allgemeine, Mark und Leben verwandelnde Revolution über das helleniſche Volk gekommen ſey. Noch hat dieſes Sprachphänomen keine genügende Erklärung gefunden. Hobhouſe möchte zwar die Schuld beinahe auf die türkiſche Eroberung werfen. Aber die Türken haben den Infinitiv und gebrauchen ihn ſelbſt mit einer Art Luxus in Schrift wie in gemeiner Rede. Auch die byzantiniſche Schriftſprache hat das Kleinod bis zum Untergang des Reiches ſelbſt im niedrigſten Style bewahrt. [1]

[1] Konſtantin Porphyrogenitus ſagt ſelbſt, daß er „κατημαξευμένῳ λόγῳ“ und „διὰ κοινῆς καὶ καθωμιλημένης ἀπαγγελίας“ ſchreibe, und doch gebraucht er nirgend die neue Form mit Conjunktiv und Bindewort. De Admin. Imp. cap. 1. Dagegen kann man bei einiger Aufmerkſamkeit auf den Vulgardialekt die Bemerkung machen, daß die Neugriechen ihren Eigennamen gerne die Vorſchlagſylbe is (iz) oder auch nur s (z) ſchlechtweg voranſetzen und auf die

Heute aber betrachtet das griechiſche Volk ſein *νὰ δουλεύσω* gleichſam als Nationalgut und widerſetzt ſich — wie ſelbſt gelehrte Athener verſichern — ſtandhaft der Wiedereinführung des natürlichen alten Modus. Der Inſtinkt redet aus dem Volke; *νὰ δουλεύσω* iſt ſein väterliches Erbe, aus dem es ſich nicht vertreiben laſſen will. Es iſt der „ſlaviſche" Infinitiv, wie ihn die Einwanderer aus der nördlichen Zone nach Illyrikum verpflanzt und in Hellas eingebürgert haben. Denn *„ne mogu da radim"*, „ich kann nicht, daß ich arbeite", ſagen ſie ebenfalls im ſlaviſch redenden Macedonien und, wie ich höre, in allen Provinzen des illyriſchen oder Süddonau-Slaventhums. Das moderne *νὰ δουλεύσω* wäre alſo gleichſam eine Nachbildung, eine Uebertragung des ſüdſlaviſchen, oder wenn man will des bulgariſchen Infinitivs in das neugriechiſche Volks- und Kirchenleben — wäre gleichſam der Preis, um welchen das Volk nach ſeiner Bekehrung den ſcythiſchen Accent gewechſelt und auf den Altären des neuen Byzantinerglaubens geopfert hat.[1]

Frage: „Wie heißt der Ort?" nicht *τὸ χώριο*, ſondern *στοχώριο* zur Antwort geben. Nun iſt aber dieſe Vorſetzſylbe s, z oder is eine Eigenthümlichkeit der ruſſiſchen Sprache, in welcher die bekannte Slavenſtadt *Korosten* gewöhnlich *Iskorost* geſchrieben wird. Schafarik, II, 124. Eben ſo iſt „Stambol" ein Produkt des ruſſiſchen Genius.

[1] Jedoch will man die nämliche Form ſchon im neuen Teſtament ein Mal gefunden haben.

Meint der ſcharfblickende Hobhouſe, daß ſich dieſe (ſlaviſch-griechiſche) Sprachſyntax erſt nach Uebernahme der Herrſchaft durch die Türken auf beiden Küſten des Archipelagus feſtgeſetzt und, von Europa ausgehend, ſich zur allgemeinen Norm in Schrift und Rede aufgeſchwungen habe, ſo urtheilt er gewiß nicht unrichtig. Dieſe Slaviniſirung des Volksdialektes hindert aber das Daſeyn uralter Sprachreſte ſo wenig, als Türken und andere barbariſche Eindringlinge Polygone aus der Epoche Agamemnons ihren Neubauten unterzulegen Bedenken trugen.

Aus dieſen Prämiſſen die Folgen zu ziehen und ihre Wirkung auf die Gegenwart zu berechnen, überlaſſen wir billig dem Leſer ſelbſt. Wo in letzter Inſtanz nur die That entſcheiden muß, ſind ja Worte, wenn ſie ein gewiſſes Maß überſchreiten, überall nutzloſe und verlorne Mühe. So viel ſteht feſt, die unermeßliche Kluft zwiſchen den alten helleniſchen und den neuen byzantiniſchen Griechen iſt eben ſo wenig länger vor Europa zu verbergen, als es ſie auszufüllen möglich iſt. Oder könnt ihr unter jenem Himmel Alles neu ſchaffen, eine neue politiſche Sonne, ein neues Gravitationsgeſetz, neue Altäre, neues Blut, neue Ideen, neue Sympathien? Ueberlegt wohl, ob ihr zu einem ſolchen Schöpfungsakt auch die Kraft und das Genie beſitzet und ob es überhaupt ein Menſch beſitzen könne. Ich läugne zwar keineswegs die Omnipotenz der deutſchen Demiurgen, frage aber

beſcheiden: wo iſt die That? Ihr wollt unbequeme Mitgefühle erdrücken, aber eure Medizin bewirkt juſt das Gegentheil; und wie die Gefährten des Ulyſſes dem zürnenden Gott durch Unverſtand, ſo arbeitet ihr in thörichtem Calcül dem rächenden Fatum der neuen Zeit in die Hand. Ihr bauet Hütten, in denen ihr nicht wohnen ſollt; ihr pflüget und ſäet, wo Andere ernten werden,

Sic vos non vobis fertis aratra boves.

Wenn ihr es auch beim griechiſchen Landbauer erwirket, daß er den Karſt nicht mehr (ſlaviſch) τζαπή, ſondern δικελλα nenne, ſo habt ihr noch keine Nationalität geſchaffen, kein griechiſches Volk auf die politiſche Schaubühne geſtellt. In Europa hat man es gleich anfangs darin überſehen, daß man ſich das Mährchen vom Daſeyn eines wirklich griechiſchen Volkes im Sinne des Alterthums aufbinden ließ. Denn „Volk" im eigentlichen Sinne, hat ſchon Hobhouſe gemeint, könne man die Griechen gar nicht nennen, weil ſie weniger ein charakteriſtiſch ausgeprägtes, von eigenthümlichem Geiſte beſeeltes und eine Idee repräſentirendes Weltindividuum, als eine von der herrſchenden Staatskirche der Osmanli abweichend-religiöſe Sekte darſtellen, nicht einmal eine nationale Benennung führen (ſie nennen ſich ja „Römer") und, außer dem Gefühle innerer Fäulniß und eigenkräftig unheilbarer Ohnmacht, von keinem gemeinſamen

Bewußtſeyn durchdrungen ſind.[1] Die Griechen ſind den Künſten abgeneigt, und attiſche Lebenseleganz iſt ihnen von Natur zuwider. Wer vergleicht wohl ohne Schmerz die Hellenen von heute mit jenen Alt-Attikern, wie ſie Perikles in ſeiner Leichenrede ſchildert, oder wie ſie ſelbſt noch in den „Bildern" und „Epiſteln" bei Philoſtratus im dritten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung erſcheinen? Merken denn die redlichen Germanen noch nicht, daß ſelbſt dieſe Gräculi, während ſie die Hand zum Empfang unſerer Gaben ausſtrecken, liſtig den Mund zu halbunterdrücktem Lächeln verziehen? Wir machen daher allen verſtändigen Männern deutſcher Nation, die ſich um ſolche Dinge kümmern, den ernſtlichen Vorſchlag:

1) Den Glauben an die Möglichkeit das alte Hellas zu reſtauriren, von jetzt an nur Kindern und wohlmeinenden, aber ſich ſelbſt täuſchenden Schulenthuſiaſten als Privatſpielzeug zu überlaſſen.

[1] The Greeks taken collectively cannot in fact be so properly called an individual people, as a religious sect dissenting from the established Church of the Ottoman Empire. Hobhouse, Travels in Turkey. Lett. 34. — Durch ein Dekret der Nationalverſammlung haben zwar die „Oſtrömer" den Namen der alten Hellenen wieder angenommen, gleich den inſurgirenden Neapolitanern, die ſich um dieſelbe Zeit und mit demſelben Rechte in offiziellen Erlaſſen und Dokumenten „Samniter" nannten. — „Τὸ κράτος τῶν Ῥωμαίων ἐδάπησεν," ſagte der „Philoſoph" von Turnovo und ſchnitt mit dieſem einzigen Worte allen Reſtaurationsprojekten die Wurzel ab.

2) Auch den Plan das alte Kaiſerthum Byzanz aus den verfaulten Trümmern wieder aufzurichten als ein, menſchliche Kraft überſteigendes und die politiſche Intelligenz des Abendlandes vor der Nachwelt höchlich compromittirendes Concept auf die Seite zu legen.

3) Bei jedem Calcül über die unteren Donauländer vom Axiom auszugehen, daß die zwiſchen Yaſſy und Cap Matapan ſitzenden Chriſtenſtämme nur ein durch anatoliſche Kirchenpolizei zuſammengehaltenes Aggregat todter Elemente ſeyen, die nur ein von Außen hereinwehender Odem beleben kann.

4) Griechenland als Schaubühne anzuſehen, auf welcher das germaniſche Prinzip und der Panſlavismus vor ganz Europa ihre gegenſeitige Stärke erproben.

5) Sich zu überzeugen, daß die gute germaniſche Sache im Wettkampfe nur dann ſiegen könne, wenn man mittelſt Einpflanzung revolutionärer Dogmatik und Hegelſcher Philoſophie das byzantiniſche Presbyterium auseinanderſprengt, die Säfte im panſlaviſchen Nationalkörper ins Stocken bringt und folglich den Zeiger an der Weltuhr zurückbewegt.

6) Sämmtliche Diplomatie des Occidents auch bei redlichſtem Willen für unzureichend, ja für unfähig zu halten eine Aufgabe von ſolchem Belang und von ſolchem Gewicht vollſtändig und durchgreifend zu löſen, folglich

7) Unſer Heil in der orientaliſchen Frage nur auf dem Wege der Gewalt, d. i. einer nationalen, die Regierungen ſelbſt wider Willen fortreißenden Bewegung und Kraftäußerung zu erwarten.

8) Umfrage zu halten ob die vierzig Millionen Deutſchen noch einer zornmüthigen Aufwallung fähig ſeyen, oder ob ſie ſich noch ferner begnügen in unerſchütterlicher Geduld den Spott der Ausländer zu ertragen und bei Verweigerung jeglichen Looſes am großen Erdengut als gemeiner Dünger und ſchutzloſer, bettelhafter Knecht in fremde Zonen auszuwandern?

XV.

Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt.

Daß bald nach Errichtung des griechiſchen Königreichs über Natur und Urſprung ſeiner Bewohner neue, vom traditionellen Schlendrian der Schule weſentlich abweichende Meinungen zum Vorſchein kamen, allmählig — nicht ohne herben Kampf — anfangs in Deutſchland, ſpäter auch in weiterm Kreiſe Wurzel ſchlugen und endlich zur hiſtoriſchen Ueberzeugung erſtarkt ſind, wird als bekannt vorausgeſetzt. Ebenſo mögen ſich Manche noch erinnern, daß an Gründung dieſer geläuterten Ideen, dieſer beſſern Doktrin auch der Fragmentiſt einigen Antheil hat, ja gewiſſermaßen zur Vertretung derſelben vor dem gelehrten Publikum verpflichtet iſt. Der Streit ward anfangs, wir wiſſen es alle, ohne Theilnahme des griechiſchen Volkes nur zwiſchen Europäern in Europa ſelbſt geführt, und wie es in

Meinungsconflikten immer geſchieht, verharrte zuletzt von den kämpfenden Parthien — ſtarr und ohne alle Nachgiebigkeit — jede auf ihrem Satz, die eine mit Ruhe und unbeſiegbaren Gründen, die andere zu Zeiten mit etwas Harthörigkeit und ſtöckiſchem Sinn.

Neuerungen ſind meiſtens verhaßt, läſtig aber ſind ſie jedesmal, und wer nicht Zeit und tägliche Erfahrung als Bundesgenoſſen zur Seite hat, greife ja nie, im Kleinen wie im Großen, die Sympathien der Mitwelt an. War es Verdienſt oder war es Unrecht der Zeit voranzueilen und die Frage um einige Olympiaden zu früh auf die Bühne zu bringen? In Athen glauben ſie das letztere, und viele Eiferer ſind auch in Deutſchland derſelben Meinung geweſen. Sicher gehört dieſe Frage in jene Klaſſe, die — gleich der kolchiſchen Weinranke um Keraſunt — einmal dem Boden anvertraut, Kraft und Blüthe aus ſich ſelbſt entwickelt. Jeder Tag demolirt eine Zinne der Gegner und bricht eine Schutzwehr der Enthuſiaſten nieder. Und wenn einmal die troſt- und hoffnungsloſe Leerheit gewiſſer Dinge nicht länger zu verbergen iſt, wird man ſich wundern, wie ſcholaſtiſche Blendwerke in Europa ſo lange beſtehen konnten.[1] Wäre der Streit jetzt nicht gleichſam in eine neue und letzte Phaſe getreten, dürfte man ohne Aergerniß und ohne Langweile des leſenden Publikums die Sache nicht

[1] Dies ward im Mai 1842 geſchrieben.

mehr zur Sprache bringen. Aber die Griechen haben nun auch ein Urtheil abgegeben, worüber in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 13. April kurzer Bericht erstattet wird. Diese achäische Plänkelei verschafft dem Fragmentisten das Recht, ja legt die Nothwendigkeit auf, das Publikum auch seinerseits mit einer kurzen Erwiederung heimzusuchen, deren Aufnahme man billigerweise nicht versagen kann. Legte man mir nicht in einer Stelle grobe Irrthümer in der Zeitrechnung und in einer andern völlige Unkunde oder gar absichtliche Entstellung griechischer Texte zur Last, hätte ich lieber stillgeschwiegen. Rückt aber ein Scribent Thatsachen des 17. Jahrhunderts ohne allen Grund in das 10. zurück (nicht in das 8., wie Ihr Correspondent meinem Gegner in Athen nachgeschrieben hat), und kann man ihm beweisen, daß er in der Sprache des Volkes, über dessen Schicksale während einer angeblich noch unerforschten Periode er uns belehren will, den Sinn der gewöhnlichsten Vokabeln nicht verstanden hat, so kann er nicht klagen, wenn auch die besten Argumente im Gemüth des Lesers Vertrauen und Gewicht verlieren.

Vom Beginn des Krieges bis auf die letzte Zeit greifen die Gegner der Bequemlichkeit wegen und wie instinktmäßig alle zu derselben Waffe: ich sey ein Ignorant und verstehe nichts vom Griechischen. Auch Ihr Berichterstatter fühlt den Drang mich über die neugriechische Bedeutung von χρόνος zu belehren,

eine Mühe, die er ſich wohl hätte erſparen können, oder ich lege im Verkehr mit dem gemeinen Volke in Theſſalien erlernte Ausdrücke vor, die ihm ſicherlich nicht geläufig ſind, da ſie ſogar den griechiſchen, aus der Fremde eingewanderten Schreiern in Athen ungelegen waren. Und doch iſt Theſſalien eigentliches Urland des Hellenenſtammes. „A pédant, ſagt Figaro, pédant et demi. Vous parlez latin, je parle grec, j'extermine.“

Daß meine Theſen über byzantiniſches Griechenthum mittelſt der politiſchen Blätter in Athen bis zur Kunde der untern Volksklaſſen durchgedrungen ſeyen und allgemeinen Unwillen erregten, hörte ich zuerſt von einem epirotiſchen Gutsbeſitzer im Winterquartier zu Turnovo in Theſſalien. „Laſtträger, hieß es, hätten auf der Straße angehalten und mit Entrüſtung einander zugerufen: „„du biſt kein Hellene, du biſt ein Slave!““ Und ohne Gefahr geſteinigt zu werden, hätte ich verwichenes Jahr nicht öffentlich in der griechiſchen Hauptſtadt erſcheinen dürfen. Es habe ſich zwar die erſte Aufwallung etwas gelegt, aber ich könne deſſen ungeachtet auf übeln Empfang vorbereitet ſeyn, weil ſich die griechiſche Nationaleitelkeit im Herzen verwundet fühle.“ Ich glaubte an keinerlei Gefahr und ging ruhig nach Athen, überzeugt, man werde dort, wie in Europa, die Perſon von der Sache trennen, und perſönliche Unbedeutenheit müſſe den Verfaſſer hinlänglich ſchirmen

gegen den Grimm der Zeitungsſchreiber, der Sackträger und der Studenten der alten Theſeusſtadt. Ganz Unrecht hatte man jedoch in Turnovo nicht. Kaum war ich in Athen, brach das Unwetter heftig, zu gleicher Zeit und von allen Seiten gegen den armen Fremdling los. „Der wegen ſeines glühenden Griechenhaſſes bekannte F.... iſt in unſere Stadt gekommen," begann ein Journalartikel, worin der arme Fragmentiſt in beſter Form als Nationalfeind, als Verleumder und Verunglimpfer des geheiligten Namens der Hellenen in weiterer Analyſe dem öffentlichen Zorn preisgegeben und zugleich Größe und Menſchlichkeit des griechiſchen Volkes geprieſen ward, da es ſolchen Leuten ungeſtraften Eintritt ins helleniſche Heiligthum geſtattet. Andere Blätter und Blättchen griffen zum Spott; andere kamen mit Pathos angezogen und wieder andere begannen regelmäßigen Krieg, rüſteten Belagerungsmaſchinen und Sturmzeug gegen das verwünſchte Buch. Am wüthendſten waren anfangs die Muſenſöhne, junge Brauſeköpfe aus Epirus, Cephalonien, Zante und Korfu. Man berieth ſich, was zu thun, und fand endlich Pasquille, Epigramme und Knittelverſe an den Straßenecken angeſchlagen, für das wirkſamſte Mittel das Strafgericht der Nation zu verkünden und ſich am Feind zu rächen. Zu dieſem äußerſten Schritt iſt es aber nicht gekommen. Der geſunde Theil der Literaten, und dieſer iſt in Athen zahlreich und überwiegend,

ſtellte den Raſenden vor, durch Verletzung des Gaſt- und Fremdenrechts würden ſie ſich nur ſelbſt entehren. Inſulte ſeyen keine Argumente, und mit gleichen Waffen den Gegner bekämpfen, wäre beſſerer Takt, wäre redlich und patriotiſch zugleich gehandelt.

In Athen beſteht ein Studentenkaſino, Brenn- und Mittelpunkt aller literariſchen Thätigkeit. Die Profeſſoren der Hochſchule mit allen Freunden und Gönnern der Wiſſenſchaft nehmen an dieſem Inſtitut lebhaften Antheil. Fremde laſſen ſich häufig einführen wegen des ſorglich beſtellten Leſeſaales und wegen der Vorträge, die an beſtimmten Wochentagen Abends bald franzöſiſch, bald griechiſch von Studenten und jungen Gelehrten, nach freier Wahl, gehalten werden. In langer, altgriechiſch geſchriebener Rede ſchilderte da ein Beſeſſener die in Deutſchland umlaufenden „höchſt abenteuerlichen und höchſt lächerlichen“ Vorſtellungen über eine materielle Zerſetzung der griechiſchen Nation, von der man in Hellas ſelbſt noch nie etwas vernommen habe. „Der Urheber dieſer verrückten Fabeln gehe jetzt wie ein Schlaftrunkener in den Straßen von Athen herum. Derſelbe habe jedoch durchaus nichts gelernt, ſey völlig ἀμαθής und verſtehe insbeſondere von keinem griechiſchen Wort die wahre Bedeutung. In einer Dachkammer zu München wohnend, habe er vor Jahren, wahrſcheinlich aus Hunger, in eine alte Landkarte von Morea hineingeſehen, daſelbſt einen ſlaviſch klingenden

Ortsnamen aufgeſtochen und in germaniſcher Dummheit augenblicklich ein Buch begonnen, in welchem die heutigen Bewohner des griechiſchen Continents als ein Gemiſch barbariſcher Coloniſten aus Sarmatien, Albanien, Moskovien u. ſ. w. figuriren und vom alten reinen Blut der Hellenen durchaus nichts mehr übrig bleibe, was unerträgliche Läſterung und offenbare Verrücktheit ſey, da ſich bekanntlich von den Zeiten des attiſchen Urkönigs Ogyges bis zum gegenwärtigen Kriegsminiſter Blachopulo herab in Hellas, von Vater auf Sohn fortſchreitend, nichts geändert habe." Zum Schluſſe ließ der Redner nicht undeutlich merken, der Urheber ſolch abenteuerlicher germaniſcher Nebelbilder leide ſicherlich an temporärer Verſandung des Gehirns, wogegen er — inſofern die Fakultät nichts entgegen habe — aus Mitleid eine tüchtige Doſis Nieſewurz als nervenerſchütterndes Heilmittel in Antrag bringe."

Die Argumentation, wie Sie ſehen, war äußerſt bündig und folglich der Applaus der Zuhörer wohlverdient. Fragte man aber hie und da einen der ſchreienden Myrmidonen etwas näher über das corpus delicti, ſo zeigte es ſich immer, daß der eine etwa eine iſolirte Phraſe, der andere eine Vorrede, der dritte einiges von der akademiſchen Abhandlung, der vierte ein paar Capitel aus dem Haupttraktat, der fünfte von allem gar nichts geleſen und nur auf der Gaſſe gehört habe, man wolle ſie wieder zu „Sklaven"

machen, was natürlich allgemeine Erbitterung hervorrufen mußte, da in Griechenland wie bei uns Slave und Sklave beim unwiſſenden Volk verwandte Begriffe ſind. Heſperiden oder Naſamonen, Gangariden, Phthirophagen und Hippomolgen ließen ſich die Hellenen vielleicht eher gefallen; nur Slave will, der fatalen Aſſonanz wegen, in Griechenland Niemand ſeyn.

Die Zeitperiode, die man bei uns medium aevum nennt, iſt in Hellas noch völlig unbekannt und man muß es den Griechen verzeihen, wenn ſie mit Schrecken und Unwillen auf die Schilderung des jammervollen Looſes blicken, das ihr Land getroffen haben ſoll. Conterfei und Urheber wird die Zeit wohl nach und nach erträglich machen, was zwar in den erſten vier Wochen des atheniſchen Aufenthalts freilich noch nicht zu bemerken war. N'est-ce pas, κύριε F...r, ſagte im Vorbeigehen ein Mann mit krankem Gefühl und Schadenfreude, nous sommes des Slaves! Selbſt der ſtattliche Bruder eines berühmten Bulgarenchefs, folglich an Leib und Seele wahrer Slave, fragte halb freundlich, halb unwillig: Zu was wirſt du uns noch machen? — Σθλάβος! Σθλάβος! rief man häufig aus den Gruppen Zuſammenſtehender, wenn ich Abends über die Gaſſe ging. Ein Renegat und Arianer hätte unter dem gläubigen Griechenvolke keinen ſo allgemeinen Abſcheu erregt wie der verhaßte Slavenfragmentiſt. Bei den täglichen Diſputen im Hotel fragte

einer der Energumenen ganz unbefangen, ob ich denn wirklich behaupte etwas von der griechiſchen Sprache zu verſtehen, und er wollte zugleich ſeine Zweifel durch einen Satz aus der „Geſchichte von Morea“ rechtfertigen und begründen. Alles Reden und Erklären war meinerſeits vergeblich. Und obgleich, wie man neulich las, ein fleißiger Mann in vier Jahren ſogar chineſiſch lernt, wollte ich bei natürlicher Verzagtheit und angebornem Mißtrauen auf eigene Kraft wirklich glauben, ich hätte mit aller Sorgfalt in mehr als dreißig Jahren auch wirklich kein einziges Wort im Griechiſchen erlernt, als noch zu rechter Zeit eine Stelle aus Thukydides — verſteht ſich im Original — dem ſinkenden Muthe zu Hülfe kam. „Ach, dieſer Thukydides,“ ſagte der Myrmidone, „der iſt bei uns als ein ſchlecht griechiſch ſchreibender Autor ſchon lange bekannt.“ Dieſe Wendung des gelehrten Atheners gab mir die volle Zuverſicht wieder, obwohl übrigens nicht zu läugnen iſt, daß die Griechen durch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit fremde Sprachen zu reden uns Germanen weit überlegen ſind. Dieſe glückliche Eigenſchaft, die nach dem Zeugniß der Anna Comnena den alten Hellenen gänzlich fehlte, haben die Neuhellenen nur mit den ſlaviſchen Stämmen gemein.

Ohne Zweifel geſchah es in Folge dieſes erklärten Kriegsſtandes der öffentlichen Meinung, daß zwei privatim höchſt achtbare Männer, Hr. Katakazi und

ſein Schatten, Hr. v. B. D. St. S., gegen den Fragmentiſten in Athen förmlich Quarantäne errichteten und dem Feinde des griechiſchen Volkes, ich glaube in der beſten Abſicht, ſogar die gemeine Höflichkeit verſagten. Dagegen hat derſelbe im Hauſe des Hrn. Grafen de Br. und bei Hrn. Pr. v. O. widerſtrebender Anſichten ungeachtet freundliche und durchaus wohlwollende Aufnahme gefunden, weil dieſe beiden Staatsmänner unter vielen glänzenden Eigenſchaften auch die Kunſt beſitzen, der Zartheit ihrer Stellung unbeſchadet, polirt und human zu ſeyn — ein Ruhm, nach welchem Hr. Katakazi aus freiwilliger Enthaltſamkeit nicht zu ſtreben ſcheint. Hr. Katakazi hat deſſen ungeachtet ſeine Verdienſte und denkt ſogar, wie man ſich in Athen ſagt, an Stiftung einer neuen Schule der moraliſch-politiſchen Wiſſenſchaften. Denn während ſich Hr. Graf de Br. nützlichen Studien überläßt und ſelbſt im Strudel einer glanzvollen Exiſtenz den Preis wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen fühlt, Hr. Pr. v. O. aber, der brillante Militär, der feine Staatsmann, der tüchtige Gelehrte, ſein Haus in einen Muſenſitz verwandelt und mit ſeiner liebenswürdigen und geiſtreichen Gemahlin den Mittelpunkt alles höhern geiſtigen Lebens der griechiſchen Hauptſtadt bildet, zehrt Hr. Katakazi ausſchließlich vom dürren, papiernen, magern und langweiligen Schnickſchnack ſubalterner Diplomaten — ſicherer Beweis neuer Staatsphiloſophie und geiſtiger

Enkratie.[1] Hr. K. beſitzt aber auch noch andere Tugenden, die man ebenfalls gern anerkennt: wir meinen Gleichmuth und Seelenruhe, wie ſie nur eine Byzantinernatur mit Hülfe ruſſiſcher Mannszucht erringen kann....

Bequem wäre es freilich, wenn, um ein läſtiges Buch zu widerlegen, es ſchon genügte gegen den Verfaſſer in einem Winkel von Athen den Mongolencorporal zu ſpielen und nebenher in Journalen von Fabelwerk und Ignoranz zu ſprechen. Wollte man durch Entkräftung Eines Punktes nicht die ganze Doctrin verdächtig machen, könnte alles weitere Gezänk über Mehr oder Weniger, über Früher oder Später füglich auf einen andern Platz verwieſen werden. Um die abgedrungene Rechtfertigung in die engſten Schranken einzukeilen, ſtellen wir die Frage gleich auf die Spitze. Das gelehrte Europa will einmal wiſſen, was für Leute gegenwärtig auf attiſchem Boden wohnen und wer eigentlich die chriſtlichen Brüder ſeyen, für deren Befreiung wir im Beginn des Aufſtandes glühten, für die wir Schätze, Blut und Sympathien hingegeben. Man thut in Europa dieſe Frage nicht etwa aus politiſchem Mißtrauen, als hätte man irgend etwas zu bereuen und zu verbeſſern. Ach nein! unſere Gefühle für Hellas ſind noch immer nicht erkaltet und man

[1] Ἐγκράτεια, Enthaltſamkeit.

iſt im Occident — Dank türkiſcher Unverbeſſerlichkeit — für griechiſches Heil vermuthlich zu noch weit ergiebigeren Opfern bereit, ſelbſt auf die Gefahr hin mit Undank belohnt zu werden, was natürlich durchaus nicht im Weſen des helleniſchen Volkes liegt.

Nun, wer ſind die heutigen Attiker? Die heutigen Bewohner von Attika ſind von einem Ende der Provinz zum andern eingewanderte, auf den Ruinen des Alterthums angeſiedelte chriſtliche Albanier, Albaneſen, Schkypitaren — eine Art doppelſprachiger frommer Barbaren der anatoliſchen Kirche, ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk mit eichenem Dickſchädel und rüſtigem ſchlankem Körper, ein durchaus geſundes und unverdorbenes Blut, arbeitſam, gewerbig, nüchtern, aber ohne Literatur, ohne Buch und ſelbſt ohne Alphabet. Es ſind Leute die lachen und zornig werden, wenn wandernde, „von griechiſcher Abendluft vollgezechte“ Magiſter der temperirten Zone ſie mit „Helden und Hellenen“ traktiren und über die Thaten ihrer großen Ahnen belehren wollen. Es ſind Leute, die ſich ſelbſt Römer und Chriſten nennen, am Freiheitskampf lauen oder gar keinen Antheil genommen haben, zum Theil es gar mit den Türken hielten und die Palikaren niederſchoſſen. Oder will man läugnen, daß ſich Menidi, die größte und wohlhabendſte Ruralgemeinde Attikas, gegen den Aufſtand erklärte? daß Chaſſia zur Hälfte dieſem Beiſpiele folgte und daß namentlich die albaneſiſchen

Bauern des erſtern Ortes eine größere Anzahl Inſurgenten erſchlugen als ſelbſt die attiſchen Türken? Weiß in Athen nicht Jedermann, daß man es dieſen Menidioten von Seite der untern Behörden heute noch gedenkt? daß man ſie drückt, neckt und tückt? daß folglich in Menidi der geheime Wunſch nach einer Reſtauration der Türkenherrſchaft jedes Jahr offenkundiger wird und nur die Milde und die unpartheiiſche Gerechtigkeit des Königs ernſtere Scenen verhindert hat? Unter den Bürgern der Städte Megara, Kephiſſia, Athen und Oropo dagegen iſt bei gemeinſamer Religion das byzantiniſch-griechiſche Element durch Heirath und Wechſelverkehr mit Albaniern ſo weit zerſetzt und überwältigt, daß mit geringer Ausnahme Jedermann Albaniſch, aber nicht Jedermann Griechiſch verſteht.

Die Geſammtbevölkerung der Hauptſtadt überſtieg nach den zuverläſſigſten Nachrichten beim Ausbruch der Revolution nicht die Zahl von 6000 Seelen, worunter 2000 reine Albanier, beiläufig eben ſo viele Türken und der Reſt byzantiniſche Griechen waren. Allein keine dieſer atheniſchen Griechenfamilien vermochte, wie Hobhouſe ſchon vor vierzig Jahren bemerkte, ihren Stammbaum über die Periode der türkiſchen Eroberung hinaufzurücken. Und doch redet der ehrwürdige Veteran Perrhäbos um 1821 von ächten Nachkommen der Marathonomachen des Herodot! Ach, der gute Perrhäbos! Griechenland iſt in der That

zu einer zweiten Kindheit zurückgekehrt, und wer wollte es übel nehmen, wenn es ſich wehrt, wenn es ſich gegen Mahnungen ſträubt und die ſchwachen Kräfte überſchätzt? Herrſchende Sprache in Attika iſt nicht das Neugriechiſche, ſondern das barbariſch Albaniſche, das ſich ungeachtet einer ganz neuen nach dem Frieden aus Anatolien und Thracien eingewanderten Bevölkerung noch nicht einmal aus den Mauern der Reſidenz verdrängen ließ. Man hat nun freie Wahl von zwei Propoſitionen die eine anzunehmen: entweder waren die polirten und kunſtſinnigen Bewohner der 170 attiſchen Gemeinden in der glanzvollſten Periode des griechiſchen Alterthums zur Zeit der großen Helden, Redner, Dichter und Weltweiſen ebenfalls alphabetloſe albaniſche Barbaren, oder das Land hat eine völlige Verwandlung erlitten — eine Verwandlung, die der Fragmentiſt nicht etwa zuerſt aufgedeckt, ſondern die er nur zuerſt in ein Syſtem gebracht oder vielmehr in ihrer Ausdehnung, in Urſache und Wirkung erforſcht und als hiſtoriſche Thatſache wiſſenſchaftlich begründet hat. Dagegen iſt nun einmal nichts mehr einzuwenden, und ich bitte hundertmal um Vergebung, wenn ich das Zeitungsgerede über falſche Chronologie, falſche Leſeart und Unkunde meinerſeits für eitel Fabelwerk erkläre. Nicht von einer dreijährigen, ſondern von einer „beinahe vierhundertjährigen Verödung Attikas“, nicht etwa nur Athens iſt in der neugriechiſchen Chronik des

Anargyriſchen Kloſters die Rede; nicht τρεῖς χρόνους, ſondern τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους hatte das von mir im Jahre 1833 eingeſehene Exemplar klar und deutlich im Text, deſſen nochmalige Durchſicht mir letzthin geradezu verweigert wurde. Freilich ſind in den vom gelehrten Hrn. Pitaki geſammelten Bruchſtücken wirklich auch die „drei Jahre" Ihres Correſpondenten zu leſen, aber in einer ganz andern Compilation, die den palimpſeſten Namen Anthymos an der Spitze trägt und die Schickſale der Hauptſtadt Attika's zur Zeit der letzten Eroberung durch den Venetianer Moroſini erzählt. Damals (1687) ward nur die Stadt, nicht das von türkiſch geſinnten Albaniern bewohnte flache Land, von der Bürgerſchaft verlaſſen und lag bis 1691 öde. In drei Jahren fällt aber eine menſchenleere Stadt in Griechenland nicht ein und wächst auch kein Oelwald auf den Trümmern, folglich muß in der angefochtenen Stelle jedenfalls von längerer und auch früherer Verwüſtung die Rede ſeyn. Die Chronik, wie ſie jetzt geordnet iſt, ſetzt aber auch jene Kataſtrophe vor Zertrümmerung des byzantiniſchen Reiches durch die Abendländer (1205), vor Beſetzung Attikas durch die große Compagnie der Catalonier (1309), vor Einſturz des Cerestempels in Eleuſis (1470), vor dem Auffliegen des Pandroſiums auf der Akropolis (Julius 1500), endlich vor dem großen Waldbrand auf dem Hymettus (1590 n. Chr.).

Indeſſen nehmen wir keinen Anſtand das Moderne, Unkritiſche, Schwankende und Unſichere dieſer ärmlichen Aufſchreibungen atheniſcher Mönche nach beſſerer Prüfung und ſchärferer Sichtung des Inhalts einzuſehen und anzuerkennen. Schon das Wort φουστα (Fuſtanellen) und die Supplik der attiſchen Ueberbleibſel an den byzantiniſchen Patriarchen als Oberhaupt der Nation deuten auf eine Epoche nach der Eroberung Stambuls durch die Osmanli und auf die Zeiten albaneſiſcher Wanderungen nach Griechenland, die bekanntlich erſt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Anfang nahmen und Attika zuletzt erreichten. Statt Grammatik und Leſetreue des Fragmentiſten anzufechten, hätten die Gegner beſſer gethan ihn aus Form und Inhalt der Citate ſelbſt zu widerlegen. Für ein ſolches Unternehmen reichte aber Takt und Gelehrſamkeit der freundlichen Männer noch nicht hin.

Ein drittes, von den beiden vorigen ganz unabhängiges Bruchſtück der pitakiſchen Sammlung bildet das ebenfalls angeſtrittene, altgriechiſche Sendſchreiben der Ueberbleibſel atheniſcher Bürgerſchaft an den Patriarchen zu Konſtantinopel. Wie aber dieſer Patriarch geheißen habe und in welchem Jahre die Bittſchrift verfaßt worden ſey, iſt im Dokument nicht zu leſen, und es iſt bloße Annahme und willkührliche Vorausſetzung der Gegner, daß es an Johannicius II. (1641) gerichtet oder gar auf die moroſiniſche Spätzeit zu

beziehen ſey. Folglich zerrinnt auch dieſes Argument der Widerſacher in ſich ſelbſt, ohne deßwegen unſere Hypotheſe, als gehöre das Dokument in das zehnte Jahrhundert, zu rechtfertigen und zu begründen. Beide waren in ihren Annahmen zu voreilig und zu unbedacht, der eine durch ſein Zufrühe, der andere durch ſein Zuſpät. Aus beider Unrecht zieht die Wahrheit allein Gewinn.

Daß aber nach Le-Quien's Oriens christianus, aus dem auch Kumas ſein Patriarchenregiſter gezogen, im zehnten Jahrhundert kein Johannicius ſaß, hat der Fragmentiſt in ſeiner Abhandlung (S. 37) ſelbſt eingeſtanden und neulich erſt durch Vergleichung der im Fanar zu Byzanz aufbewahrten Liſte gefunden, daß auch der vierjährige leere Raum durch keinen Oberhirten dieſes Namens auszufüllen ſey. Was ändert aber auch das am Stand der Dinge? Iſt Alt-Attika deßwegen weniger vollſtändig ausgeſtorben und barbariſch geworden? Nur über den Zeitpunkt kann noch geſtritten werden, und vor Allem wäre durch nähere Prüfung und Ergänzung der ſpärlich fließenden Quellen die Periode des albaniſchen Einbruchs in Oſtgriechenland feſtzuſtellen. Vielleicht war gerade für Ermittelung dieſes Punktes mein letzter Aufenthalt in Attika nicht ohne Gewinn. So viel man vorläufig urtheilen kann, iſt die dunkle Erinnerung an die Trübſale der Slavenperiode in den anargyriſchen Fragmenten mit den Gräueln der albaniſchen

Ueberzüge des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts gleichſam in einander gefloſſen und zu einem unentwirrbaren Chaos zuſammengewachſen, aus welchem der Fragmentiſt ſeine Argumente mit größerer Vorſicht hätte ſchöpfen ſollen als wirklich geſchehen iſt. Läugnen wollen daß Athen während der Slaven-Periode von großen Unfällen betroffen wurde, iſt eine offenbare Thorheit, da dieſe große und prachtvolle Stadt am Ende des 12ten Jahrhunderts (1185 bis 1204) laut Zeugniſſes des Erzbiſchofs Michael Choniates zu einer kleinen, armen und der Verödung nahen Ortſchaft herabgeſunken war, die nicht einmal das übliche Thronbeſteigungsgeſchenk an den Kaiſer Alexius zu entrichten das Vermögen beſaß.[1] Jedoch iſt aus beiden gegen den Fragmentiſten citirten neugriechiſchen Autoren auch chronologiſch nicht das geringſte zu lernen, da ſie das Faktum ſelbſt noch nicht kennen. In Griechenland ſind die hiſtoriſchen Begriffe noch ſo wenig geordnet und ſo wenig kritiſch geſichtet, daß ſelbſt die erſten literariſchen Capacitäten noch immer den ſlaviſch redenden, durch ganz Illyrien in Volksliedern heute noch geprieſenen Georg Caſtriota (Scanderbeg) nicht weniger als die bulgariſchen Inſurgenten (1842) um Niſſa zum Stammgut der Hellenen zählen. Nimmt man aber Groß-

[1] *Ἀχρήματος γὰρ ἡ πόλις καὶ πενιχρὰ καὶ τοῦ κύκλου διαγραφῆ καὶ τῶν πόλεων* (l. *πολιτῶν*), *καὶ παράπαν ἀφανισθῆναι κινδυνέυουσα* . . . Tafel, de Thessalonica etc. p. 459.

Turnovo und Präſlawa am Hämus ins helleniſche Gremium auf, was berechtiget Kiew und Smolensko auszuſchließen? Ein griechiſcher Mönch von tüchtiger Gelehrſamkeit hat ein Buch über die „ſehr nahe Verwandtſchaft des helleniſchen Dialektes mit dem ruſſiſchen" geſchrieben und eine fette Jahresrente als Lohn davongetragen. Ich habe bewieſen, daß der nordiſche Anverwandte ſeiner Zeit perſönlich nach Hellas kam, und ſich proviſoriſch auf den Erbgründen des noch lebenden Vetters niederließ. Dagegen verordnen die Studenten Nieſewurz und bekreuzen ſich die Diplomaten. Glauben Sie ja nicht, ich hätte wegen hitzigen Aneinanderfahrens eine üble Meinung von den griechiſchen Muſenſöhnen. Sie ſind nüchtern, arbeitſam, in der Regel von guter Aufführung und wißbegierig in unglaublichem Grade. Mein Lob kann nicht verdächtig ſeyn. Ich habe treffliche und würdige junge Leute in Menge kennen gelernt und in faſt täglichen Gefechten in Athen das gegenſeitige Verſtändniß weit näher gebracht, als wenn ich noch einmal drei Broſchüren mit hundert Beilagen und Citaten geſchrieben hätte. Denn warmblütige Südländer ſträuben ſich gegen harte Wahrheiten weniger lange als die verſteinerten Intelligenzen der kalten Zone. Nur wollen ſie in Athen, daß ſich der fremde Literat nicht in ihr politiſches Kartenſpiel miſche und nicht auf Beſtellung gegen eigene Ueberzeugung ſchreibe. Lange wollte kein Menſch glauben, daß ich nicht für die

Ruſſen arbeite und nicht im czariſchen Solde ſtehe. Dieſen ſchlimmen Verdacht haben aber, ſelbſt nach dem Geſtändniß eines Griechen, die Mongolenfröſte in Athen völlig weggewaſchen. Komme mir jetzt noch einer und ſage, ich ſey Hrn. K. nicht höchlich verpflichtet und Hr. K. ſey kein humaner Mann!

XVI.

Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland [1] mit einander vergleicht und nebenher den frieſiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert.

1.

Herr Greverus iſt vollkommen überzeugt, daß eigentlich die deutſchen Philologen die Türken aus Griechenland vertrieben und das große Seetreffen bei Navarino gewonnen haben. Erſcheint nun ein ſolcher Gramatikus im Piräus, in Athen, in Korinth, ſo iſt es kein gewöhnlicher Fremdling, der unbekannt und unbemerkt für eigenes Vergnügen und eigene Belehrung den Schauplatz großer Ereigniſſe des Alterthums beſucht: es iſt der Befreier des Landes, der Gründer helleniſchen Lebens, der eigentlich „in suam terram“ gekommen iſt, bald, um durch weiſen Rath das Fehlende zu ergänzen, bald um nachzuſuchen, wie weit die Kolonie in materieller und geiſtiger Wohlfahrt vorgeſchritten ſey, allezeit aber um wohl-

[1] 1) Reiſeluſt in Ideen und Bildern aus Griechenland, von F. P. Greverus. Bremen 1839. — 2) Beiträge zur Kenntniß des griechiſchen Landes und Volkes, von Gottfried Herold. Ansbach 1839.

verdiente Huldigung und gebührenden Reſpekt einzuernten von Leuten, die ihnen Alles ſchuldig ſind.

An ſolchen Männern iſt nun, wenigſtens denken ſie es ſo, alles was ihre Perſönlichkeit betrifft, von einigem Belang, kein Schritt im Lande ohne Bedeutung, kein Wort ohne tiefen Sinn, kein Akt ohne Folgen, ſelbſt Eſſen und Trinken eine Handlung von großer Wichtigkeit, deren Kunde auf die ſpäteſte Nachwelt zu kommen verdient.

Bei Hrn. Greverus tritt noch der beſondere Umſtand hinzu, daß er ſeiner Zeit die Ehre hatte, die Königin von Griechenland in deutſchem ABC zu unterrichten, und folglich Namen und Rang eines Didaskalos beſitzt, deſſen Gewicht in griechiſchen Landen Jedermann kennt. Denn was einſt der Atabeg an den Höfen des Orients und der *Τάτα Αὔλης* zu Byzanz geweſen, das iſt heute offenbar der Didaskalos auf der Burg zu Athen, indem ja alle Weisheit und alles Regiment urſprünglich mit dem ABC beginnen muß.

Auf dieſen Grund hin wird es Niemand befremden, wenn Hr. Greverus ſeinen Leſern unter der Hand zu verſtehen gibt, daß er zwar ſchon fünfzig Jahre alt, aber groß von Statur, handfeſt und rüſtig ſey, gut zu Pferde ſitze, engliſch und franzöſiſch verſtehe, Malvaſier und pikante Speiſen liebe, treuherzigen deutſchen Sinn (a true german heart) beſitze, bei dem Frauenzimmer in Kredit ſtehe und einen

lieben Schwiegerſohn habe, dem er ſeine „Reiſeluſt in Ideen und Bildern“ dedicire mit „Wahrheit, Wärme und Klarheit.“

Ob ſich gleich das Buch des Hrn. Greverus über lauter bekannte und oft genug beſchriebene Gegenden verbreitet, ſo enthält es doch eine ſchöne Sammlung zum Theil origineller und manchmal ſogar ziemlich feiner Bemerkungen, wie aus hier anſtehenden Beiſpielen leicht zu erſehen iſt. Als viel reiſender Mann und Menſchenkenner findet Hr. Greverus z. B. daß die Italiener insgeſammt „ſpitzbübiſche und gottloſe“ Leute ſeyen, weil ſie um theures Geld ſchlechten Wein und geringe Koſt, oft aber auch gar keine Koſt verkaufen. Auch bei den Oeſterreichern ſey es nicht geheuer, und Hr. Greverus glaubt das Publikum gegen dieſes Volk ebenfalls warnen zu müſſen, da ihre Betten „ſo voll von Wanzen ſind, daß es Niemand in denſelben aushalten kann.“ Dazu ſey auch die Verpflegung ſchlecht, „das Fleiſch öfter abgeſtanden und der Wein nicht zu genießen. Dagegen zeige ſich auf den franzöſiſchen Regierungsſchiffen der Charakter der ganzen Nation, „der auf Ehrgefühl und Rechtlichkeit (*honnêteté*) baſirt ſey, concentrirt.“ Die Franzoſen ſeyen Menſchen, eine edle und gebildete Nation, wo man Vertrauen ehrt und Zuneigung erwiedert, und für Frühſtück, Mittageſſen und Kaffee ſammt Wein nur vier Franken nimmt. Ueberdies ſehe man auf ihren Dampfſchiffen regel-

mäßig ſechs kleinere Kanonen, ſogenannte Drehbaſſen, „die auf dem Rande des Decks auf einem drehbaren eiſernen Geſtelle ſchwebend, wie Klapperſtörche naiv auf einem Beine ſtehend, mit ihrem einen finſtern Auge neugierig auf das Meer zu lugen ſcheinen.“

Auf der Fahrt von Malta nach Syra waren zwei unverheirathete Damen aus England in der Geſellſchaft. Doch während Hr. Gr. noch auf Mittel ſann ſich ihnen zu nähern, hatte zu ſeinem größten Leidweſen ein junger Franzoſe ſchon ſeine „Approchen“ gemacht, und ließ dem alten Profeſſor nur die wehmüthige Reflexion: „Wo der Franzos handelt, da ſinnen und überlegen die Deutſchen!“ Die Sache nahm aber zur größten Ehre Germaniens eine unerwartete Wendung. Der Franzoſe verſtand kein Engliſch und die Damen kein Franzöſiſch, Hr. Gr. aber verſtand beides und bemächtigte ſich nach Kurzem „ausſchließlich der Priſe.“ Die Unterhaltung hatte noch keine 24 Stunden gedauert, und Hr. Greverus hatte ſchon die Entdeckung gemacht, daß die beiden ledigen Damen heirathen möchten, was ohne eine ſeltene Doſis von Scharfſinn freilich ſonſt Niemand errathen hätte.

In Athen (gewiß eine außerordentliche Merkwürdigkeit) ſey es im Sommer ſtaubig und im Winter ſchmutzig. Und wenn der ſchöne Palikar vor dem Kaffeehauſe della bella Grecia an einer jungen

Landsmännin, deren dunkle Locken mit dem rothen, goldbeſetzten Fes geziert ſind, vorübergeht und ſeinen Schnauzbart zupft, indem das Auge dem Zuge folgt, ſo wolle das jedesmal ſagen: Ich möchte dich freſſen, wie einſt die Türken (S. 27). Außerhalb der Stadt in einem Garten halte der athenäiſche Hoffourier Chriſtos Kegelſpiel und baieriſches Bier, freilich zu einem zehnfach höhern Preis als in München; aber doch ſey es tröſtlich und erhebend „für eine baieriſche Seele, daß ſein vaterländiſches Getränk hier an der Gränze des Orients zu haben iſt.“

Aber des guten Biers ungeachtet haben die Bavareſi in Griechenland doch lange Weile und machen ſaure Geſichter, hauptſächlich weil das Junggeſellenleben in Athen freudenloſer ſey als an jedem Orte des deutſchen Vaterlandes; insbeſondere aber weil ſie auf jeden Umgang mit gebildeten Frauen Verzicht leiſten müſſen, eine Entbehrung, die nach Hrn. Greverus für junge Männer äußerſt empfindlich iſt! Selbſt nach einem vierwöchentlichen Gaſthausleben ſey an ein Näherkommen mit dieſen unzufriedenen, kaltverſchloſſenen Herren Bavareſi nicht zu denken geweſen. Populär in Griechenland ſey eigentlich nur der gefällige, edle Dr. Röſer; der gediegene Dr. Widmer dagegen lebe mehr den Wiſſenſchaften als der Praxis.

Mit Eſſen und Trinken ſehe es in Athen ſehr übel aus; auf feine und wohlſchmeckende Speiſen ſey

durchaus kein Anſpruch zu machen und deßwegen einem europäiſchen Feinſchmecker freundlichſt zu rathen, ſich in Athen nur gleich vor Tiſche zu erhängen, dann ſpare er ſich die Verzweiflung bei demſelben (S. 37).

Der vierwöchentliche Aufenthalt eines ſo weiſen Mannes im Gaſthauſe zu Athen konnte für griechiſche Alterthumskunde natürlich nicht ohne bedeutenden Nutzen bleiben. Sind die Bemerkungen über das alte Athen auch nicht alle durchaus neu, ſo ſind ſie doch in Form und Wendung oft überraſchend ſchön und gedankenreich. Neues, wenn auch in geringem Maße, iſt ja in der Literatur allezeit willkommen, und in vielen Gegenden Deutſchlands, beſonders im Oldenburgiſchen, wird man mit Dank aus Hrn. Greverus Buch erfahren, daß die Burg von Athen Akropolis, der halbzerſtörte Säulentempel daſelbſt Parthenon, und von den beiden Bächlein links und rechts der Stadt das eine Iliſſus, das andere Cephiſſus, der große Berg oſtwärts aber der Hymettus heiße; daß der Hafen Piräus unten am Meere, die Stadt Athen aber weiter oben und landeinwärts liege und zwiſchen beiden eine Straße laufe, auf der man zu Fuß gehen oder auch im Wagen fahren könne; daß in der Nähe das Feld Marathon und die Inſel Salamis ſey, erſteres durch ein Land-, letztere durch ein Seetreffen berühmt, lauter Dinge und Neuigkeiten, die in Europa noch

Niemand gewußt und kein früherer Wanderer durch Griechenland beſprochen hat.

Als mehrwochentlicher Bewohner Attika's glaubt Hr. Greverus, er müſſe ſein Buch auch mit feinem attiſchen Witze ſchmücken, was ihm natürlich leichter als vielen Andern gelingen muß. Kaum hatte Meiſter Greverus gehört, daß einſt ein mohammedaniſcher Heiliger in dem Lehmhäuschen auf dem Architrab der Tempelſäulen des Zeus Olympius bei Waſſer und Brod ſein Leben geſchloſſen habe, als er mit ächt ſokratiſcher Ironie den Zuſatz macht: „Wohl hat er verdient, daß Allah ihn, um ſeine irdiſche Ausdauer zu belohnen, zur Würde eines himmliſchen Wetterhahns auf dem Giebel des Palaſtes im ſiebenten Himmel erhöhe!“ (S. 66).

Nach dieſen merkwürdigen Aufſchlüſſen über Alt-Athen trat Hr. Greverus die Reiſe nach Morea an, um auch über dieſes vermuthlich ebenfalls noch unbekannte Land durch gelehrte Anmerkungen einiges Licht zu verbreiten.

Morea, ſagt Hr. Greverus, ſey eine Halbinſel und habe einſt Peloponneſos geheißen, was man ihm ſchwerlich wegdisputiren kann. In Epidaurus habe er Eier und Fiſche gegeſſen und Pferde gemiethet; auf den Pferden ſey er nachher geritten, wobei er die Küſten und das Meer links hatte. In Argos ſey wieder die Burg auf dem Felſen und die Stadt auf der Ebene, und auf der Straße nach Sparta

habe ihm ein griechiſcher Land-Gend'arme den Reſt einer Mettwurſt „gefreſſen“. Dieſe Mettwurſt aber ſey eine koſtbare Reliquie Braunſchweigs geweſen, die er ſelbſt, um länger daran zu haben, beim Genuſſe ſeines Brodes nur anzuſehen pflegte und ſich dann wunderbar erquickt fühlte. Auf demſelben Wege ſey ihm auch die Wäſche naß geworden und habe er — o des ſchrecklichen Abenteuers! — das regengenetzte Kleid während der Nacht auf dem Leibe trocknen laſſen müſſen, dabei habe er gefroren und ſey auch von den Flöhen gebiſſen worden. Allerdings ein weſentlicher Beitrag zur Kunde Moreas!

Noch ſchlimmer erging es Hrn. Greverus bei einer Mahlzeit auf den Ruinen Sparta's, wo ihn, als den „König des Feſtes“, „eine alte Muſikantin, die nur einen Zahn hatte, ſcharf ins Auge faßte und ihm ſingend bei der Mahlzeit ſtets den einen gräßlichen Zahn zeigte, als wollte ſie ihm dieſen Zahn zum Eſſen leihen“ (S. 182). Dafür habe er ſich in herrlichem Malvaſier weiblich angezecht und ſey dann im klaſſiſchen Taumel durch den Olivenwald nach Miſtra getrabt. Im meſſeniſchen Kloſter Vulkano aber habe er bei endloſem Tiſchgebet der Mönche ſchon „ſeinen Magen Gott empfohlen“, als es endlich doch zum Eſſen ging, wo er dann „mit männlicher norddeutſcher Ausdauer zur Ausleerung der Weinkrüge mitgewirkt.“ Nach Tiſche ging Hr. Greverus auf die Kloſterterraſſe — um „griechiſche Abendluft zu

trinken.“ Hr. Greverus, ſcheint es, hat immer Durſt, begnügt ſich aber in Mangel des Weines auch mit Luft, wie die luſitaniſchen Stuten bei Ariſtoteles.

Aber Alles dieſes ſind nur Kleinigkeiten im Vergleich mit der fünfzehnjährigen bildſchönen Helenaja, die im Dorfe Georgati „mit ſchönem dunkeln Auge unter der edeln Stirn, bewegt, lebendig, feurig unter dunkeln langen Wimpern hervorblickte und ohne Scheu den ſeltenen Fremdling (d. i. den alten Profeſſor Greverus)“ fixirte. Helenaja hatte ein einfaches rothes Band im reichen Lockenhaar, und als Hülle nur ein weißes Unterkleid, das nur bis auf die Mitte des Beines reichte; dann eine von der Sonne gebräunte, gekräftigte Wade, und einen Fuß mit Zehen und Nägeln.“ Ach nicht genug, daß Helenaja's Fuß Zehen und Nägeln hatte, „ſie ſtand beim Geſchäft der Spindel auch noch ganz gerade, hielt aber die dunkeln Wimpern nach dem Boden geſenkt, und ein Friedensengel umſchwebte die Geſichtszüge.“ „„Alles Feuer war bei Helenaja im Auge concentrirt; aber dieſes Feuer habe nichts Stechendes, auch nichts Brennendes gehabt; die Gluth habe ſich von der Unſchuld, nicht etwa von der Leidenſchaft genährt. So etwas ſey ihm in ſeinem Leben nicht vorgekommen. Dagegen habe er auch dieſe Helenaja den ganzen Abend „ſtudirt“ und auch noch einen Theil des Morgens, habe ihr eine Taſſe Kaffe und eine Korallenſchnur aus Neapel gegeben, und ſich beim Abreiſen

nur mit Mühe vom Anblicke ihres Liebreizes losgerissen. Ihr Bild habe ihn bis außerhalb des Dorfes verfolgt, wo es endlich durch die fürchterlichen Wege aus seiner Seele verdrängt wurde.““

Auf dem Wege nach Andritsena wurde der Hr. Professor wieder „von Flöhen und von Gedanken an Klephten geplagt“, und machte sich merkwürdiger Weise gefaßt, an jedem Hohl- und Kreuzwege Räuber auf sich losspringen zu sehen. Dafür habe er aber zu Andritsena tapfer getrunken und gleich darauf zu Olympia gefunden, daß „die Zeit als das gräßlichste Raubthier selbst Steine verschlinge und daß die Gegenwart selbst problematisch sey.“

Weiter vorwärts sey ihm über einen Sturz vom Pferde der Name eines freundlichen Städtchens entfallen und der Führer wegen eines kranken Pferdes zurückgeblieben. Den neuen, einen Buben von achtzehn Jahren, „schüttelte er zusammen und gab ihm ein Paar Ohrfeigen,“ ließ sich aber durch die schönen Hände und Füße einer mitreisenden Dame, deren Liebhaber ein Soldat war, bald wieder in Ordnung bringen. Diese Dame hieß Maria, und „zog, wenn sie auf der Matratze lag, ihre schönen Glieder, wie eine Schlange, eng in sich zusammen“, worauf ihr Hr. Greverus eine gute Nacht wünschte. Aber der achtzehnjährige Bube stach den alten Professor bei der Dame aus, und am andern Morgen war Maria „kalt und höhnisch“, der Führer trank Wein und

ſchalt den alten Herrn einen Hahnrei und zog das Meſſer. Aber der handfeſte Oldenburger ſchlug ihn nieder, und dann noch einen zweiten Hellenen, der dem erſten zu Hülfe eilte und den Profeſſor ſchon bei der Bruſt gepackt hatte; einem dritten und vierten drohte er mit dem Stocke den Schädel einzuſchlagen, wenn ſie ihn anrührten. Der Didaskalos war „außer ſich vor Zorn", und machte — nach eigenem Geſtändniß — „ſo grimmige Geſichter", daß die vier Hellenen von allen weiteren Feindſeligkeiten abſtanden, obgleich das Gefecht in einem Walde vorfiel und Einer gegen Vier in Linie ſtand. In Patras verweigert man dem deutſchen Profeſſor alle Gerechtigkeit, gibt ihm aber dafür in Delphi „vortrefflichen Wein, wohl geeignet, nach Umſtänden, archäologiſche Unterſuchungen über das alte Delphi zu beleben und zu ſchärfen."

Von dieſem delphiſchen Orakelwein wurde auf dem korinthiſchen Golf eine ganze Nacht mit den Griechen ſo tapfer durchgetrunken, daß der Profeſſor ſeine heitere Stimmung bis zur prophetiſchen Begeiſterung trieb und mit dem Becher in der Hand dem lieben theuern Hellas, ohne Zweifel zur großen Beluſtigung der nüchternen Matroſen, die glänzendſte Zukunft weiſſagte. Bei der Landung in Lutraki aber gab es ſchon wieder Streit, und der luſtigen Nacht und des ſchmeichelhaften Horoscops ungeachtet ſtanden doch alle Zechbrüder „mit dem Schuft von

Kapitän gegen den rechtlichen Fremden", um ihn abermal zu betrügen. Hr. Greverus lief in der Sonnengluth, ohne Effekten, zu Fuß nach Korinth und wurde daſelbſt — ſtatt Gerechtigkeit zu finden — „beinahe von den Flöhen verzehrt (S. 229)." Uebrigens fand der Hr. Profeſſor zu Korinth die Stadt wieder am Fuße der Akropolis, die Akropolis aber oben auf dem Berg, und im Karawanſerai einen deutſchen Bedienten, der für einen alten franzöſiſchen Kapitän in griechiſchen Dienſten gerade vor dem Zimmer des deutſchen Profeſſors warme Suppen kochte. Das war ein wichtiges Ereigniß und nimmt eine der weſentlichſten Stellen (S. 238) im Reiſebericht des Verfaſſers ein. Aus dieſem Grund geben wir ſie auch im Original und mit allen Vorzügen ſchöner Gedanken und correcten Styles.

„Schon ſeit drei Tagen hatte ich keine warme Speiſe, in Oel gebratene Fiſche ausgenommen, (Hr. Greverus beſitzt das Geheimniß Fiſche in Oel zu ſchmoren, ohne daß ſie warm werden) gekoſtet und meinte ſchon das Vorurtheil für dergleichen ganz und gar verloren zu haben. Unglücklicher Weiſe weckt der Duft der Kraftbrühe alte Erinnerungen und Gefühle. Mich wenigſtens an dem Dufte zu erquicken, gehe ich, wie gebannt, vor meinem Zimmer hin und wieder, als der gute Landsmann ſympathetiſch meine ſtille Neigung merkt und mich im Namen ſeines Herrn auf den Abend zu Gaſte

ladet. Ich beauftragte ihn, mich anzumelden, und wurde natürlich mit franzöſiſcher Herzlichkeit empfangen."

Beim Eſſen gerieth aber Hr. Greverus bald mit dem gaſtfreundlichen Kapitän wüthend übereinander, einmal wegen der Stärke der Bonapartiſten-Partei in Frankreich, die Hr. Greverus ſehr fein und ſinnreich mit den „letzten Zuckungen des Schwanzes einer geköpften Schlange" vergleichen wollte; und dann auch wegen der Rheingränze, die der Kapitän für ſein Vaterland in Anſpruch nahm, der Profeſſor aber mit großer Tapferkeit gegen den galliſchen Eiſenfreſſer zu ſchirmen ſuchte. In der Bedrängniß ſchleuderte Hr. Greverus den thermopyläiſchen Spruch: „Die Franzoſen möchten kommen und ſie nehmen, — die Deutſchen würden ſie zu vertheidigen wiſſen!" — Dieſes ſchreckliche Wort brachte den alten Kapitän zum Schweigen, und die Rheingränze iſt bis auf den heutigen Tag bei Deutſchland geblieben.

So trank, ſchlug und ſtritt ſich Hr. Greverus in bitterem Kampfe gegen Eſeltreiber, Wanzen und Kapitäne glücklich durch ganz Morea wieder nach Athen zurück.

Sind das etwa, wir fragen den Leſer, nicht ſchöne Reſultate eines wiſſenſchaftlichen Ausfluges in das geprieſene Hellenenland? Eigenthümlichen Forſchungsgeiſt, penetranten Blick, poetiſchen Schwung, beſonders aber guten Geſchmack in der Darſtellung wird hoffentlich Jedermann als weſentliche Vorzüge

verdiente Huldigung und gebührenden Reſpekt einzuernten von Leuten, die ihnen Alles ſchuldig ſind.

An ſolchen Männern iſt nun, wenigſtens denken ſie es ſo, alles was ihre Perſönlichkeit betrifft, von einigem Belang, kein Schritt im Lande ohne Bedeutung, kein Wort ohne tiefen Sinn, kein Akt ohne Folgen, ſelbſt Eſſen und Trinken eine Handlung von großer Wichtigkeit, deren Kunde auf die ſpäteſte Nachwelt zu kommen verdient.

Bei Hrn. Greverus tritt noch der beſondere Umſtand hinzu, daß er ſeiner Zeit die Ehre hatte, die Königin von Griechenland in deutſchem ABC zu unterrichten, und folglich Namen und Rang eines Didaskalos beſitzt, deſſen Gewicht in griechiſchen Landen Jedermann kennt. Denn was einſt der Atabeg an den Höfen des Orients und der *Τάτα Αὔλης* zu Byzanz geweſen, das iſt heute offenbar der Didaskalos auf der Burg zu Athen, indem ja alle Weisheit und alles Regiment urſprünglich mit dem ABC beginnen muß.

Auf dieſen Grund hin wird es Niemand befremden, wenn Hr. Greverus ſeinen Leſern unter der Hand zu verſtehen gibt, daß er zwar ſchon fünfzig Jahre alt, aber groß von Statur, handfeſt und rüſtig ſey, gut zu Pferde ſitze, engliſch und franzöſiſch verſtehe, Malvaſier und pikante Speiſen liebe, treuherzigen deutſchen Sinn (a true german heart) beſitze, bei dem Frauenzimmer in Kredit ſtehe und einen

lieben Schwiegerſohn habe, dem er ſeine „Reiſeluſt in Ideen und Bildern“ dedicire mit „Wahrheit, Wärme und Klarheit.“

Ob ſich gleich das Buch des Hrn. Greverus über lauter bekannte und oft genug beſchriebene Gegenden verbreitet, ſo enthält es doch eine ſchöne Sammlung zum Theil origineller und manchmal ſogar ziemlich feiner Bemerkungen, wie aus hier anſtehenden Beiſpielen leicht zu erſehen iſt. Als viel reiſender Mann und Menſchenkenner findet Hr. Greverus z. B. daß die Italiener insgeſammt „ſpitzbübiſche und gottloſe“ Leute ſeyen, weil ſie um theures Geld ſchlechten Wein und geringe Koſt, oft aber auch gar keine Koſt verkaufen. Auch bei den Oeſterreichern ſey es nicht geheuer, und Hr. Greverus glaubt das Publikum gegen dieſes Volk ebenfalls warnen zu müſſen, da ihre Betten „ſo voll von Wanzen ſind, daß es Niemand in denſelben aushalten kann.“ Dazu ſey auch die Verpflegung ſchlecht, „das Fleiſch öfter abgeſtanden und der Wein nicht zu genießen. Dagegen zeige ſich auf den franzöſiſchen Regierungsſchiffen der Charakter der ganzen Nation, „der auf Ehrgefühl und Rechtlichkeit (*honnêteté*) baſirt ſey, concentrirt.“ Die Franzoſen ſeyen Menſchen, eine edle und gebildete Nation, wo man Vertrauen ehrt und Zuneigung erwiedert, und für Frühſtück, Mittageſſen und Kaffee ſammt Wein nur vier Franken nimmt. Ueberdies ſehe man auf ihren Dampfſchiffen regel-

eher einem Wetterleuchten zu vergleichen, verheert seltener, wenn er auch einschlägt"" (258). Klar und schön gesagt!

19) Geht aber eine Griechin zur europäischen Mode über, „so zieht sie der Satan an, wie sie die Kleider, sie wird gefallsüchtig und coquette wie ein Vögelein" (259).

20) Alle Griechen möchten wenigstens Minister seyn (285), und am meisten unter allen Dingen in der Welt hasset das griechische Volk die Bavaresen, die es „Hebräer" schilt (291).

21) „Der Türke hielt und hält noch jetzt die Griechen für die schlechtesten aller Menschen, und Ibrahim-Pascha soll geäußert haben: er glaube nicht daß sich ein Prinz in Europa finden würde, um ein so schlechtes Volk zu beherrschen" (310).

Ergo sind die Neugriechen Hellenen, was zu beweisen war!

Das Gewicht dieser Argumente wird Jedermann empfinden, und wir gestehen es gerne, die meisten sind ohne Replique. Herr Greverus fühlt es selbst und fragt (256) die Leser voll Bescheidenheit, „ob Fallmerayer nicht ein Erzlügner sey?" Könnte man aber auch weniger sagen, wenn Jemand so bündige Beweise wie die vorstehenden schnöde beseitigen, oder in den peloponnesischen Ortsnamen Bukovina, Warsava, Krakova, Kalisch, Glogova und Podgorizza nicht offenbar das hellenische

Element erkennen, oder aus der albaneſiſchen Redeweiſe, die in mehr als halb Griechenland als Mutterſprache herrſcht, auf die Einwanderung albaneſiſcher Volksſtämme ſchließen wollte? Man muß dem heldenmüthigen Hrn. Greverus noch Dank wiſſen, daß er in ſeiner Kritik ſo polirt und ſchonend iſt.

Damit ſich aber Hr. Greverus auf die Meiſterſchaft ſeiner Syllogismen doch nicht gar zu viel einbilde und ſich etwa im Genuſſe ſeines literariſchen Ruhmes überhebe, wollen wir ihm nur ſagen, daß in Frankreich ſchon vor hundert Jahren ein Hiſtorikus lebte, der in ſeinen Schlüſſen ungefähr denſelben Grad von Schärfe und Bündigkeit entwickelt, den wir ſo eben an Hrn. Greverus bewundert haben. In der Vorrede zur Geſchichte der nordamerikaniſchen Wilden ſagt P. Lafiteau: „nur ein Atheiſt könne behaupten, daß Gott die Uramerikaner in Amerika ſelbſt erſchaffen habe, da ſie offenbar Abkömmlinge der alten Griechen ſeyen, wie ſich aus folgenden vier Gründen unwiderleglich beweiſen laſſe. 1) Die Griechen hatten Fabeln, einige amerikaniſche Stämme auch. 2) Die alten Griechen ſind auf die Jagd gegangen, die amerikaniſchen Wilden gehen auch auf die Jagd. 3) Die Griechen hatten Orakel, die Amerikaner haben Zauberer. 4) Bei den griechiſchen Feſten wurde getanzt, in Amerika tanzt man auch, folglich haben beide Völker gleichen Urſprung.“ Man muß geſtehen, daß dieſe Gründe überzeugend ſind.

Hr. Greverus aber, gleichſam als wären ſeine dreißig Argumente nicht kräftig genug, thut ſich in einem langen Paragraph beſonders darauf viel zu gut, daß ſich in ganz Griechenland eine vom Helleniſchen nur wenig abweichende Sprache erhalten habe. Der gute Mann hat aber nicht gemerkt, daß die größere Hälfte des Feſtlandes und der vorliegenden Inſeln, beſonders der ſtreitbare Theil der Nation, das Schkypi redet, welches mit dem Griechiſchen ungefähr ſo viel Aehnlichkeit hat wie der Dialekt von Oldenburg und Hadeln mit dem Chineſiſchen. Georgati z. B. iſt ganz von Schkypi bewohnt und die ſchöne Helenaja mit der „gekräftigten Wade," die der alte Greverus ſo eifrig „ſtudirte", war ein Schkypi-Mädchen, wie es ſchon ihr Name andeutet. Das Neugriechiſche iſt im byzantiniſchen Reich nur das Verſtändigungsmittel der eingewanderten Stämme unter einander und mit den Ausländern, da kein Fremder das Gerede der Bulgaro-Slaven, der Schkypi, der Zigeuner und Katalanen lernen wollte.

Ebenſo gehören die ſuliotiſchen und die übrigen rumeliotiſchen Kapitäne, deren ſchlanker Wuchs und martialiſche Miene Hrn. Greverus als ein Hauptbeweis ſeiner Theſis gilt, insgeſammt wie die Seehelden von Hydra, zur Schkypi-Race. Und wie oft ſoll man es denn wiederholen, daß namentlich auf dem klaſſiſchen Boden Attika's kein einziges Dorf das Griechiſche als Mutterſprache redet? Wir laſſen

den profunden Kenntniſſen des Hrn. Greverus alle Gerechtigkeit widerfahren, ſo oft von Wein, Flöhen oder Strategie die Rede iſt, da ein deutſcher Grammatikus, wenn er Xenophons Anabaſis leſen kann, eo ipso auch die zehntauſend Mann zu befehligen verſteht. Ohne alle Kenntniß der ſlaviſchen, albaniſchen und türkiſchen Syntax laſſe ſich ja Niemand beigehen, über die Redeweiſe des gemeinen Stadt- und Bauernvolks in Griechenland etwas Stichhaltiges aufzuſtellen. Hr. Greverus iſt aber durchaus nicht der Mann, der hier mitzureden berechtigt wäre. Er will zwar in verſchiedenen Stellen ſeines Buches dem Leſer zu verſtehen geben, daß er des Neugriechiſchen kundig ſey. Allein aus der Art, wie er die Phraſen ſchreibt und erklärt, ſieht man klar, daß er nicht mehr davon verſteht als ein wandernder Handwerksburſch, der hie und da einen Trinkſpruch oder Marktconverſationsausdruck erhaſcht und ſtümperhaft niederſchreibt.

So z. B. leitet Hr. Greverus das im Neugriechiſchen gebräuchliche Wort τζιμπούκι (ſprich Tſchibuki), das Pfeifenrohr, vom lateiniſchen Sambucus (320) ab, da es doch das ganz unveränderte چبوق *tschibuk* der Türken iſt. Zugleich ſcheint Hr. Greverus unglücklicher Weiſe nicht einmal das neugriechiſche ABC gelernt zu haben, weil es ihm ſonſt nicht entgangen wäre, daß die Neugriechen in ausländiſchen Wörtern das b durch μπ zu bezeichnen pflegen.

„Schönen Dank", ſagt Hr. Greverus S. 321, heiße auf Neugriechiſch εὐ χαριστό, gleichſam als wären es zwei Wörter und heiße εὐ ſchön und χαριστό der Dank. Wer weiß denn aber nicht, daß im Neugriechiſchen εὐ gar kein ſelbſtſtändiger Ausdruck iſt, und daß man εὐχαριστῶ ſchreibt, was „ich danke" bedeutet und als Verbum und Periſpomenon zur zweiten Conjugation gehört? Statt εἰς τὸ καλό, zum Guten, ſchreibt Hr. Greverus (277) ἴστο καλό, weil er weder die Orthographie kennt, noch von der ſlaviſchen Vorſchlagſylbe ἐις (ις) eine Ahnung hat. Καλὴ Ψύχη heißt nicht „ſeliges Ende", wie uns Hr. Greverus glauben machen will, ſondern „gute Seele", und iſt ein Trinkſpruch den man betagten Frauen in ganz Griechenland zuzurufen pflegt. Nur in Athen, wo Hr. Greverus in „vierwöchentlichem Gaſthausleben" ſeine neugriechiſchen Studien machte, verbindet eine unerklärliche Lokal-Bizarrerie mit dem καλὴ ψύχη einen kränkenden, ſchiefen Nebenbegriff, und wollen die alten Frauen nicht, daß man ſie „gute Seele" nenne. Dieſer Umſtand mag einen ſo wenig unterrichteten Mann wie Hr. Greverus allerdings in Irrthum führen. Auch iſt es wohl verzeihlich, wenn ein frieſiſcher Magiſter weder vom Türkiſchen noch vom Neugriechiſchen etwas verſteht. Aber was ſoll man ſagen wenn es dem gelahrten Herrn auch im Altgriechiſchen nicht überall glückt und er nicht einmal die Accente richtig ſetzen kann,

wie man aus einer Phraſe S. 69 ſieht? „Die Quellenaufſeher", ſagt er, „heißen auf Altgriechiſch ἐπίσταται κρήνων, was, zwei Grammatikalfehler abgerechnet, auch ganz richtig iſt. Jedermann weiß ja daß ἐπιστάται κρηνῶν geſchrieben werden muß. Für einen Lehrer der griechiſchen Sprache ſind ſolche Schnitzer freilich nicht beſonders empfehlend. Sagen will man hiemit eigentlich nur ſo viel, daß Hr. Greverus beſſer thäte, in ſeinen Reiſebeſchreibungen die leidige Grammatik ganz bei Seite zu laſſen, um den Leſer ausſchließlich mit ſeinen ſo zart und ſo witzig erzählten Abenteuern zu erquicken. Allein nicht zufrieden als Styliſt, als humoriſtiſcher Reiſender und als gelehrter Grammatikus zu glänzen und Griechenland vor aller Verunglimpfung ſiegreich zu ſchirmen, ſtrebt Hr. Greverus in ſeinem ſtreitbaren Sinn nach höhern Triumphen und erläßt S. 354, man weiß eigentlich nicht recht warum, ein ſcharfes Manifeſt gegen den „Fanatismus der römiſchen Kurie".

„Rom und ſeine Jeſuiten", heißt es in dieſem merkwürdigen Aktenſtück, „wollen die Sonnenrinder der Zeit bei den Schwänzen wieder in ihre Kakushöhle ziehen! Wohin ihr Verſuch führen wird, das werden wir ſehen — gewiß nicht zur Unterwerfung der Welt unter den römiſchen Pantoffel, ſondern nur dazu, daß die Proteſtanten zur Einheit erwachen, mehr als es ſeit langer Zeit der Fall war, das

Glück der Freiheit von aller Pfaffenherrſchaft fühlen, und ihren katholiſchen Mitbrüdern, wo ſie können, die Hand reichen, ſich von dem Sklavenjoche zu befreien — was ſie bisher unbarmherziger Weiſe nicht gethan haben! — Nur heraus zum offenen Kampfe, Hierarchie! — Licht oder Finſterniß die Loſung — Vermittelung gibt es nicht und Dämmerung iſt gerade die Zeit, wo die meiſten Eulen fliegen! — Nun ja, wir Abendländer wollen ſchon mit dem Fanatism fertig werden!" —

O der fürchterliche Greverus, wie ein Centaur, wie ein Gigant rückt er heran,

Οἷος Κενταύρων στρατὸς ἔρχεται ἠδὲ γιγάντων!

Doch man verzage nicht, der Rieſe iſt zu bändigen. Er deutet das Mittel zu ſeiner Beſänftigung ſelbſt klar und unzweifelhaft an. „Vierundzwanzig- und Sechsunddreißigpfünder in Piſtolenſchußweite auf die Bruſt geſetzt," ruft er bei Gelegenheit der Schlacht bei Navarino S. 373 aus. „Mir dröhnten beim bloßen Gedanken die Ohren." Hr. Greverus, ſo viel leuchtet ein, iſt kein gewöhnlicher Gegner; es braucht grobes Geſchütz, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da wir aber mit dergleichen nicht verſehen ſind, laſſen wir den Streit vor der Hand auf ſich beruhen und eilen zum Schluſſe.

Mit der Weſtküſte Morea's, die er auf der Heimfahrt erblickte, war Hr. Greverus beſſer zufrieden als mit der Oſtküſte. In Korfu aber fand er weniger

Wohlſtand als er erwartete. Jedoch ſollten die Korfioten wünſchen, dem griechiſchen Königreiche anzugehören. Hr. Greverus iſt aber nicht geneigt, dieſe Inſulaner jetzt ſchon in den helleniſchen Staatsverband zuzulaſſen. Ihr Wunſch, ſagt er, kann mit der Zeit einmal in Erfüllung gehen, wenn wir erſt Konſtantinopel haben, was natürlich nächſtens geſchehen wird.

2.

Hr. Herold hat vollkommen Recht, ſein kerngeſundes Büchlein über Griechenland, ob es gleich dem Hauptinhalte nach ſchon früher in einer vortrefflichen Zeitſchrift erſchien, als beſondern Abdruck und umgearbeitet dem Publikum vorzulegen. Tadeln, denn wir wollen gleich mit der Schattenſeite herausrücken, kann man an dieſer Schrift nur ihre Kürze. Wer ſo lange und in ſo günſtigen Verhältniſſen unter den Griechen lebte und der Landesſprache ſo vollkommen kundig iſt, und überdies im Schreiben ſo richtig Takt und Maß zu halten verſteht, wie der Herr Verfaſſer, beſitzt alle Titel über dieſes intereſſante und ſo verſchieden beurtheilte Land mit größerer Weitläufigkeit zu reden als es hier geſchieht.

Man hat in Deutſchland und wohl auch in

andern Ländern, an der poetiſchen Proſa, in der es bisher üblich war über neugriechiſche Zuſtände abzuhandeln, endlich von Herzen ſatt. Und eben weil in dieſer Sache nur nüchtern, gut und naturtreu Geſchriebenes noch Beachtung finden kann, glauben wir vorliegende Arbeit, ſo klein ſie iſt, dem leſenden Publikum empfehlen zu müſſen. Hr. Herold machte zu verſchiedenen Zeiten von Nauplia Ausflüge in die verſchiedenen Theile Morea's, die mit einer vollſtändigen Rundreiſe durch die Halbinſel, und am Ende noch zur See nach einem großen Theil der Cykladen ſchloſſen, ſo daß ſein Bericht unter allen Touriſten der ſechs letzten Jahre, ſeiner Kürze ungeachtet, dennoch als der umfaſſendſte gelten kann.

Es thut einem Leid, daß Griechenland ſo klein und das Ziel des Wanderers ſo ſchnell gefunden iſt. Warum füllt nicht wenigſtens (ſo denkt der Leſer bei ſich ſelbſt) den leeren Raum zwiſchen Milos und Nauplia ein Kranz fruchtbarer, romantiſcher Eilande, damit uns Hr. Herold auch von dieſen ein ſo heiteres und lebenswarmes Bild entwerfe, wie von Tinos, Naxos und Santorin? Oder vielmehr, wie kann denn Jemand, der ſich mehr als zwei Jahre im Lande aufgehalten und dort ſo viel geſehen hat, ſeine Nachrichten auf 167 Seiten zuſammendrängen, während Hr. Greverus, der kaum zwei Monate in Hellas war und dieſe Zeit noch großentheils im Wirthshaus verlebte, dennoch 387 enggedruckte Seiten zum Beſten

gibt? Der Inhalt beider Schriften erklärt die Ungleichheit ihres Umfanges zur Genüge. Wenn es erlaubt iſt der Sache den wahren Namen zu geben, ſo möchten wir Hrn. Greverus' Buch ſtatt „Reiſeluſt in Ideen und Bildern" lieber die „Wein- und Wanzenchronik von Morea" nennen. Denn ſtreicht man alle die endloſen und ekelhaften Tiraden über die eben genannten Gegenſtände, um die ſich das Publikum gewiß eben ſo wenig kümmert als um die burlesken Balgereien und Wirthshausſcenen des Herrn Magiſters, aus dem Buche weg, was anders bleibt denn übrig zur Belehrung des neugierigen Leſers über das Land und ſeine Bewohner, als abgedroſchenes Schulgezänk und geographiſche Notizen über das alte, längſt vergeſſene Hellas, die man uns ſeit bald zwanzig Jahren in unzähligen Broſchüren bis zum Ekel vorgetändelt hat? Hätte Hr. Greverus ſeine deutſchen Landsleute in der Kunde Neugriechenlands nur um einen Schritt weiter gebracht, nur einen neuen Gedanken in Umlauf geſetzt, nur einen Irrthum berichtigt, ſo mußte man dieſes einzigen guten Gedankens wegen alle Plattheiten ſeiner langweiligen Rhapſodie vergeben. Allein mit dem beſten Willen haben wir im ganzen Buche nichts dergleichen zu entdecken vermocht. Hr. Greverus hat in Griechenland nichts geſehen und nichts gelernt. Wir machen ihm zwar keinen Vorwurf über ſeine Unwiſſenheit, denn Jedermann hat das Recht auf eigene Gefahr

ein Ignorant zu seyn. Hat aber ein solcher Mann die Unvorsichtigkeit, über eine Materie, in der es ihm erweislich selbst an den Elementarkenntnissen gebricht, als Diktator das Wort zu nehmen und besser Unterrichtete vor sein Tribunal zu ziehen, so darf man eine solche Thorheit nicht ungestraft vorübergehen lassen. Warum mischt sich der Mann in den Streit, ohne die beiderseitigen Akten einzusehen und mit Sorgfalt vorher zu prüfen, was und wie viel die Parteien bisher ins Spiel gebracht?

Bei Hrn. Herold dagegen hat der Schul-Enthusiasmus, dessen Spuren übrigens in seiner Schrift nicht zu verkennen sind, den gesunden Sinn nicht erstickt. Er hat gefunden, daß dem moraitischen Bauernvolk die albanische Sprache geläufiger als das Griechische ist; daß dies Albanesische meistens auf dem platten Lande, vorzugsweise jedoch unter den Weibern herrscht, die sehr wenig Verkehr mit den Romäern oder Gräken, d. h. Neugriechen, haben.

Unter allen deutschen Gelehrten, die seit dem Ausbruche der Revolution ihre Wanderzüge durch Morea drucken ließen, ist unseres Wissens Hr. Herold der erste, der in so klaren und unumwundenen Worten das Nebeneinanderwohnen zweier radical verschiedenen Volksstämme im Peloponnes beurkundet und eingesteht. Und zwar „gehöre das Landvolk beinahe insgesammt zur albanesischen Race und werde von den Gräken (der Städte) gering geschätzt."

Bei einer frühern Gelegenheit hat man ſchon einmal bemerkt, daß namentlich die Weiber auf der Inſel Hydra erſt ſeit dem Aufſtande allgemein das Neugriechiſche zu lernen begonnen, indem das Albaneſiſche bei ihnen, wie allenthalben in Griechenland, die wahre Haus- und Familienſprache bildet.

Die Albaneſen ſind auf griechiſchem Boden heut zu Tage was ſie von jeher und überall waren, ein Schiffer-, Soldaten- und Bauernvolk, welches mit Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft ſeit uralter Zeit ſo wenig zu ſchaffen hatte, daß ſie noch zur Stunde nicht einmal ein Alphabet beſitzen. Ihr Idiom hat Ueberfluß an ſtummen ee und an Naſaltönen, folglich iſt das franzöſiſche ABC vorzugsweiſe geeignet, die Begriffe dieſes ungelehrten Volkes darzuſtellen. Auch die deutſchen Buchſtaben mit geringem Zuſatze könnten dieſem Zwecke dienen; am wenigſten aber die griechiſchen oder gar die türkiſchen, deren ſie ſich häufig bedienen. Was z. B. der Grieche auf Helleniſch σελήνη und gemein φεγγάρι nennt, lautet im Albaneſiſchen ungefähr wie „Hönöſe“ (die beiden erſten Sylben kurz und die letzte halbverſchlungen, das Ganze aber durch die Naſe geſprochen). Brod nennen ſie Bouque, Fleiſch Miſch und die Traube Ruſch (rrouche, doppel r am Anfang). Diéoue iſt die Sonne, Gneri der Mann, und Dyâle der Knabe, Plural Dyâlem, und mit dem Artikel, der im Albaneſiſchen nachgeſetzt und angehängt wird,

Dyälemte, die Knaben, τὰ παιδιά. Wenn der Grieche ſagt: ἔλα μέσα, „komm herein!“ lautet dieſelbe Phraſe im Schkypi: ejám brdá. Vergleiche man den neugriechiſchen Satz: σ' τὸν Μορεὰν εὑρίσκονται πολλὰ χωρία, ὁποῦ μιλοῦν 'Αρβανιτικά (d. i. in Morea findet man viele Dörfer, wo man Albaneſiſch redet) mit der albaneſiſchen Ueberſetzung: Nde more yäne ſchume katonde tſchö flaçen Arbriſcht, und man hat ein lebendiges Muſter, wie man auf Hydra, in Attika und dem größeren Theile von Griechenland redet.

Ueber das geiſtige Vermögen dieſes Albaneſen-Volkes kann man ſich kein Urtheil erlauben, da es in dieſem Felde noch nie einen Verſuch gemacht. Arbeitſam in der Heimath und tapfer im Kriege zu ſeyn, war bisher ſein ganzer Ruhm. Es gab der Welt den Skanderbeg, den Markus Botzaris, die Männer von Suli und Hydra, vollgültige Bürgen ſoldatiſcher Tüchtigkeit und ächten Heldenmuths.

In Griechenland ſind die meiſten Albaneſen Chriſten geblieben, während ſie im Stammlande großentheils den Islam angenommen und ſich über alle Provinzen des türkiſchen Reiches unter der Benennung Schkypitaren oder Arnauten als Miethſoldaten verbreitet haben. Mit dem Glauben ihrer Väter haben die chriſtlichen Albaneſen Griechenlands auch den alten Volksnamen bewahrt und nennen ſich — nach dem

Genius ihrer Sprache — Arbriſcht, woraus die Griechen Ἀρβανῖτις machen.[1] Für Grieche dagegen haben die Albaneſen durchweg die Benennung Schklariſcht, d. i. Sklave (Σκλάβος der Byzantiner), was bei uns vielen Leuten ſonderbar ſcheinen mag. Vielleicht erkennt Hr. Greverus hierin auch eine Verſchwörung des armen albanitiſchen Bauernvolks gegen das Hellenenthum!

Unter ſolchen Umſtänden wird es Niemand überraſchen, wenn Hr. Herold ſagt, die alten Eigennamen ſeyen im Gedächtniß der Moraiten vollſtändig erloſchen, der Bach Heliſſon auf den Trümmern von Megalopolis heiße jetzt Warwuzena, und im Herzen der Halbinſel ſelbſt ſeyen Leute zu treffen, die kein Wort griechiſch verſtehen.

Auch glaubt Hr. Herold, man könne ein eifriger Verehrer des claſſiſchen Alterthums ſeyn und doch die Bemerkung machen, daß die Spuren der untergegangenen helleniſchen Welt zwar an vielen Orten ſichtbar, aber keineswegs von ſolcher Bedeutung ſeyen, als man durch Gell's Reiſebericht von Morea zu glauben veranlaßt werde. Und die Neugierde, die Alles zu ſehen treibe, müſſe ſich am Ende mit einigen alten Trümmern begnügen. Neben einer ſeltenen Correctheit in griechiſchen Eigennamen iſt es vorzüglich dieſer nüchterne, unpartheiiſche Sinn, der

[1] Viele Patronymica enden im Albaneſiſchen auf –iſcht. Z. B. Türkiſcht, Frengiſcht, d. i. Türken, Franken.

dem Leſer Vertrauen einflößt und Herold's Büchlein in die Reihe der vorzüglichſten Produkte dieſer Gattung ſtellt. Die wenigſten Leſer verlangen zu wiſſen, wie viel etwa ein deutſcher Philolog in Morea Wein getrunken, oder wie oft ihn die Flöhe beunruhigt haben. Hr. Herold, ſcheint es, iſt derſelben Anſicht und verſteht die Aufmerkſamkeit des Leſers würdiger und geſchmackvoller zu beſchäftigen, als ſein Herr Amtsbruder Greverus in Oldenburg, über deſſen armſelige Diatribe ſich Herold's Beiträge ſo weit erheben,

Quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Was Hr. Herold von dem ſchroffen Gegenſatz und unaustilgbaren Widerwillen zwiſchen den Griechen der morgenländiſchen Kirche und ihren Brüdern, den römiſch-katholiſchen Griechen von Alt-Syra und andern Cykladen erzählt, iſt nur zu wahr. Allein vielleicht nicht ganz richtig iſt ſeine Meinung, daß dieſe katholiſchen Griechen lauter Abkömmlinge abendländiſcher Koloniſten ſeyen. Einige Primatialgeſchlechter abgerechnet, deren Familiennamen fränkiſchen Urſprung verrathen, ſind ſie doch zum Theil noch die alten, einheimiſchen Kinder dieſer Eilande, die ſeit dem Concilium von Florenz (1436) die Union mit der abendländiſchen Kirche mit unverbrüchlicher Treue bewahren, und aus dieſem Grunde von den Anhängern der Nationalkirche als Ueberläufer, falſche Brüder und Verräther gebrandmarkt und gleich unheilbar verpeſteten Gliedern vom Körper der byzan-

tiniſchen Nation auf ewig getrennt und weggeſchnitten ſind. Nicht wer griechiſch redet, ſondern wer griechiſch glaubt, gehört zum griechiſchen Volke, und die Nationalität im byzantiniſchen Reiche hat ſich zu den Hörnern des Altars und zum ewig unwandelbaren Dogma der Kirche geflüchtet.

Zum Schluſſe wollen wir noch eine Stelle in Betreff der dicht an Delos liegenden Inſel Rheneia wörtlich anführen, weil ſie in dem Verfaſſer eine ſeltene Mäßigung und Billigkeit in Beurtheilung kirchlicher Dinge offenbart.

„Die Inſel Rheneia", heißt es S. 121, „iſt ebenfalls öde, und ihr bisheriger einziger Bewohner, ein alter Einſiedler, durch gehäſſige Strenge unkluger Beamten, die in ihrem übertriebenen Eifer für Vermehrung des Kirchenſchatzes jede leere Kapelle, jeden Zufluchtsort des Elends einziehen und feilbieten, ohne zu berechnen, wie ſehr ſie durch ihre Rückſichtsloſigkeit dem Anſehen der Regierung ſchaden, aus ſeiner ſichern Wohnung vertrieben worden. Dieſer Gewaltſtreich hat die Gemüther um ſo mehr empört, je ſchneller die Folgen davon fühlbar wurden. Wenn früher ein Schifflein durch Sturm genöthigt war, dort zu landen, ſo hatten die Seefahrer den Troſt, bei einem lebenden Weſen Aufnahme und Brod zu finden. Als ſich nun neulich ein gleicher Fall ereignete, und die bedrängten Schiffer an dem bekannten Orte Hülfe ſuchten, ſahen ſie ſich zu ihrem Schrecken

getäuſcht, und der Gefahr, zu verhungern, ausgeſetzt. Denn man muß wiſſen, daß bei dem geringen Mundvorrathe, den dieſe Leute mit ſich zu führen pflegen, leicht der größte Mangel eintritt, wenn ſie durch irgend einen Zufall an der ſchnellen Erreichung ihres Zieles verhindert werden."

Vergleicht man dieſe humane ſchonende Rede mit dem tragi-komiſchen Bombaſt des Hrn. Greverus in ſeiner Kriegserklärung gegen die römiſche Kurie, ſo iſt der Leſer nicht lange zweifelhaft, auf welcher Seite der beſſere Geſchmack und der klügere Sinn zu ſuchen ſey.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.